

Deutsches Archiv für Landes- u. Volksforschung

Herausgeber

Ä. Brackmann/Berlin – H. Haßinger/Wien

Fr. Metz/Freiburg i. Br.

Schriftleitung E. Meynen/Berlin

I. Jahrgang

Heft 4

November 1937

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung

Herausgeber: Prof. Dr. A. Brackmann, Berlin - Prof. Dr. H. Halsinger, Wien
Prof. Dr. Fr. Metz, Freiburg i. Br.

Schriftleitung: Doz. Dr. E. Meynen, Berlin NW 7, Schadowstr. 1 b. — Fernspr. 11 45 68

Manuskriptsendungen und Anfragen werden an die Schriftleitung erbeten. Nachdruck der Beiträge ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet

I. Jahrgang • Heft 4 • November 1937

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Gesamtumfang von mindestens 832 Seiten mit Kartenbeilagen und Bildern auf Kunstdruckpapier. Preis des Jahrganges RM 20.—, des einzelnen Heftes RM 6.—
Postcheckkonto des Verlages Leipzig 226

Inhalt von Heft 4:

	Seite
N. Krebs: Die Ostgrenze des deutschen Volkstums im Spiegel der Bevölkerungsverschiebung. Karte XIV	793
W. Kuhn: Die deutschen Siedlungsräume im Südosten. Karte XV	808
E. Lendl: Die Tochtersiedlungsbewegung in der Schwäbischen Türkei. Ein Beitrag zur Wanderungsforschung in den südostdeutschen Volksinseln	828
F. Stanglitz: Die Ansiedlung von Oberösterreichern in Deutsch-Mokra im 18. Jahrhundert. Mit zwei Textkarten	840
H. Hirsch: Die Entstehung der Grenze zwischen Niederösterreich und Mähren	856
W. Knapp: Der Burgentypus in der Steiermark. Weg und Ziel neuzeitlicher Burgenforschung. Karte XVI	867
W. Körte: Werke deutscher Meister im Friaul. Mit drei Bildtafeln	880
J. de Vries: Die germanische Landnahme in den Niederlanden	894
M. H. Boehm: Die Krise der Volkskunde	907
H. J. Seraphim: Das Schrifttum über Agrarverfassung und Agrarpolitik der deutschen Volksgruppen in Nordost- und Südosteuropa. II. Das Schrifttum über das deutsche Bauerntum in Wolhynien	933
W. Stubenrauch: Bemerkungen über das polnische agrarpolitische Schrifttum der letzten Jahre	947
A. Karasik-Langer: Die deutsche Volkskundeforschung im heutigen Ungarn. (Fortsetzung)... ..	959
H. Klocke: Landvolk und Dorf in madjarischer und rumänischer Sicht	990
H. Helbig: Verzeichnis der seit 1920 erschienenen Literatur über das Erzgebirge, sächsischen und böhmischen Anteils (Auswahl)	1024

Dieses Heft enthält die Prospekte: „Atlas der deutschen Volkskunde“, über den eine eingehende Besprechung folgt, und „Das Burzenland“.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

0x 0x
Mit vorliegendem Heft schließt der erste Jahrgang des Deutschen Archivs für Landes- und Volksforschung. Wir haben ihn nicht mit Versprechungen begonnen, sondern ließen die Arbeit selbst sprechen. Natürlich hat nur ein Teil der Fragen und Aufgaben in den vier ersten Heften Berücksichtigung finden können. Aber indem wir uns dessen bewußt sind, soll es uns zu weiterer Arbeit bestimmen.

Das vierte Heft ist auf eine Anregung der Mitarbeiter und Freunde Herrn Professor H. Haßinger, der derzeit selbst auf einer Auslandsreise weilt, zu seinem 60. Geburtstage gewidmet. Die zur Verfügung gestellten Beiträge sind so zahlreich bei der Schriftleitung eingegangen, daß wir, sollte der Rahmen der Hefte nicht gesprengt werden, uns gezwungen sahen, einen Teil der Beiträge auf die nächsten Hefte zu verteilen. Trotzdem mußten wir den für den 1. Jahrgang vorgesehenen Umfang von 832 Seiten auf 1060 Seiten erweitern.

Wenn das Deutsche Archiv für Landes- und Volksforschung bereits heute ein Mittelpunkt der deutschen Volksforschung geworden ist, so ist dies der Bereitschaft aller Kreise zur Mitarbeit zu danken. Der Verlag C. Hirzel hat sich dem Unternehmen in großzügigster Weise zur Verfügung gestellt; er wird mit der zunehmenden Abnehmerzahl sich noch mehr der Ausgestaltung der Hefte widmen. Bild und Karte sollen auch in Zukunft besonders gepflegt werden.

Das Deutsche Archiv für Landes- und Volksforschung dient in verantwortungsvoller Forschung, unterrichtendem Überblick und neuer Fragestellung der Kenntnis von deutschem Land und Volk, ihrer inneren Verbundenheit wie im besonderen dem Wissen um das nachbarliche Verhältnis des Deutschen zu anderem Volkstum. Der Blick auch auf die Forschungsziele und Wissenschaftsarbeit der Anderen wird hierbei vielfach Eigenes klarer erkennen lassen.

D-04/750/10

20.02



[10-3]

C-135893

604792 III

*Freunde, Schüler und Mitarbeiter
widmen ihre Beiträge H. Hassinger
zu seinem sechzigsten Geburtstage.*

br

Die Ostgrenze des deutschen Volkstums im Spiegel der Bevölkerungsverschiebung

Von Norbert Krebs

Mit einer Karte

Die Entwicklung der Bevölkerung Europas war in den letzten beiden Menschenaltern von Land zu Land bekanntlich sehr verschieden. Der Stagnation der französischen Bevölkerung haben sich mit der Verringerung der Geburtenzahl große Teile West- und Nordeuropas — mit alleiniger Ausnahme der Niederlande — angeschlossen, während das gewaltige Wachstum der Bevölkerung Rußlands und Südosteuropas trotz der Kriege und wirtschaftlicher Nöte weiterbestand. Die wirtschaftliche Entwicklung aber bevorzugte wieder den Westen und die Mitte durch die Hebung von Industrie und Verkehr, die viele Menschen anzog. Das geschah in großen Teilen Europas auf Kosten der Landwirtschaft. Aber doch nicht überall. Neben Gebieten der Landflucht gibt es solche der Landnahme, und in einer Grenzzone Mittel- und Osteuropas gibt es sogar einen breiten Streifen Landes, wo neben den Anfängen der Industrialisierung auch noch eine räumliche Erweiterung der Kulturlächen und eine Intensivierung der Betriebe der wachsenden Menschheit erneute Entfaltungsmöglichkeiten bot. In den letzten Jahrzehnten sind die zwischenstaatlichen Wanderbewegungen im ganzen geringer geworden, soweit nicht gerade die territorialen Veränderungen selbst Massenbewegungen ausgelöst haben. Die Binnenwanderungen gingen weiter und haben eine gewisse Angleichung innerhalb der Reiche herbeigeführt, und im selben Sinne wirkten auch von den Staaten geförderte wirtschaftliche Maßnahmen.

Dennoch genügen einem tieferen Verständnis nicht die Gegenüberstellungen größerer politischer Einheiten. Es ist nötig, die Bevölkerungsbewegung, ihre Vermehrung oder Verminderung, besonders aber ihre Verlagerung in kleinen Räumen, und tunlichst gesondert für Stadt und Land zu überblicken. Nur eine in regionale Einzelheiten eindringende Darstellung kann auch zu den Fragen Stellung nehmen, wie weit heutige oder einstige Staatsgrenzen, stabile oder variable Volksgrenzen oder Grenzen von Wirtschaftsbezirken und Wirtschaftsstufen zusammenfallen mit solchen ungleichen Wachstums der Bevölkerung. Solche Fragen sollen hier aufgeworfen werden für das Gebiet an der Ostgrenze des Deutschen Volkstums — an der Hand einer Karte,

die eben in der ersten Lieferung des „Atlas des Deutschen Lebensraumes in Mitteleuropa“ erschienen ist und die das Bibliographische Institut in Leipzig dieser Zeitschrift dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat.

Zum besseren Verständnis ist es allerdings nötig, mit einigen Sätzen auf die Methode einzugehen, die für die Zeichnung der Karte maßgebend war, welche ich auf Grund längerer Vorarbeiten zusammen mit meinen wissenschaftlichen Mitarbeitern Dr. R. Stepp und Dr. H. Waldbaur entworfen habe. Sie beruht auf den offiziellen Zahlenwerken der verschiedenen Staaten, deren Volkszählungen allerdings nicht alle in die gleichen Jahre fallen, so daß die Perioden ungleich lang sind. Die Ergebnisse werden in der absoluten Methode dargestellt, so daß der Karte das Wachstum oder die Abnahme der Bevölkerung unmittelbar in Tausendern entnommen werden kann. Das hat den Vorzug, daß man bei der Setzung der Punkte unabhängig ist von der oft wechselnden Grenze der einzelnen Verwaltungsbezirke und der dadurch veranlaßten Unvergleichbarkeit der Dichtezahlen. Wir versuchen eine kartographische Darstellung, während die relative Methode, die das prozentuale Wachstum darstellt, sich nicht über ein Kartogramm erheben kann. Aber es sei zugegeben, daß auf unserer Karte dicht bewohnte Gebiete bei gleichem prozentualem Wachstum besser abschneiden als dünn bevölkerte, die auch bei schnellem Wachstum nur wenige Punkte bekommen. Ein Vergleich mit der vor kurzem erschienenen Karte von H. Haufe¹ mag die Ergänzung bringen und zugleich die Vorzüge beider Methoden erhellen. So wenig wie Haufe waren wir in der Lage, die Berechnung für jede Gemeinde durchzuführen, obwohl wir das in einzelnen, gesondert gelagerten Fällen getan haben. In der Hauptsache beschränkten wir uns auf die Zahlen für die kleinsten Verwaltungseinheiten (Kreise, Gerichts-, Amtsbezirke usw.), jedoch nach Abzug der Bevölkerung aller jener Orte, die mindestens 2000 Einwohner zählen oder als Markt- und Verwaltungszentren sonst aus dem Rahmen der Landgemeinden herausfallen. Alle diese Orte mußten in ihrem Wachstum gesondert berechnet werden, weil ihre Entwicklung in den meisten Fällen, ihrer sozialen Struktur entsprechend, von der des flachen Landes abwich. Wenn H. Haufe die kleinen Sammelpunkte des Verkehrs noch zum Land rechnet und die Grenze der ausgeschiedenen Orte erst bei 15 000 Einwohnern annimmt, verschleiert er zu sehr diese verschiedenartige Entwicklung und zeigt die im größten Teil Mitteleuropas vor sich gehende Landflucht, die gerade um 1870 einsetzte, nicht in ihrer ganzen Schwere und weiten Verbreitung. Das Bestreben der Karte muß aber sein, die Tendenz der Bewegung in sozial verschieden aufgebauten Gebieten auch für kleine Räume richtig herauszuarbeiten. Auch nach Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes ergaben sich noch Schwierigkeiten infolge der Veränderung der Bezirke und vornehmlich durch das Wachstum der großen Städte, die früher ländliche Gemeinden sich eingliederten. Hier gibt es alle möglichen Formen der „Verstädterung“, denen oft nur der Lokalkenner gerecht werden

¹ H. Haufe, Die Bevölkerung Europas. Stadt und Land im 19. und 20. Jahrhundert. Neue Deutsche Forschungen. Berlin 1936.

kann. Nur als Grundsatz kann aufgestellt werden, daß, soweit es die Statistik erlaubt, versucht worden ist, die noch nicht völlig mit dem Zentrum verschmolzenen Randorte gesondert zu berechnen.

Die Wahl der Signaturen ist der Legende zu entnehmen. Daß von einer Volkszunahme von 25 000 Menschen an eine andere Farbe gewählt wurde, entspricht einerseits der Forderung der Flächentreue, die es nicht gestattet, eine größere Zahl von Zeichen nebeneinanderzustellen, und zum andern der Absicht, die Zentren besonders starken Anwachsens auch besonders herauszustellen. Vielleicht findet mancher Leser, daß die blauen Striche zu aufdringlich sind im Vergleich zu den schwarzen Punkten, die den gleichen Wert von tausend Menschen darstellen. Man möge aber bedenken, daß bei einem durchschnittlichen Geburtenüberschuß von nur 5‰ im Jahr sich in 60 Jahren einfach aus dem natürlichen Wachstum der Bevölkerung heraus schon eine Zunahme von 30 % ergibt, die geringfügigste Abnahme also schon weit unter dem zu erwartenden Mittel liegt. Eine solche Abnahme ist also ebenso ein Extrem der Bevölkerungsverschiebung nach der negativen Seite wie die rot gezeichnete starke Zunahme eine solche auf der positiven. Abnahmegebiete, ja schon solche geringen Wachstums, sind stets Gebiete einer unnatürlichen Entwicklung und darum auch solche gefährdeter sozialer Struktur, die aus bevölkerungspolitischen Gründen hervorgehoben werden sollen. Unsere Karte zeigt ja das Zusammenwirken zweier verschiedener Faktoren, des Geburtenüberschusses und der Wanderungsbilanz. So gehen in die Karte einerseits biologische und soziologische Momente ein, wie die Volkskraft und Geburtenfreudigkeit, Lebensstandard und Altersfürsorge einschließlich der hygienischen Verhältnisse, von denen die Sterblichkeit abhängt. Andererseits bestimmen sie wirtschaftliche Faktoren, die, wie einleitend angedeutet, doch nicht überall die alleinige Bevorzugung von Industrie und Verkehr mit sich brachten².

*

Dem Zweck dieses Aufsatzes entsprechend, soll nun nicht der Inhalt der ganzen Karte besprochen werden, sondern nur jener Streifen, der das deutsche Volksgebiet

² Die genaue Position der Punkte oder Striche innerhalb der Verwaltungseinheiten ist von einer individuellen Auffassung nicht freizumachen, da ja tausend Menschen Zu- oder Abnahme immer eine Summation aus verschiedenen Gemeindegebieten, also einem größeren Areal bedeuten. Lokalkenner würden in manchen Fällen anders entscheiden. Im großen gesehen dürften sich aber die Abweichungen ausgleichen, so daß für nicht allzu kleine Räume auch Berechnungen möglich sind. Ich empfehle für größere Vergleiche folgendes Näherungsverfahren: man schneide aus einem Blatt Papier ein Rechteck von (dem Maßstab entsprechend) $33 \times 30,3$ km aus und lege dieses offene Rechteck an eine beliebige Stelle der Karte. Dann zählt man die Punkte innerhalb dieser Fläche, zieht entsprechende Werte der Minusstriche ab und erhält die Zunahme der Bevölkerung innerhalb der 60 Jahre auf 1000 qkm in Tausendern bzw. die Erhöhung der Volksdichte pro qkm. Beispiele: Ostpreußen bei Heilsberg $6000 - 5000 = 1000$, also Zunahme der Volksdichte 1; Oberschlesien östlich von Oppeln 20; Polen südlich Kielce (ohne größeren Ort) 47; Polen bei und mit Kalisch 82; Oststeiermark 3; Stichproben ergeben 13, 10, 14, Mittel 12; Südböhmen bei und einschließlich Labor $10 - 11 = -1$. In städtischen und industriellen Gebieten, von denen in diesem Aufsatz weniger die Rede ist, dürfte die absolute Zahl größeres Interesse haben als die Bezugnahme auf die Fläche.

gegen Osten hin begrenzt. Er läuft vom Memelland und der Südgrenze Ostpreußens durch das heutige Polen zur Tschechoslowakei, dann durch Westungarn nach Südslawien und endet bei Tarvis am Fuß der Julischen Alpen, wo das deutsche, das slowenische und das italienische Volksgebiet zusammenstoßen. Das Verständnis erfordert selbstverständlich, daß ein breiterer Streifen zu beiden Seiten dieses Grenzsaumes und das Verhältnis einiger Sprachinseln vor der Grenze behandelt werden müssen. Wir kommen damit in einen Raum, der allgemeineres Interesse verdient und auf den einleitend schon hingewiesen wurde. Denn ziemlich parallel dazu, mehrfach mit ihm sich vollkommen deckend, verläuft ein zweiter Grenzsaum durch Europa, der in den letzten zwei Menschenaltern die Gebiete der Landflucht von denen noch weiter gehender Landnahme geschieden hat. Ostpreußen ist gleich Schlesien, Böhmen, Westungarn und Krain ein Gebiet, in dem der brauchbare Boden seit langem besetzt ist, die Landwirtschaft keine wesentliche Intensivierung mehr erfahren kann, die Städte und Industriegebiete aber Kräfte an sich ziehen, so daß fürs flache Land besonders seit der Einführung personalsparender Maschinen wenig zu tun bleibt. In Litauen, in großen Teilen Polens, im Slowakischen Bergland, im mittleren und östlichen Ungarn, in Slawonien und Bosnien aber gibt es teils noch neuen Lebensraum für die Landbevölkerung, teils weitgehende Möglichkeiten der Intensivierung der Felder, zugleich noch eine geringe Verstädterung, so daß der Bevölkerungsüberschuß größtenteils auf der Scholle bleibt und davon auch leben kann. Auf der Donau-Theißplatte wuchs die Bevölkerung in einem Raum von tausend Quadratkilometern mit der Ausdehnung der Kulturlächen und deren Ertragssteigerung (Anlage von Weingärten, Obst- und Gemüsekulturen) um 35 000, östlich der Theiß bei Békés Csaba um über 50 000. Noch größer war allerdings das Wachstum der Bevölkerung mit der Einengung der Steppe in der Walachei, in der Dobrudscha, in Bessarabien und einem breiten Streifen Südrusslands, sowie im Bereich der Pripetz Sümpfe. Im Kreis Jalomiza der Baragansteppe betrug das Wachstum in den letzten 30 Jahren 57%, in der Dobrudscha (Tulcea und Constanca) 52%, mehr als im Erdölbezirk von Prahova (ohne Städte 49%). Die Polesie nahm allein in den letzten zehn Jahren (1921—1931) um mehr als die Hälfte ihrer Bevölkerung zu.

Wo wir im Nordosten beginnen, decken sich die Staats- und Volksgrenze mit der der landwirtschaftlichen Wirtschaftssysteme. Unsere Karte bestätigt die Erfahrung jedes aufmerksamen Reisenden, der bei Gydtkuhnen Ostpreußen verläßt und litauischen Boden betritt: auf deutschem Boden gut gehaltene Güter und Bauernhöfe, aber weit auseinander, alles rationell bewirtschaftet unter Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen und gegründet auf die Einstellung von Saisonarbeitern, die früher von jenseits der Grenze kamen und nun zum großen Teil vom Arbeitsdienst gestellt werden; drüben in Litauen kleinere Höfe und Feldfluren, schlechter gehalten und primitiver bewirtschaftet, aber das Land weit volkreicher und in starker Vermehrung. Freilich weiß H. Mortensen zu berichten³, daß eine zweite Kulturgrenze — aber

³ H. Mortensen, Litauen, Grundzüge einer Landeskunde. Osteuropa-Institut in Breslau. Hamburg 1926.

nicht so scharf ausgebildet — dem nord-südlichen Lauf der Memel, einer alten politischen Grenze der napoleonischen Zeit folgt, hinter der die wirtschaftlichen und Wohnverhältnisse noch weit ärmlicher werden. Das Land zwischen der Memel und der reichsdeutschen Grenze ist jüngerer Kolonisationsland, in dem sich auch Deutsche niedergelassen haben, wo bessere Möglichkeiten der Raumverweiterung bestanden als in dem für die geringere Kulturstufe überfüllten Gebiet östlich der Memel. Aber auch nördlich dieses Flusses gab es noch im 19. Jahrhundert viel Wald und Sumpf, der urbar gemacht wurde und einer wachsenden Volkszahl Möglichkeiten der Ansiedlung bot. Wenn die statistischen Angaben zutreffen, sollen zu Ende des 19. Jahrhunderts in Litauen noch 25% Waldland bestanden haben; jetzt sind es nur noch 17%. Da auch das Grasland prozentual abnahm, fiel die gewonnene Fläche größtenteils dem Ackerland zu, in einem Ausmaß, das die Kleinsiedlung begünstigte, aber die von der Natur gebotenen Möglichkeiten schon überschritt. Die wenigen Güter, die bis 1919 noch bestanden haben, sind größtenteils aufgeteilt und in Kleinbetriebe umgewandelt worden.

Mehrfache Änderungen der Verwaltungsbezirke und die Unzuverlässigkeit der russischen Volkszählung von 1867 lassen es nicht zu, das Wachstum auf der litauischen Seite genau genug zu verfolgen. Das geht leichter in einem Profil, das wir von Ostpreußen südwärts nach Polen hineinlegen. Die Karte zeigt uns auch hier scharfe Gegensätze beiderseits der politischen Grenze, aber auch einen bemerkenswerten Unterschied zwischen dem mittleren Ostpreußen (beiderseits des Pregel) und Masuren.

Ländliche Bevölkerung in Tausendern, Wachstum in %						
Deutsche Gebiete	1871	1900	1933	1871—1900—1933	1871—1933	
Polnische Gebiete	1867	1897	1931	1867—1897—1931	1867—1931	
8 Kreise beiderseits des Pregel ⁴	322	302	276	— 9 — 8	— 14	
Ermland und Oberland ⁵	261	238	226	— 9 — 5	— 13	
Masuren ⁶	244	251	246	+ 3 — 2	+ 1	
Früheres Gouvernement Plock	318	456	507	+ 43 + 11	+ 63	
Früheres Gouvernement Lomza (Masowien)	319	480	446	+ 51 — 7	+ 40	

Gerade die fruchtbarsten Landstriche mit starkem Anteil des Großgrundbesitzes zeigen in Ostpreußen die bedeutendste Abnahme, während die armen Sandböden Masuriens dank der größeren Kinderzahl und der größeren Anspruchslosigkeit der Bevölkerung sowie der später erst einsetzenden Abwanderung im ganzen stabile Verhältnisse aufweisen. H. Haufe⁷ zeigt, wie die Abwanderung ins Ruhrgebiet z. T.

⁴ Labiau, Wehlau, Insterburg, Gumbinnen, Pillkallen, Stallupönen, Goldap, Darkehmen.

⁵ Braunsberg, Heilsberg, P. Holland, Mohrungen, Stuhm, Marienwerder, Rosenberg.

⁶ Ortelsburg, Gensburg, Johannisburg, Löben, Treuburg, Lyck.

⁷ H. Haufe, Deutsches Volkstum in der Bevölkerungsentwicklung des östlichen Mitteleuropas. Schriften zur Volkswissenschaft. Berlin 1935.

nur eine temporäre ist, derart, daß die Frauen die kleinen Güter zu Haus bewirtschaften, die Männer in der Fremde Geld verdienen, zu Aussaat und Ernte heimkehren und am Ende ihrer Arbeitszeit sich oft mit einer kleinen Rente in der Heimat niederlassen. Vergleicht man mit W. Horn⁸ die Bevölkerungsverchiebung in Ostpreußen in Zeit und Raum, so sieht man, daß betriebswirtschaftliche Verbesserungen und eine bescheidene Vergrößerung der Ackerflächen zunächst noch eine Zunahme der Landbevölkerung bewirkten, die — zuletzt sehr verlangsam — bis 1885 anhielt. Das natürliche Wachstum war damals auch noch sehr groß; es betrug 1878 41‰, 1930 nur noch 22‰. Heute hat nur noch das masurische Gebiet einen Bevölkerungsüberschuß von mehr als 10‰⁹, während der Durchschnitt in Litauen 12‰, in Polen 16‰ beträgt. Mit dem Rückgang des Geburtenüberschusses und der immer mehr um sich greifenden Abwanderung, die von 1885 bis zum Beginn des Weltkrieges in jedem Jahrzehnt Ostpreußen über 200 000 Menschen kostete, ergab sich eine immer weiter gehende Abnahme, die bei der beweglichen Freiarbeiterschaft der Gutsdistrikte das größte Ausmaß annahm und bei den Deutschen auch zu einer leichteren Lösung von der Scholle führte als bei den Masuren. Gewöhnlich ging der in die Industrie und in die Stadt Abgewanderte auch endgültig dem Bauerntum verloren. Wenn sich ausnahmsweise im Samland günstigere Verhältnisse zeigen, ist es der Ausdehnung der Einflußsphäre von Königsberg, dem Aufblühen der Badeorte und der Bernsteinengewinnung zu danken. Daß die Bewegung Masuren erst später erreichte, zeigt auch die Tabelle. Vergleicht man damit aber das Wachstum in Masowien, das keineswegs das stärkste in Polen ist, so sieht man, wie dort der Gang der Wirtschaftsentwicklung verspätet ist. Hier machen sich noch die Bodenreformen und die Wirtschaftsverbesserungen, die sich in Ostpreußen vor 1885 ausgewirkt haben, weiter bemerkbar. Man ist allenthalben zur verbesserten Dreifelderwirtschaft übergegangen. Die seinerzeit schon im Herzogtum Warschau mit dem Code Napoleon eingeführte Freiteilbarkeit der Güter fördert die Bevölkerungsvermehrung und die Gesshaftigkeit, zumal immer auch noch Raum für Neuland vorhanden ist. Östlich der Weichsel hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch eine starke Innenkolonisation Platz gegriffen; sie wird aber auch im neuen polnischen Reich im Weg der Agrarreform, wo immer es angeht, gefördert. Für die Periode von 1867—1921 berechnet Haase das Wachstum in Kongreßpolen auf dem Land zu 59%, in den Städten zu 360%. Dabei gibt es unter den Städten viele kleine, die eher eine Abnahme als eine Zunahme aufweisen, weil sich mit der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse ganz allgemein die Reichweite der Märkte vergrößert.

Die hier etwas eingehender besprochenen biologischen und wirtschaftlichen Momente

⁸ W. Horn, Die Bevölkerungsverteilung in Ostpreußen und ihre Veränderungen. Veröffentl. d. Geogr. Instituts d. Univ. Königsberg, 1931.

⁹ Hier und im folgenden fürs Deutsche Reich auf Grund der Zahlen in der Statistik des Deutschen Reiches Bd. 451/1 „Stand, Entwicklung und Siedlungsweise der Bevölkerung des Deutschen Reichs“. Berlin 1935.

gelten für den ganzen deutschen Osten bis Oberschlesien. Auch Ostpommern, die Grenzmark und die Kurmark, Lausitz und Niederschlesien entvölkern sich, wenn man von wenigen Städten und dem Braunkohlenrevier absieht. In Polen aber zeigt sich eine gewaltige Verdichtung, die zwar prozentual westlich der Weichsel nicht so sehr groß ist, in den dicht bevölkerten Landstrichen der Grundmoränenplatten aber numerisch ins Gewicht fällt. Sie beträgt noch im letzten Jahrzehnt im Raum zwischen der oberen Warthe, der Bzura und Pilica in den Städten (ohne Lodz) 74 000, d. i. 23%, auf dem Land 113 000 oder 12%. In Ostpommern (Reg.-Bez. Köslin) betrug sie 1925—1933, ebenfalls auf 10 Jahre umgerechnet, für Stadt und Land nur 0,9, in der östlichen Kurmark (Reg.-Bez. Frankfurt a. d. O.) 1,8, in der Grenzmark 1,9, in Niederschlesien ohne Breslau 2,6%. Für die südliche Grenzmark hat eben H. Schleiniß¹⁰ gezeigt, wie die Abnahme auf dem flachen Land verschieden ist nach der Gründungsweise und der dadurch bedingten Flurverteilung der einzelnen Siedlungen. Der starke Zuwachs der ländlichen Bevölkerung vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis etwa 1885 ist im wesentlichen durch die Separation und die Ablösung der Dreifelderwirtschaft bedingt. In den Guts- und Großbauerdörfern, in denen beide Maßnahmen durchgeführt wurden, wurde auch der Nahrungsspielraum am stärksten erweitert. In den Walddorfern und den Holländerdörfern, in denen die Äcker in einem Stück lagen, konnte die Schaffung neuer Existenzmöglichkeiten nicht ein solches Ausmaß erreichen. Seit 1885 übertrifft auch hier die Abwanderung den Geburtenüberschuß, und nun entscheidet die Betriebs- und Dorfgröße. Die Volksdichte ist immer noch in den Walddorfern und Holländerdörfern größer als im altbesiedelten Gebiet, der Rückgang aber hier noch wesentlich stärker, weil in den Dörfern immerhin auch andere Erwerbsmöglichkeiten vorhanden sind. Die gewaltige Abnahme der Bevölkerung im Warthe- und Oberbruch, die die Karte von G. Deißmann zeigt¹¹, bestätigt diese Erfahrungen. Für die ungeheure Verschiedenheit der dicht an der politischen Grenze gelegenen Gebiete aber ein paar Zahlen aus einer bei mir entstandenen Lehramtsarbeit¹². Im deutschen Teil dieser Grenzbezirke (Schlochau bis Schwerin a. d. Warthe) wuchs die Bevölkerung 1871—1933 in den Städten um 51 000, auf dem Land um knapp 1000, auf der polnischen Seite (Konitz bis Birnbaum) in den Städten um 40 000, auf dem Land um 72 000.

Dies wird aber erst voll verständlich, wenn wir den Mittelstreifen zwischen auch heute noch reichsdeutschem und früher russischem Gebiete betrachten. Unsere Karte läßt beide Grenzlinien, die vor und nach 1918, deutlich erkennen: Im früher russischen

¹⁰ H. Schleiniß, Die Entwicklung der ländlichen Bevölkerung und ihre Abhängigkeit von der Geschichte der Siedlungen (dargelegt am Beispiel der südlichen Grenzmark). Geogr. Zeitschr. 1937.

¹¹ G. Deißmann, Die Veränderung der Bevölkerungsverteilung in Berlin-Brandenburg 1875 bis 1925. Berliner Geogr. Arbeiten, Heft 11, 1936.

¹² G. Bloßpustki, Die Bevölkerungsentwicklung zu beiden Seiten der heutigen polnischen Grenze im ehemaligen Westpreußen und Posen seit 1871 (ungedruckt).

Gebiet sehr starke Zunahme; im früher reichsdeutschen, jetzt polnischen Land eine wesentlich lockere Streuung der Punkte, aber im ganzen noch Zunahme; auf dem reichsdeutschen Boden die Zunahme auf einige wenige Orte beschränkt und das Land in Abnahme. Posen und der Weichselforridor, die den Mittelfstreifen ausmachen, haben bis zum Weltkrieg die gleiche Entwicklung durchgemacht wie die benachbarten reichsdeutschen Teile. Diese hat aber, wenn man die kleinen Städte einschließt, das Land nicht entvölkert, wie die kleine Tabelle zeigt, die sich absichtlich auf einzelne Kreise beschränkt, die keine wesentliche Gebietsveränderung erfahren haben. Nach dem Krieg aber setzt eine gewaltige Auswanderung der Deutschen ein, die dem neuen Herrn wichen oder von ihm von ihrem Besitze verdrängt wurden. Dafür kamen polnische Siedler auf die zerschlagenen Güter, viel Militär und sehr viel Beamte in die rasch anwachsenden Städte. Bromberg nahm im letzten Jahrzehnt um 34% zu. Die Statistik zeigt, daß also die Abwanderungsverluste mehr als aufgewogen sind durch den Geburtenüberschuß und die Zuwanderung, wobei auch rein ländliche Gebiete die starken Schwankungen nach der Gebietsabtretung aufweisen. Für den ganzen Korridor und für ganz Posen gibt allerdings ein flüchtiger Überschlag ein nicht ganz verständliches Ergebnis. Rechnen wir die Bevölkerung des an Polen abgetretenen Westpreußen (einschließlich Soldau) für 1910 zu 992 000, so ergibt sich bei einem Geburtenüberschuß von 10‰ im Jahr ein Coll für 1931 von 1 200 000 Menschen; da in Wahrheit 1 086 000 gezählt wurden, würde das Defizit nur 114 000 Menschen betragen, was der riesigen Abwanderung kaum entspricht. Für das an Polen abgetretene Posen ergibt sich bei der gleichen Rechnung ein Coll von 2 354 000 und eine gezählte Summe von 2 113 000.

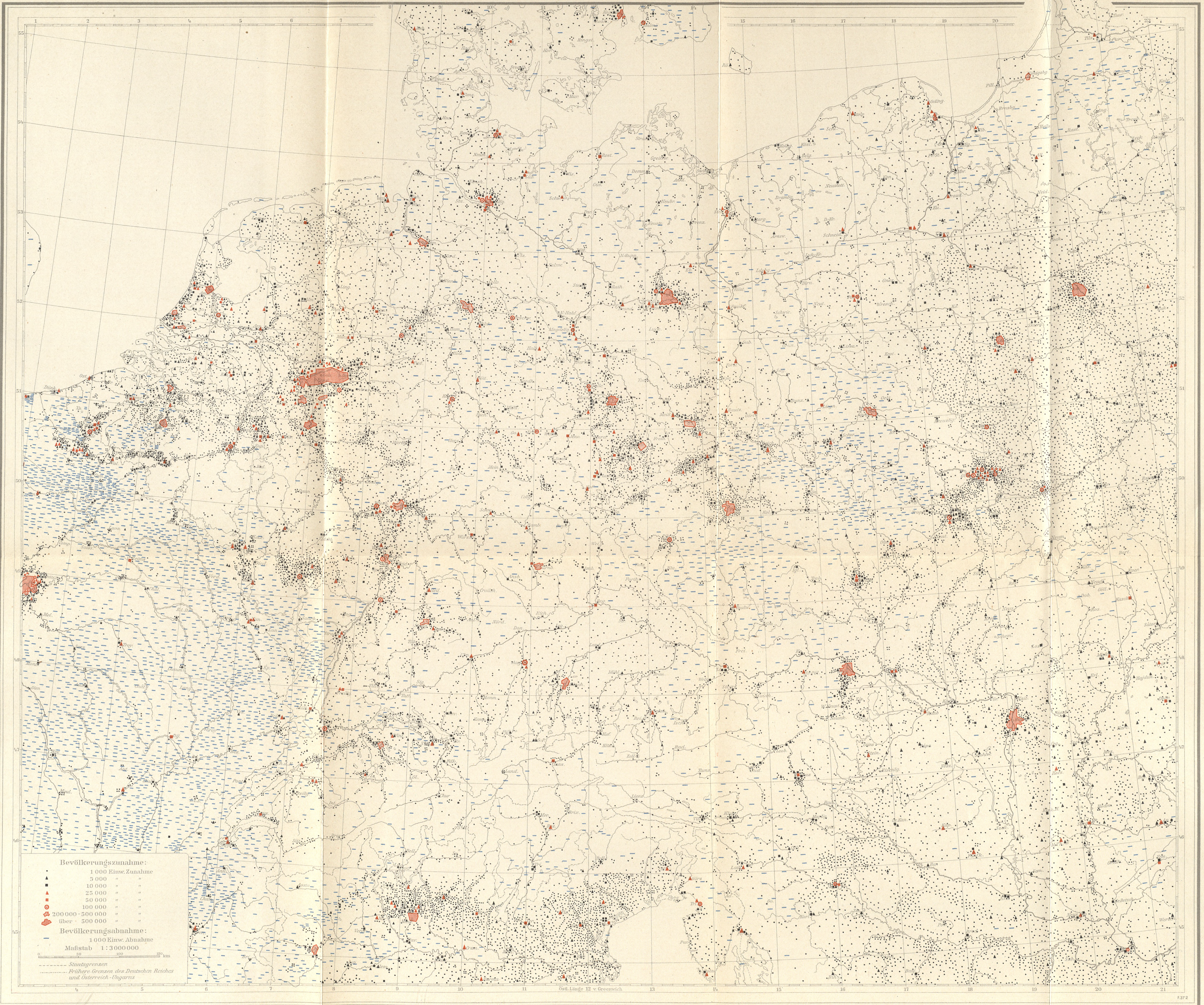
Bevölkerung in Tausendern	1871	1885	1900	1910	1921*)	1931*)
Graudenz, Stadt	14,0	17,3	32,8	40,3	33,5	50,4
Graudenz, Land	45,7	43,6	44,0	48,7	43,5	48,2
Karthaus (Kartusy)	56,1	58,8	62,9	69,9	67,0	78,7
Wirsiß (Wyrzysk)	57,1	57,4	61,8	67,2	62,5	67,6
Obornik	48,1	48,1	50,4	55,9	55,1	56,8
Schrimm (Śrem)	57,7	53,5	53,5	57,5	56,4	57,3
Kosten-Schmiegel	66,2	76,1	78,2	83,7	86,5	85,0
Zempelburg (Sepolno)	26,2	—	27,2	—	27,9	29,6
Glatow	37,1	—	38,4	40,6	41,2	40,6
Deutsch-Krone (ohne Stadt) . .	57,2	58,1	56,9	54,5	56,6	57,6
Schwerin a. d. Warthe	21,1	22,6	22,1	21,6	22,3	21,0
Schneidemühl, Stadt.	7,5	12,4	19,7	26,1	37,5	43,2

*) Fürs Deutsche Reich 1925 und 1933.

Ein Geburtenüberschuß von 10‰ ist anzunehmen, weil sowohl in den kaschubischen wie in den von Polen bewohnten Landesteilen die Kinderzahl größer ist, wie das rasche Wachstum der Kreise Karthaus und Wirsiß auch schon vor dem Kriege zeigt.

Die Zunahme und Abnahme der Bevölkerung 1870-1930

bearbeitet von N.Krebs, R.Stepp und H.Waldbauer



Die Kaschubei, ein immer noch dünn besiedeltes Stück Landes, gewinnt durch die Freiteilbarkeit der Güter und die soziale Unterwanderung, allerdings auf Kosten des allgemeinen Lebensstandards. Sicher ist hier die Bevölkerung auch noch stärker an die Scholle gebunden, seit die Abwanderung nach dem Reich aufgehört hat. Von ihrem Umfang zeugt W. Witt, der berichtet¹³, daß in den Jahren 1910—1925 Berlin nur aus Westpreußen und Posen 84 000 Menschen, Frankfurt a. d. Oder weitere 8300 aufgenommen hat. Auch Schneidemühl gewann in erster Linie durch Flüchtlinge aus dem Weichselflkorridor.

Schlesiens gute Böden, längst schon ausgezeichnet genützt und rationell bewirtschaftet, haben schon im 19. Jahrhundert einen Teil der Landbevölkerung abgestoßen; die Bevölkerung vermehrt sich nicht mehr. In einer kleinen Tabelle weise ich die Bevölkerungsverschiebung in Stadt und Land für vier ausgewählte Gebiete nach, einmal für die überwiegend fruchtbare Moränenlandschaft östlich der Oder zwischen Wohlau und Namslau, dann für die westliche Aßkerebene zwischen Ragbach und Neiße, drittens für den anschließenden Teil der Sudeten am Culengebirge und im Glazer Kessel, viertens für die Wald- und Sandlandschaft Oberschlesiens östlich der Oder, soweit dieses Gebiet wohl von den alten Hüttenorten der friderizianischen Zeit, aber nicht von der modernen Großindustrie erfaßt wurde.

Bevölkerung in Tausendern	Landgemeinden			Größere Siedlungen		
	1871	1900	1933	1871	1900	1933
Östl. Niederschlesien	294	259	266	44	52	68
Westl. Aßkerebene	285	271	269	59	77	86
Biegüß, Stadt	—	—	—	28	56	77
Schweidnitz, Stadt	—	—	—	17	28	34
Östl. Sudeten	274	243	239	54	86	104
Nordöstl. Oberschlesien	316	343	403	51	68	94
Oppeln, Stadt	—	—	—	12	30	45
Ratibor, Stadt	—	—	—	15	41	52

Das Gebiet der Abwanderung in den ländlichen Strichen der Ebene greift auch noch in die Sudeten über, nachdem die hier im 19. Jahrhundert aufkommende Industrie ihren Sättigungspunkt erreicht hat. Eine Ausnahme machen nur die Fremdenverkehrsbezirke am Fuß des Riesengebirges sowie die Orte des Waldenburger und Neuroder Kohlenreviers. Die Abnahme verschärft sich noch auf der böhmischen und nordmährischen Seite des Gebirges. Es zeigt sich auch hier, daß das System der Walddorfsdörfer seinerzeit einen besseren, weil geschlossenen Grundbesitz schaffen konnte, dem weiteren Ausbau aber nur eine ins Extrem führende Teilung der Güter, aber keine Erweiterung der Fläche zur Verfügung stand. Sobald Hausindustrie und Fabrikarbeit auch zu versagen begannen, war der tote Punkt erreicht¹⁴. Es wirkt

¹³ W. Witt, Innerdeutsche Bevölkerungs-Wanderungen 1910—1925. Erde und Wirtschaft, V, 1931.

¹⁴ Vgl. H. Schlenger, Formen ländlicher Siedlungen in Schlesien. Veröff. d. Schles. Ges. f. Erdkde. X. Breslau 1930. — W. Bernard, Das Walddorfsdorf in Schlesien, ebenda Heft XII. Breslau 1931.

verschärfend mit, daß in Böhmen manche Industrien aus dem deutschen ins tschechische Sprachgebiet verlagert wurden.

Auffallend ist, daß das viel schlechter ausgestattete östliche Oberschlesien ein kontinuierliches und nicht unbeträchtliches Wachstum aufweist, das sich noch steigert. Da die Eisenwerke im Wald keine Bedeutung mehr haben und teilweise durch Sägewerke ersetzt sind, die immerhin etwas Nebenerwerb sichern, liegt es am Land und an der Bevölkerung. Die Wälder sind immer noch dünn besiedelt und vertragen eine weitere Kolonisation, die denn auch tatsächlich an verschiedenen Stellen durch Güteraufteilung im Gang ist, wenn auch keine großen Erträge zu erwarten sind. Man sieht auch, daß die Rodungskreise der friderizianischen Zeit mehrfach erweitert wurden¹⁵. Dazu kommt die größere Genügsamkeit und der größere Geburtenüberschuß bei der wasserpolsnischen Bevölkerung. Der Geburtenüberschuß betrug in der letzten Zählperiode (1925—1933) östlich der Oder 14—17‰, an der Oder 9—12‰, auf den fruchtbaren Lehm Böden 6—9‰ und im Gläser Bergland unter 5‰.

Die gewaltige Konzentration von Menschen im obererschlesischen Industriegebiet ist längst bekannt. Sie hat hier auch durch Zuwanderungen von allen Seiten das ethnographische Bild völlig verändert. Trotz der starken Zuwanderung polnischer Arbeiter hat sich das Deutschtum mehr als vervierfacht. Das Schwergewicht der Bevölkerungsverdichtung liegt natürlich im Norden, zwischen Gleiwitz, Tarnowitz und Dabrowa; aber der Verdichtungsgürtel läuft durch alle drei Staatsgebiete, die hier zusammenstoßen, und umrahmt ovalförmig die Pleßschen Wälder, wo die Kohle noch in zu großer Tiefe liegt. Die Schwierigkeiten der Grenzerreißung und die Folgen wechselnder Konjunktur können hier nicht besprochen werden. Nur auf die Tatsache sei wieder hingewiesen, daß Polen von seinen auf den Bahnen beförderten Steinkohlen 1925 43%, 1933 gar 59% ins Ausland verschickte¹⁶. Die Bevölkerungsanhäufung des Kohlenreviers ist also im eigenen Bedarf des Landes nur teilweise begründet. Die Kulturgrenze in den Westbeskiden, auf die vor Jahren schon E. Hanslik¹⁷ aufmerksam gemacht hat, erscheint auf der Karte durch das Wachstum im Industriegebiet etwas verschleiert, wird aber klar aus einem Vergleich des Gesenkes und des Berglandes hinter Teschen: Dort allgemeine Abnahme, hier noch eine kräftige ländliche Kolonisation, z. T. in die Wege geleitet durch polnische Rückwanderer, die sich in Übersee einiges Geld erspart haben.

Wenn die Erfahrungen an der litauischen und polnischen Grenze, in der Kaschubei und in Oberschlesien es nahelegen, daß der Gegensatz zwischen Slawen und Deutschen maßgebend sei für die ungleiche Bevölkerungsentwicklung, so ist

¹⁵ Vgl. H. Schlenger, *Friderizianische Siedlungen rechts der Oder bis 1800* auf Grund der Aufnahmen von Hammer und v. Massenbach. Beihefte zum Geschichtlichen Atlas von Schlesien. Breslau 1933.

¹⁶ B. Mynett, *Der Steinkohlenverkehr in Polen*. Peterm. Mitt. 1937.

¹⁷ E. Hanslik, *Kulturgrenze und Kulturzyklus in den polnischen Westbeskiden*. Peterm. Mitt. Erg. H. 158. Göttingen 1908.

das doch ein voreiliger Schluß, wie der Blick auf Mähren und Böhmen besagt. Es fällt nur die polnisch-deutsche Volksgrenze mit der Grenze einer verschiedenen Wirtschaftsentwicklung zusammen. Böhmen aber hat, obwohl in seinem Inneren slawisches Land, die gleiche Entwicklung wie das angrenzende Deutschland erfahren: Meist fruchtbare Böden, seit langem gut bestellt und rationell bewirtschaftet, kein Stück Landes, das — von ein paar nassen Wäldern im Süden abgesehen — noch urbar gemacht werden könnte — und eine von deutschen Menschen und zum großen Teil auch mit deutschem Kapital aufgebaute Großindustrie, die Leute in wachsender Zahl braucht. Die industrie- und verkehrsreichen Gegenden wachsen; in agrarischen Gebieten aber zeigt unsere Karte keinen Unterschied zwischen Deutschen und Slawen, sondern in weiten Strichen Bevölkerungsabnahme infolge der Abwanderung, die nach Prag und Pilsen, in die neuen Industriegebiete der Elbniederung, ins Falkenauer und ins Nordböhmisches Steinkohlen- und Industriegebiet gerichtet ist. Man kann freilich sehen, daß die schwächeren Böden des südböhmischen und mährischen Hochlands den Endeten als Abnahmegebiete am meisten zur Seite treten, obwohl sie oder weil sie über einen großen Bevölkerungsüberschuß verfügen. Zum Unterschied von den Endeten sind sie ausgesprochen industriearm und arm an größeren Städten, so daß das Land selbst den Überschuß nicht aufnehmen kann. J. Pohl hat in einer fleißigen Arbeit berechnet¹⁸, daß in Böhmen östlich der Moldau und südlich der Sazawa 75 000 Menschen weniger wohnen als 1869. Die Bevölkerungsverminderung setzt um 1880 ein, gleichzeitig mit dem verstärkten Abbau der Kohlenlager und der Lokalisierung der Großindustrie im nördlichsten Böhmen, die dort in hohem Maß verkehrsständig war und bis zum Weltkrieg die ganze große österreichisch-ungarische Monarchie versorgte, sich also einer besonderen Blüte erfreute. Wenn aber auch die Abnahme in Südböhmen und Nordmähren besonders groß ist, bleibt doch auch das Wachstum im fruchtbaren und verkehrsgünstigen unteren Egerland und in der Elbniederung trotz mancher neuer Industrieanlagen bescheiden. Es hält sich in den letzten 30 Jahren unter 10%. Dreimal sehen wir sogar, daß deutsche Sprachgebiete eine größere Zunahme aufweisen als die benachbarten tschechischen: das ist der Fall im Böhmerwald, in der Zglauer- und in der Schönhengster Sprachinsel. Aber diese Bevölkerungsvermehrung hängt neuerdings zusammen mit der Agrarreform, die tschechische Holzarbeiter und Siedler in bisher rein deutsche Gebiete schickte. Die Binnentwanderungen Böhmens sind ja auch sonst von einschneidender nationaler Bedeutung. Das nordböhmische Braunkohlenrevier war 1880 noch zu $\frac{9}{10}$ deutsch, 1921 kaum noch zu $\frac{2}{3}$. Das gewaltige Anwachsen der großen Städte war zunächst durch die deutsche Industrie veranlaßt, kam jedoch im letzten Jahrzehnt den Tschechen zugute. Wir sehen auch in den kleineren nordmährischen Städten die Unterwanderung durch tschechische Arbeiter und Beamte, die allmählich die Mehrheit erlangen.

¹⁸ J. Pohl, Vylidňování venkova v Čechách v období 1850—1930 (Die Entvölkerung des flachen Landes in Böhmen im Zeitraum 1850—1930). Prag 1932.

In Böhmen ist der Geburtenüberschuß bei Tschechen und Deutschen gleich gering. Es ist auffallend, daß sogar rein ländliche tschechische Gebiete ein Überwiegen der Todesfälle aufweisen¹⁹. Schon in Mähren macht sich aber ein Unterschied bemerkbar, und bei den „Walachen“ der Westkarpathen treffen wir bereits einen großen Kinderreichtum, zugleich einen wesentlich niedrigeren Lebensstandard. Die Flachlandschaften Mährens verfügen über eine geringe Volkszunahme, die nur im industriellen Marchtal etwas höhere Werte erreicht. Der Geburtenüberschuß deckt die in bescheidenem Rahmen bleibende Abwanderung. Am Rand der Beskiden ist durch den Aufbau einer neuen Industriezone (Zlin, Zaučtel, Freiberg) eine Verbesserung der Lebensbedingungen geschaffen worden, von der unter den deutschen Gebieten nur das auch sonst verkehrsbegünstigte Ruhlandchen Vorteil zieht.

Bevölkerung in Tausendern	Landgemeinden			Größere Siedlungen		
	1869	1900	1930	1869	1900	1930
Vorland der Sudeten zwischen						
Iser und Elbe	299	300	278	47	67	81
Unteres Egerland	130	163	166	28	47	56
Elbeniederung (Melník bis						
Pardubitz)	231	273	294	46	73	108
Südost-Böhmisches Hochland . .	502	487	439	29	39	50
Gesenke	269	267	260	29	36	45
Mährische Beskiden	267	317	341	30	38	61

Mit der Slowakei treten wir vollends ins Gebiet ländlicher Zunahme und eines starken Bevölkerungsdruckes, dem auch der Bergwald schon in hohem Maße zum Opfer gefallen ist. Volksdichten von 70–100, in den schlesischen und polnischen Westkarpathen sogar von 120 Menschen auf dem Quadratkilometer erscheinen als recht hoch²⁰. Der einstige Unterschied zwischen einer westslawischen ackerbautreibenden Bevölkerung in den Tälern und einer im 16. Jahrhundert eingewanderten östlicheren Welle von Viehzüchtern ist längst verschwunden, seitdem die Bauern ihre Güter auch auf die Höhe vorgeschoben haben²¹. Solange die ungarische Grenze in den Beskiden lag, blieb die Wirtschaftsweise primitiv und das ganze Gebiet recht abgelegen. Es wurde ein Gebiet der Abwanderung und auch der überseeischen Auswanderung. Erst die Zusammenschweißung mit Böhmen und Mähren schafft neue, bessere Verkehrsbedingungen und eine allmähliche Hebung des Lebensstandards. Zugleich begannen große Umsiedlungen. Tschechen kamen in großer

¹⁹ E. Wolters, Zur Bevölkerungsbewegung der einzelnen Völker und Volksgruppen in der Tschechoslowakei. Deutsches Archiv f. Landes- u. Volksforschung, I. Leipzig 1937. Vgl. auch E. Winkler, Die Tschechoslowakei im Spiegel der Statistik, Karlsbad-Leipzig 1937, S. 22 ff.

²⁰ Vgl. die instruktive Karte in dem eben genannten Aufsatz von Wolters über die bereinigte Bevölkerungsdichte, die den Bodendruck am besten erkennen läßt. Es sind nicht die tschechischen Abnahmgebiete, die relativ am meisten überbevölkert sind.

²¹ L. v. Sawicki, Almenwirtschaft und Hirtenleben in der Mährischen Walachei. Zeitschr. f. österr. Volkskde. Wien 1915.

Zahl als Beamte, Angestellte und Soldaten und füllten den Platz, den die Madjaren aufgeben mußten. Wenn im Slowakischen Bergland die Bevölkerungszunahme nicht so groß ist wie in den Polnischen Westkarpthen, wo sie B. Drmićki zu 17% im letzten Jahrzehnt berechnete²², liegt das an der notleidenden Industrie und dem Rückgang des Bergbaus, der westlich von Kaschau geradezu zu einer Entvölkerung des Gebirges geführt hat.

Eine solche Entvölkerung betrifft auch die deutsche Sprachinsel der Zips, die mit der Vernichtung des Durchgangshandels und des Gewerbes ihre städtischen Grundlagen verlor und sich mit ihrer geringeren Kinderzahl auch den Slowaken gegenüber nicht behauptet. Schon seit 1848 ist die Zips Auswanderungsgebiet; es nimmt hier die Ackerfläche ab zugunsten einer extensiven Graswirtschaft.

Bis vor kurzem hat die March unterhalb Lundenburg noch eine Kulturgrenze gebildet. Die österreichische Seite ist gut besiedelt und kultiviert und erfreute sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts noch eines Aufschwungs ihrer Landwirtschaft²³, auf dem östlichen Wiesenufer gab es große Wälder und Weiden in der Hand des Großgrundbesitzes. Hier ist noch Kolonisationsraum, der sich erst langsam auffüllt. Und gleiches gilt von den westlichsten Steppen des Ungarischen Tieflands am Ostufer des Neusiedlersees und längs der Raab und Rabnitz. Nur der madjarische Großgrundbesitz war den drei Gebieten gemein; die Bevölkerung ist östlich der March slowakisch, am Neusiedlersee deutsch, an der Raab madjarisch. Mit der Freigabe der Besiedlung kann hier überall noch eine stärkere Volksverdichtung Platz greifen. Sonst aber bestehen auch an der deutsch-madjarischen Sprachgrenze keine prinzipiellen Verschiedenheiten im Wachstum. Westungarn ist im ganzen schon gut in Kultur genommen und die Landwirtschaft steht auf hoher Stufe. Der Geburtenüberschuß ist bei den Madjaren wegen des Ein- bis Zweikindersystems nicht größer, sondern kleiner als bei den deutschen Bauern²⁴. Als Knechte und Erntearbeiter werden oft andere Völker herangezogen. Das Entscheidende in der Bevölkerungsverschiebung ist die Verschlagung der Güter und die Ansiedlung bisheriger Viehzuchtgebiete. Westlich der Donau betrifft das vor allem das Dreieck zwischen Budapest, Stuhlweißenburg und Szegszard, teilweise auch noch die Gegend östlich von Steinamanger, wo unsere Karte etwas mehr Punkte zeigt. Der Gegensatz gegenüber dem Burgenland und der Oststeiermark ist in den bisherigen Grundbesitzverhältnissen begründet. Auf dem deutschen und deutsch verwalteten Boden

²² B. Drmićki, Rozmieszczenie ludności wiejskiej i lokalizacja przemysłu w Polskich Karpatach Zachodnich (Verteilung der ländlichen Bevölkerung und Lokalisation der Industrie in den polnischen Westkarpthen). Wiadomości geograficzne XII, Krakau 1934.

²³ J. Krug, Das Marchfeld als Wirtschaftsraum, Wirtschaftsgeographie, hrsg. von B. Dietrich, Heft 7. Wien 1935.

²⁴ A. Burkardt, Zur Volksbiologie des ungarländischen Deutschtums in der Nachkriegszeit (mit Karte). Deutsches Archiv f. Landes- u. Volksforschung, I, 1937. — Für die Bevölkerungsentwicklung in Ungarn vgl. G. Thirring, Die Bevölkerung Ungarns, geographisch betrachtet. Földr. Közlem. (Ehrlény-Festschrift). Budapest 1935.

gibt es hier seit langem keinen Großgrundbesitz, aus dessen Aufteilung Siedlungsraum zu gewinnen wäre.

Er existiert allerdings in den schwerer zugänglichen und unfruchtbaren Tälern des alpinen Kalkgebirges, wo ungeheure Wälder sich erhalten und nach einer Periode der Entvölkerung zu Ende des 19. Jahrhunderts sogar noch dichter zusammengeschlossen haben. Im niederösterreichischen Piestingtal sind allein in der Zeit von 1880—1914 40 Einzelhöfe und 37 Hofstellen in Dörfern abgestiftet worden²⁵. Aber das ist eine Entwicklung, die auch sonst die abgelegeneren Alpentäler betraf, während sich längs der Verkehrslinien, an denen sich auch die Industrie angesiedelt hat, Bevölkerungsverdichtung Platz greift. Der in ganz Österreich sehr geringe Geburtenüberschuß wird hier eben durch kräftige Zuwanderung gestützt. Ein nationaler Unterschied ist auch hier nicht zu beobachten. Das langsame Wachstum der deutschen Oststeiermark kennzeichnet auch die Windischen Bühel. Abnahmen in abgelegenen Gebirgen finden sich im deutschen Kärnten und im slowischen Krain. Wenn die Gottscheer Sprachinsel ein Gebiet der Bevölkerungsabnahme ist, so auch nur deshalb, weil sie hinter den Wäldern liegt und wenig Industrie entwickeln konnte²⁶. Sonst ist Krain gerade im südslowischen Staat die Industrieprovinz des Reiches und neben dem Banat und der Batschka das Gebiet mit der bestentwickelten Landwirtschaft, wo kaum ein Fleckchen Boden noch neu zu gewinnen ist. Wie Böhmen muß auch Krain für die Zeitperiode 1870—1930 zum mitteleuropäischen Gebiet landwirtschaftlicher Übersättigung und weitgehender Absorbierung überschüssiger Kräfte durch Industrie, Bergbau und Verkehr gerechnet werden.

Nun zeigt sich auf unserer Karte südlich der Zala wieder eine scharfe Grenze zwischen Gebieten der Stagnation und der Bevölkerungsabnahme einerseits und solchen beträchtlicher Zunahme. Sie kommt aber nur bei Radkersburg nahe an die Volksgrenze heran und bleibt sonst dem geschlossenen Deutschtum fern. Sie fällt aber auf große Strecken mit der früheren Westgrenze Ungarns und Kroatiens zusammen. Die Ursachen müssen noch genauer untersucht werden. Sie scheinen nicht überall die gleichen zu sein. Nur teilweise ist es noch der ungarische Großgrundbesitz, der einer Aufteilung und Neubesiedlung fähig ist. Solche Gebiete liegen dort, wo auch eine zweite Ursache wirksam wird, die Trockenlegung und Urbarmachung versumpfter Landstriche an der unteren Mur und Drau. Es sei daran erinnert, daß in Slavonien eine ganz ausgedehnte Kolonisation seit den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts im Gang ist, die noch nicht abgeschlossen ist. Sie hat viele deutsche Siedler ins Land gebracht und ist wohl die jüngste der deutschen Kolonisationswellen im Donaauraum²⁷. Für die Kleinbauernsiedlung der kroatischen

²⁵ H. Mairinger, Die Veränderungen des Siedlungsbildes im Piestingtale (Niederösterreich) seit der josephinischen Zeit. Geogr. Jahresbericht aus Österreich, XVIII, Wien 1935.

²⁶ E. Lehmann, Bevölkerungsverteilung und Bevölkerungsverschiebung im Gottscheer Hochland. Jubil. Festbuch der Gottscheer 600-Jahrfeier 1930. Gottschee.

²⁷ E. Lendl, Die jungen deutschen Sprachinseln im westlichen Slavonien und den benachbarten Teilen Kroatiens. Geogr. Jahresbericht aus Österreich, XVIII, Wien 1935.

Zagora kann diese Ursache aber nur zum Teil gelten. Hier hat sich die Bevölkerung schon während der Türkenzeit besonders angestaut, als die offeneren Landstriche geplündert oder preisgegeben und später der Militärverwaltung unterstellt wurden. Als sehr fruchtbares Gebiet hat das westlichste Kroatien auch am meisten Anregungen vom benachbarten Österreich erfahren und seine Landwirtschaft, einschließlich Wein- und Obstbau, zu Ende des 19. Jahrhunderts ausgebaut. Neuerdings ist auch hier noch die Trockenlegung einiger versumpfter Täler und eine bescheidene Industrie in der Nähe von Agram hinzugekommen. Die Karte des biologischen Typus in Südslawien zeigt hier einen verstärkten Geburtenüberschuß²⁸.

Wie dicht wir hier an Räumen stehen, die ihre wirtschaftliche Erschließung noch nicht erfahren haben, mögen wir dem unbefiedelten Streifen längs der Save unterhalb von Agram entnehmen, wo immer noch große Eichenwälder auf sumpfigem Boden stehen. Da gibt es Landschaftsbilder von einer Urwüchsigkeit, wie sie selbst in der Polesie schon fast der Vergangenheit angehören und in Europa überall erst hinter der Zone liegen, die uns hier beschäftigt hat: der Zone raschen Wachstums der Bevölkerung infolge guter biologischer und günstiger wirtschaftlicher Bedingungen. Dieser Streifen springt vom Slowakischen Bergland ostwärts auf die Donau-Theiß-Platte zurück, nähert sich aber deutschem Boden wieder an seiner südöstlichsten Ecke, eben bei Radkersburg. Die deutschen Kultureinflüsse haben nicht nur Böhmen, Mähren und Krain als alte Länder der österreichischen Herrschaft erfaßt, sondern teilweise auch das westliche Ungarn, das weniger unter der Türkenherrschaft zu leiden hatte. Im Süden ist die kroatische Grenze eine fast ebenso scharfe wie die alte russische Grenze im Norden. Die alte Grenze zwischen dem Reich und Österreich (Gudetenländer) tritt nicht in Erscheinung, weil beiderseits die Lebensformen und die Wirtschaftsentwicklung die gleichen waren.

²⁸ J. Mikš, Karte der Indexe des biologischen Typus in Jugoslawien. Collection des cartes de la Société de Géographie de Beograd Nr. 5. Belgrad 1936.

Die deutschen Siedlungsräume im Südosten¹

Von Walter Ruhn

Mit einer Karte

Geographische Grundlagen

Die deutschen Siedlungsräume im Osten Europas sind durchwegs dadurch entstanden, daß die in verschiedenen geschichtlichen Perioden aus dem Mutterlande herandrängenden Kolonisationswellen durch die Eigenart der Landschaft mitbestimmt, geleitet, angezogen oder abgestoßen, wirtschaftlich und sozial geformt, in ihrem Gelingen, ihrer späteren Entwicklung und Ausbreitung beeinflusst wurden. So setzten sich die natürlichen Verschiedenheiten der Landschaft in dauernde Wesensunterschiede der in ihnen wohnenden Gruppen um. Eine Untersuchung der Siedlungsräume fragt also in erster Linie nach den Zusammenhängen zwischen dem Boden einerseits, Geschichte, Stammesart, Wirtschaftsweise und innerem Gefüge der bauerlichen deutschen Volksinseln anderseits².

Die Grundzüge der Raumgliederung Südosteuropas bestimmen die Gebirge, vor allem das große tertiäre Faltungssystem Karpathen—Balkan—Zaila—Kaukasus. Am bedeutendsten wurden davon für die deutsche Volksinselbildung der oberungarische und der siebenbürgische Gebirgsraum samt den von ihnen eingeschlossenen Becken und dem Verbindungszuge der Walbkarpathen. In geringerem Maße kommen dazu die Erzgebirge der Balkanhalbinsel und der Kaukasus in Betracht. Als ursprüngliche Waldlandschaften sind die Gebirge erst verhältnismäßig spät dauernd besiedelt worden. Sie bilden dadurch und durch ihre Untwegsamkeit die natürlichen Trennungsschranken zwischen den alten Staaten. So ist es verständlich, daß die ältesten deutschen Gründungen hier Grenzerkolonien waren. Die Gebirgsräume bieten aber auch die besten Bedingungen für Industriesiedlungen, durch ihre

¹ Nach einem Vortrage in Hermannstadt am 6. September 1937. Die Arbeit ist auf Anregung von Prof. Hassinger entstanden. Ihre Veröffentlichung zu seinem 60. Geburtstag sei ein kleines Zeichen des Dankes, den ich ihm für vielfältige wissenschaftliche und persönliche Förderung schulde.

Wertvolle Hinweise für die Arbeit, zumal für den Entwurf der Karte, verdanke ich auch Dr. Egon Vendl, Wien. Weder im Rahmen eines Vortrages noch eines Zeitschriftenaufsatzes ist es möglich, die Fülle der sich aufdrängenden Raumfragen gleichmäßig zu behandeln. Der Beitrag kann nur einige Leitgedanken geben, deren weitere Ausführung von fachgeographischer Seite erwünscht wäre.

² Die Arbeit bezieht sich nur auf bauerliche Volksinseln, handelt also weder vom südöstlichen Grenzdeutschum noch von den städtischen Siedlungsinseln.

Wasserkräfte, den Erzeichtum und die verschwenderische Fülle von Holz, zur unmittelbaren Nutzung sowohl wie für den Betrieb von Glas- und Eisenhütten.

In der Ebene bildet eine wichtige Gliederungslinie jene von Breslau—Neiße—Tschenstochau—Radom—Lublin—Wladimir Wolynsk—Kowno—Korzec—Ostrog—Zytomir—Kiew, weiter etwa über Tula—Kasan nach Perm und mit einer Unterbrechung durch den Ural nach Omsk und Nowosibirsk³. Nördlich dieser Linie besteht die Bodenkruone aus den verwitterten Ablagerungen der letzten Vereisung. Die landwirtschaftliche Eignung wechselt oft schnell auf kleinen Räumen, neben ertragreichen Grundmoränenflächen liegen steinige Endmoränenwälle und unfruchtbare Sander. Der Grundwasserspiegel ist hoch, so daß ihn die flachen Wurzeln der Nadelbäume erreichen können. Auch diese Landschaft ist daher ursprünglich weitgehend bewaldet und siedlungsfeindlich. Weite Strecken des Waldes haben sich bis heute erhalten, vor allem auf den Sandflächen. Charakterbäume sind Kiefer und teilweise Birke, während es im Gebirge Nichte und Tanne sind.

Südlich der angeführten Grenzlinie wurde der Boden an einzelnen Stellen durch die Verwitterung der anstehenden vorerzeitlichen Gesteine gebildet, hauptsächlich aber besteht er aus Löß. Wo Löß in größerer Mächtigkeit auftritt, sinkt der Grundwasserspiegel, so daß ihn die Baumwurzeln nur an wenigen Stellen erreichen können, und auch da nur die tiefgehenden der Laubbäume. Die Urlandschaft zeigt daher nur vereinzelt Laubwaldinseln in den Bodeneinschnitten, inmitten einer sonst waldfreien Landschaft („Waldsteppe“ oder „Parksteppe“). Aus diesem Grunde und infolge der großen Fruchtbarkeit des Lößes sind diese Gebiete siedlungsfreundlich und in der Tat ältester Siedlungsboden. Die Wohnstätten drängen sich in den Tiefenlinien zusammen, wo das Grundwasser leichter zu erreichen ist. Daher sind die Dörfer meist sehr groß.

Zur vertikalen Gliederung und der Bodengrenze kommt als drittes die Klimascheide Kischinew—Krementschug—Poltawa—Charkow—Saratow—Samara. Südlich dieser Grenzzone (eine scharfe Grenzlinie läßt sich hier nicht ziehen) wird das Verhältnis zwischen Temperatur und Niederschlagsmengen und vor allem die jährliche Verteilung der Niederschläge so ungünstig, daß Wald überhaupt nicht mehr fortkommen kann, auch nicht Laubwald. Damit geht hier die Waldsteppe in die reine Wiesensteppe über. Nach der Karte von Prassolov deckt sich mit dieser Grenze ungefähr auch die zwischen „mächtiger Schwarzerde“ im Norden und „gewöhnlicher Schwarzerde“ im Süden. Die völlig baumlose Steppe ist an sich dem Ackerbau offen. Aber die zu kurze Vegetationsperiode, die häufigen Missernten bei Ausbleiben des Frühlings- und Frühsommerregens usw. stellen die

³ S. Mißlaszewski, Gleby Polski, Warschau 1927. — E. Prassolov, Allgemeine Bodenkarte des europäischen Teiles der UdSSR, Leningrad 1927 (wiedergegeben bei P. Krische, Bodenkarten und andere kartographische Faktoren . . ., Berlin 1928, Abb. 39).

Landwirtschaft doch vor andere, wesentlich ungünstigere Voraussetzungen als in der Waldsteppe.

Die große pontische Steppe sendet nach Westen einen Ausläufer in die Walachei und Vorposten in das Innere des Karpathenbogens. Ausgesprochene Steppe ist das Flachland zu beiden Seiten der Theiß. Die Randlandschaften der großen ungarischen Tiefebene, der Norden und das Hügelland westlich der Donau stellen Übergangsgebiete mit ursprünglichem Waldsteppencharakter dar.

Naturräume und Volksräume im Südosten

Naturräume werden zu Volksräumen, indem einerseits die Volksstämme bei ihren Wanderungen die Gebiete bevorzugten, die ihnen nach Landesart und wirtschaftlichen Voraussetzungen zusagen, andererseits das Hineinleben in einen Raum und seine Lebensbedingungen die Volksart mitbildet und die Absonderung von stammverwandten Gruppen in anderen Räumen begünstigt. Südosteuropa ist ein Musterbeispiel für diese Zusammenhänge zwischen Boden und Volk.

Die Wiesensteppe ist der naturgegebene Bereich der Großviehzüchternomaden. Die Ebenen nördlich des Schwarzen Meeres sind die alte Wanderstraße der asiatischen Reitervölker nach Westen, im Theißtieflande als dem letzten Ausläufer der Steppe kamen sie zum Stehen und zur Staatenbildung: nacheinander Jazygen, Hunnen, Awaren, Madjaren. Erst als den letzteren der Übergang zum Ackerbau aufgezwungen wurde, wurde das Tiefland für weitere Nomadenzüge geschlossen. In Südrußland dagegen folgte der Tatareneinbruch; die letzten Reste des Khanates Krim bestanden bis 1783.

Der Loß der alten Waldsteppe ist dagegen wie geschaffen für die Entwicklung ackerbautreibender Völker. Das Schwarzerdegebiet im Nordosten des Karpathenbogens bis zum Dnjepr hin ist die Heimat der Slawen, nach dem Abzug der Süd- und Westslawen der Sitz der Reußen (Ukrainer). Sie haben immer wieder versucht, mit dem Pflug in die weite offene Steppe Südrußlands vorzudringen, immer wieder aber wurden sie durch neue Nomadeneinbrüche zurückgeworfen, bis seit dem 18. Jahrhundert die endgültige Verdrängung des Großviehzüchters durch den Bauern gelang. Weiter im Westen wurde die Loßlandschaft an schaften Böhmens und Mährens bildete sich das tschechische und das von diesem ursprünglich verschiedene mährische Volk.

Im Waldlande nördlich der Loßgrenze entstand auf einer Insel von Schwarzerde in Rußland das Zentrum der großpolnischen Staatsbildung. Nach Osten zu schließen sich baltische und schließlich ursprünglich finnische Stämme an. Durch die früh von den Reußen aus einsetzende Kolonisation entwickelte sich aus der Mischung mit den Finnen und in der neuen Umwelt ein eigenes Volk, die Großrussen.

Im Gebirgsraume der nordwestlichen Balkanhalbinsel haben die Serben und Kroaten ihre Ausbildung als Volk gewonnen. Verhältnismäßig spät erst wurden die Karpathen endgültig besiedelt. Die älteste der heute noch in ihnen lebenden Gruppen sind die Sekler in den kleinen Becken der Ostkarpathen, über deren Herkunft wir nichts Sicheres wissen. Erst in der Zeit des sich festigenden ungarischen Staates haben sich die Westslawen von den südwestlichen Talöffnungen her in das oberungarische Bergland hinaufgeschoben und damit den Grund zur Entstehung des Gebirgsvolkes der Slowaken gelegt. Als letzte, entscheidend erst seit dem 12. Jahrhundert⁴, haben die Rumänen den Kern ihres heutigen Volksgebietes, das Siebenbürgische Hochland, besiedelt. Sie sind ursprünglich ein reines Gebirgsvolk. Während aber die Slowaken auch in den Bergen in erster Linie Bauern blieben, geschah die Ausbreitung der Rumänen auf der Grundlage einer ganz besonderen Wirtschaftsweise: sie treiben auf den Höhen der Gebirgskämme Schafzucht, schaffen Weideflächen durch Rodung in primitiver Form, führen mit ihren Herden weite Wanderungen aus, besitzen aber daneben auch Dauersiedlungen in den Tälern mit etwas Ackerbau. Vom Balkan aus nach Siebenbürgen übergetreten, nahmen sie schnell die von den älteren Einwohnern des Landes nicht genützten hochgelegenen Gebiete in Besitz. Von der Marmarosch aus begann in der Mitte des 14. Jahrhunderts ihre große Westwanderung innerhalb des Waldkarpathenzuges, die ihr Ende erst im 16. Jahrhundert in den Weißen Karpathen („Mährische Walachei“) fand. Die Rumänen waren die Führer der Bewegung und setzten ihre wirtschaftlichen, sozialen und volkswissenschaftlichen Formen, ihre Namengebung der Berge usw. durch. Daneben aber waren in dieser Zeit auch die slawischen Anwohner der Ebene an der Erschließung der Karpathen beteiligt, deren Sprache schließlich ob siegte. Erst durch diesen Vorgang erhielten die slawischen Völker zu den alten Stämmen in der Ebene im Süden Gebirgskämme angefügt: bei den Ukrainern die Huzulen, Bojken und Lemken, bei den Polen die Goralen, bei den Mähnern die „Walachen“.

Die Übereinstimmung von Natur- und Volksräumen ist so im Südosten außerordentlich stark. Die Volksgrenze der Madjaren gleicht ursprünglich fast einer Höhengichtenlinie, dem Ufer eines das ungarische Tiefland erfüllenden Meeres. Erst die Verschiebungen im Gefolge der Türkenkriege haben diese Lage etwas gestört. Die Anpassung der osteuropäischen Völker an je nur eine Landschaft und Wirtschaftsweise erschwerte ihnen die Kolonisation in einem andersartigen Gebiet. Die Deutschen dagegen, deren Volksboden sich von den Marschen bis in die höchsten Tallandschaften der Alpen erstreckt, hatten unter ihren Stämmen gleichsam Spezialisten für die Erschließung aller Landesarten. Darin liegt eine der Voraussetzungen für ihren durchschlagenden Erfolg als Kolonisten.

⁴ Nach dem heutigen, noch nicht restlos sicheren Stand der Forschung.

Die mittelalterlichen Volksinseln im Südosten

Im Mittelalter entstehen deutsche Volksinseln vor allem an den Gebirgsrändern Ungarns⁵, im Zuge ihrer endgültigen Erschließung und des Vorschiebens der Staatsgrenze auf den Gebirgskamm. Es handelt sich also nicht um Lückenfüllung in einem schon erschlossenen Volksgebiet, sondern um Siedlungen im „desertum“, in dem zwar nicht menschenleeren, aber noch nicht endgültig zu Volksboden gewordenen Grenzlande. Zwei Ziele sind der Kolonisation zunächst gesteckt: die Grenzsicherung und der Bergbau auf Edelmetall.

Der Anstoß zur Grenzersiedlung kam von Österreich her. Seit etwa 1050 erfuhr unter den Babenbergern die Kolonisation am Alpenrande einen entscheidenden Aufschwung (Anwendung des Straßen- und Angerdorfes). Der madjarische Landesausbau war damals noch weit von der Staatsgrenze entfernt⁶. Wollten sich die Arpaden das Grenzgebiet nicht wegkolonisieren lassen, so mußten sie eine Gegenkolonisation ansetzen. Das geschah im 12. Jahrhundert, aber vorwiegend mit deutschen Siedlern, da Madjaren für das Siedeln im Hügellande nicht zur Verfügung standen. So wurde Westungarn, das heutige Burgenland, deutsch.

Es lag nahe, das im Westen Erprobte auch für die nördlichen und östlichen Gebirgsränder Ungarns anzuwenden. Die Verhane, die ursprünglich das madjarische Siedlungsgebiet der Ebene umgaben, wurden im 12. und 13. Jahrhundert schrittweise in das Gebirge vorgeschoben und das neu einbezogene Land besiedelt. An den entscheidenden Stellen, zur Deckung der Paßeingänge, wurde dabei auf deutsche Siedler zurückgegriffen. In der Mitte des 12. Jahrhunderts wurden die Siebenbürger Sachsen im Hermannstädter und Nösnergau, zu beiden Seiten der Sekler, angesiedelt, 1211–1225 unter dem Deutschen Orden auch im Burgenlande. Ins 12. Jahrhundert fallen auch die ältesten Zipser Siedlungen am Fuße der Hohen Tatra. Alle diese Gruppen liegen, wie die älteren Seklersiedlungen, in den Beckenlandschaften Siebenbürgens und Oberungarns. In die höheren Gebirgslagen drangen die Grenzersiedlungen nicht hinauf. Eine zwischen der Zips und dem Nösnergau verbindende Grenzergruppe waren wahrscheinlich die zu Anfang des 13. Jahrhunderts bezeugten deutschen Orte im Komitat Ugocsa⁷, am Austritt der Theiß in die Ebene.

Die uns näher bekannten Grenzergruppen der Siebenbürger und Zipser stimmen in vielen Zügen überein. Sie sind wehrpflichtig und in den inneren Kämpfen

⁵ Unser Wissen über die mittelalterlichen deutschen Bauernsiedlungen in den Ebenen Ungarns ist derzeit noch sehr gering, für eine geographische Einordnung völlig unzureichend. Wir haben Andeutungen für das Ofener Bergland, die Schwäbische Lärkei, das Banat. Was aber hier an deutschen Siedlungen bestand, wurde durch die Türkenzeit vernichtet.

⁶ Artikel „Burgenland-Westungarn“ im „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“, Bd. 1.

⁷ Darüber vgl. jetzt Szábo Istvan, Ugocsa megye (Das Komitat Ugocsa), Bd. 1 der neuen Reihe Magyarország és Nemzetiségek (Madjarentum und Nationalität), Budapest 1937, S. 47 f.

Ungarns des öfteren entscheidend beteiligt. Dafür ist ihre Rechtsstellung außerordentlich gut. Sie sind persönlich frei, haben freie Richter- und Pfarrerrwahl und entwickeln auf diesen Grundrechten immer festere politische Eigenständigkeit. Der Herkunft nach sind sie vorwiegend Westdeutsche, auch die Zipser vor 1241 (wie auch die planmäßige Siedlung am Alpenrande seit 1050 deutlich fränkische Einflüsse zeigt). Wohl im Zusammenhang damit haben sie überall die Siedlungsform des Straßen- und Angerdorfes verwendet und in Ungarn heimisch gemacht. Städte fehlen anfangs und entwickeln sich erst später.

Durch den Anstoß von Österreich her ist die deutsche Grenzersiedlung Ungarns in den Wirkungszusammenhang der süddeutschen Kolonisation eingereiht. Nur so ist es zu erklären, daß überall an den Rändern Ungarns deutsches Leben aufblühte zu einer Zeit, als in Mitteldeutschland eben erst die Elbe—Saale-Linie überschritten wurde und der ganze schlesische Pfeiler noch fehlte.

Der Bergbau dagegen wurde vor allem im Fortschreiten des ostmitteldeutsch-schlesischen Siedlungszuges nach Ungarn vorgetragen, die Kette der oberungarischen Bergstädte ist die Verlängerung der sudetendeutschen. Darum liegt die Gründungszeit der Bergbausiedlungen durchschnittlich später, im 13. und 14. Jahrhundert, stammlich überwiegen Schlesier und Oberdeutsche. Der Bergbau war in seiner gehobenen Form im mittelalterlichen Osten deutsches Monopol. Die spezialisierte handwerklich-technische Leistung erhob ihn in den Bereich der Stadtwirtschaft. Aber die Bergstädte brauchten Häuer und Hilfsarbeiter und, wo sie ins menschenleere Gebirge vorgeschoben waren, auch bäuerliches Hinterland zur Lieferung der Lebensmittel. So setzten sie planmäßig in ihrer Nachbarschaft deutsche Dörfer an, der Bergbau in seiner mittelalterlichen Art wirkte volksinselbildend. Die bis heute deutsch gebliebene Kremnitzer und Deutschprobener Gruppe sind schöne Beispiele dieses Zusammenwirkens von Stadt und Land, ähnlich die Zipser Gründe im Göllnitz- und Bodvatale. Aber auch Neusohl, Königsberg, Schemnitz usw. hatten ihren deutschen Dörferkranz. Die besonderen wirtschaftlichen Aufgaben bestimmen im höchsten Maße das soziale und kulturelle Gefüge der Bergstädte und schließen sie zu einer scharf abgegrenzten Gruppe zusammen.

Die Fundstellen der Erze liegen in Ungarn am Innenrande der das Tiefland umrahmenden Gebirgszüge. Darum bilden die deutschen Bergstädte gewissermaßen einen inneren Ring innerhalb des äußeren der Grenzersiedlungen. Sie erfüllen den südlichen Teil des oberungarischen Berglandes bis zum Südfuß des Erzgebirges, der heute die Grenze des slowakischen gegen das ungarische Volksgebiet darstellt. In den ungarischen Randgebirgen finden sich kaum deutsche Bergorte, mit der einen Ausnahme von Deutsch-Pilsen im Neograder Gebirge im Gipsbogen, das damit die einzige alte Volksinsel im heutigen Ungarn darstellt. Weitere Bergstädte liegen im nordwestlichen siebenbürgischen Hochlande (Neustadt-Nagybánya, Mittelstadt-Gyömbánya usw.) und im siebenbürgischen Erzgebirge (Ofenberg, Schlatten usw.). Im Süden wird der Kreis durch eine Kette deutscher Berg-

mannsiedlungen vom Bosnischen Erzgebirge durch Südserbien bis in den Balkan hinein geschlossen.

Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts hört die deutsche Ausbreitung im Südosten auf. Es erfolgen im Gegenteil Rückschläge durch die Türkenkriege, durch die rumänische und südslawische Gegenwanderung, schließlich auch durch das Versiegen des Bergsegens. Damit endet, bis auf einige noch zu besprechende geringfügige Ausnahmen, die deutsche Kolonisation im Gebirgsraume überhaupt. Was von den deutschen Gründungen die Stürme der Zeit überdauert hat, das sind heute alte Volksinseln, die aus sich heraus nicht mehr wachsen, die im Gegenteil mit ständigem Abbröckeln zu kämpfen haben. Andererseits sind die Gebiete durch die deutsche Kulturarbeit so erschlossen und gereift, daß sie für neue deutsche Siedlungswellen aufnahmeunfähig geworden sind. Die kleinen Schübe der Baden-Durlacher, Hanauer, Landler usw. haben auf dem Sachsenboden nur die Lücken ausgefüllt, die durch äußere Ereignisse gerissen worden waren, sie haben keinen neuen deutschen Volksboden geschaffen. Die wenigen kleinen Gründungen Josefs II. in Oberungarn bilden nicht eigene Siedlungsräume, sondern schmiegen sich an alte deutsche Gruppen an. Die abwehrende Haltung, welche die Siebenbürger Sachsen anfänglich gegen Teile der Zuwanderer einnahmen, versinnbildlicht die Sättigung der alten Siedlungsräume.

Die neuzeitliche Frühkolonisation in Ungarn

Die Türkenzeit bewirkt im Ofener Paschalik und seinen von den Kämpfen heimgesuchten ebenen Grenzgebieten einen völligen Umsturz des Siedlungswesens: in der Mitte des Tieflandes die Zusammenziehung der alten Dörfer zu den heutigen Großgemeinden, an den Rändern, vor allem in Südungarn und sehr stark auch im Westen der Donau, die Verödung und Zerstörung der bäuerlichen Siedlung überhaupt, das Zurückweichen der Madjaren nach Norden und ihre Ersetzung durch halbnomadische serbische Viehzüchter vom Balkan. Umgekehrt wurden nach der Befreiung des Landes die Nordränder der Ebene durch das unregelmäßige Abströmen der Bauern nach dem freigewordenen Tieflande entleert. Die Gebirgsländer wurden im Vergleich dazu von der Türkenzeit weniger betroffen.

Darum erfaßte die nach 1683 neu einsetzende Kolonisation, im vollen Gegensatz zur mittelalterlichen, mit zwei kleinen Ausnahmen nur die ebenen Landschaften Innerungarns und die von diesen eingeschlossenen kleineren Gebirgsketten des Bakonyerwaldes, Schildgebirges, Mecsekzuges usw. Von Anfang an waren Deutsche an ihr beteiligt. Sie siedelten dabei nicht auf Neuland, sondern auf altem Kulturboden, der nur wieder instand gesetzt und neu zu Bauernland gemacht werden mußte. Darum sind auch die Namen der deutschen Dörfer fast ausschließlich madjarisch, soweit nicht der österreichische Staat eingriff und deutsche Ortsnamen schuf.

Träger der Kolonisation (mit Ausnahme von Banat und Batcska) ist bis 1760 der private Großgrundbesitz, vor allem neben dem ungarischen der neue

österreichische Hochadel, die Heerführer, die in dem eroberten und von den früheren Eigentümern verlassenen Lande ungeheure Besitzungen erhalten hatten. Am stärksten ist die deutsche Siedlung westlich der Donau im südwestlichen ungarischen Mittelgebirge (Bakonyerwald, Schildgebirge, Ofener Berge) und in der Schwäbischen Türkei (Komitate Tolnau, Baranya und Schomodei). Außerdem zieht sich vom Donauknie aus eine Brücke kleinerer Volksinseln, teilweise nur Zwsiedlungen zu madjarischen Dörfern, am nördlichen Rande der Tiefebene entlang bis in den Theißwinkel. Sie lehnen sich an die madjarischen Randgebirgsstöcke an, steigen aber nur selten in diese hinauf, nirgends erreichen sie das von der Türkenzeit kaum gestörte slowakische Volksgebiet. Am Südhange des Neograder Gebirges liegen Jklad und die erst kürzlich entdeckte Gruppe von Bujak, am Matragebirge die Kompolker Volksinsel, am Hegyalgebirge Katka, Karlsdorf, Trautsohnsdorf u. a., am Bihorlatgebirge die Munkatscher Siedlungen. Einen starken Gspfeiler bildet, sich vom Nordhang des siebenbürgischen Bükkgebirges in die Theißebene erstreckend, das Deuschtum von Sathmar. Es liegt in unmittelbarer Nachbarschaft des alten Bergbaureviers von Neustadt-Mittelstadt, ohne aber in das erzührende Laposgebirge überzugreifen.

Von Sathmar aus setzt sich die deutsche Siedlungskette, allerdings noch schwächer, nach Süden zu fort, am Westrande des Bihorgebirges über die Volksinsel von Großwardein und den Ostteil des Komitates Békés bis in den Ura der Gau. Im Süden wird der Kreis geschlossen durch die ältesten staatlichen Kolonien: die Gründungen des Grafen Mercy 1722—1727 im Weststreifen der Banater Ebene und im angrenzenden Hügellande an der Linie Urad—Temeschburg—Wersche—Palanka sowie an der Donau bis Pantchowwa; etwas später die Kolonien der Ungarischen Hofkammer von 1749—1757 in der Batška, die sich geradezu ängstlich an den Donaulauf im Süden und Westen halten. Mit Tschatalja im Nordwesten, dem ältesten deutschen Dorf der Batška (1729), das nach seinen Formen und seiner geschichtlichen Einordnung durchaus zur Schwäbischen Türkei jenseits der Donau gehört, ist der Anschluß an die deutschen Privatsiedlungen Westungarns erreicht.

Das eigentliche Theißtiefland wird so von allen Seiten umschlossen, bleibt aber selbst so gut wie frei von deutscher Siedlung. Das liegt wohl nicht so sehr an seiner geographischen Eigenart als an seiner eigentümlichen Sozialstruktur. Die ungeheuren Stadtdörfer und vor allem die zahlreichen Kleinaldegebiete⁸ der Rumänen, Jazzen und Hajduken sind für deutsche Kolonisation ungünstig.

⁸ Der osteuropäische Kleinalde hat kaum ein Gegenstück in der deutschen Sozialgeschichte. Er stellt im wesentlichen ein freies, politisch aktives Bauerntum dar. Diese gehobene Lage und das Fehlen eines starken Großgrundbesitzes sind ungünstige Vorbedingungen für das Zustandekommen einer deutschen Kolonisation. Eine Parallele zum Tiefland stellt das Gebiet der Kleinaldigen Sektler in Siebenbürgen dar, in dem es nur Spuren eines bäuerlichen Deuschtums gegeben hat. Gleiches gilt für die Kleinaldesiedlungen im nordöstlichen Polen und Litauen.

Außer der gleichen Entstehungszeit und der einem einheitlichen Gesetz folgenden geographischen Lage sind die privaten Siedlungen bis 1760 noch durch eine Reihe weiterer Eigenschaften verbunden. Die Zuwanderung kam z. T. als *Stammesvorlandsiedlung*⁹ aus dem anstoßenden bairisch-österreichischen Gebiete, vor allem dem Burgenlande. Da dieses den Menschenbedarf nicht decken konnte, holten die mächtigen, stark mit Deutschland verbundenen adligen Grundherren von Anfang an große Scharen von *Fernsiedlern* aus den westdeutschen Übervölkerungsgebieten, von Rhein, Mosel, Main, Neckar und der oberen Donau. Je nach den persönlichen Beziehungen der einzelnen Herrschaftsinhaber ergaben sich dabei die verschiedensten Mischungen. In dem am stärksten deutsch besiedelten Gebiete westlich der Donau hat sich ein starker Ausgleich der Mundarten vollzogen. Dabei drang in einem Streifen bis 140–150 km von der Grenze des geschlossenen deutschen Volksbodens die bairisch-österreichische Mundart durch: im südwestlichen ungarischen Mittelgebirge, in einzelnen Siedlungen südlich des Plattensees, der Gruppe um Groß-Ranischa und in der westlichen Schomodei. Südöstlich davon, in der inneren Schwäbischen Türkei, setzte sich mit wenigen Ausnahmen das Rheinfränkische durch, wenn auch die Mundarten benachbarter Orte immer noch stark voneinander abweichen. In den einzeln aufgereihten Siedlungen am Nord- und Ostrande der Tiefebene dagegen konnte ein stärkerer Ausgleich nicht eintreten. Darum stellen diese Inseln heute gewissermaßen das Raritätenkabinett der ungarländisch-deutschen Mundartenforschung dar¹⁰. Da gibt es „echte Schwaben“ am Hegyalhagebirge, bei Munkatsch und Cauthmar, Ostfranken bei Erlau, Munkatsch und im Arader Gebiet, Moselfranken in Kompolt, außerdem Pfälzer, Baiern usw. Die weitgespannte dünne Kette der Randsiedlungen ist heute weitgehend zerstört und madjarisiert, nur der starke Nordostpfeiler Cauthmar wurde in letzter Stunde durch den politischen Umschwung gerettet. Mit der schlechten Erhaltung des Deutschtums hängt auch die ungenügende Erforschung zusammen. Hier ist noch manche Entdeckung zu erwarten.

Siedlungsform der Privatkolonisation bis 1760 ist allgemein das *Straßen- und Angerdorf*. Es entwickelt sich jetzt von den einfachen Formen des Mittelalters zur größeren unregelmäßigen mehrstraßigen Anlage. Bestimmende soziale Schicht ist der *Mittelbauer*. Die Wirtschaftseinheit der „*Session*“, durchschnittlich 15 ha, wird bei der Landzuteilung meist nicht voll erreicht. Die Dörfer sind mittelgroß, sie haben im Durchschnitt heute etwa 1000 Einwohner.

Wichtig ist, daß in dieser Periode der Frühkolonisation auch der Staat im Süden in den Formen der Hochadelsiedlung arbeitet, in der Werbung und Betreuung

⁹ Die Begriffe *Stammesvorland-* und *Fernsiedlung* wurden zum erstenmal planmäßig aufgestellt von E. Lendl, Die neuzeitliche deutsche Ostsiedlung. In: Deutsche Monatshefte in Polen, Jg. 3 (1936/37), S. 1–7.

¹⁰ H. Schmidt, Die deutschen Mundarten Rumpfungarns. In: J. Bleyer, Das Deutschtum in Rumpfungarn, Budapest 1928. Eine neue Bearbeitung des Stoffes von H. Schmidt wird demnächst erscheinen.

der Siedler, in der wirtschaftlichen Planung und Anlage der Dörfer. Nur sind seine Gründungen schon damals größer und deuten im Grundriß bereits die Entwicklung des Schachbrettdorfes an.

Die neuzeitliche Hochkolonisation

Das Jahr 1761 mit der Gründung des Staatsrates bedeutet für Österreich den Übergang zur Hochkolonisation¹¹. Was die Frühkolonisation in den vorausgegangenen 70 Jahren an Methoden vorbereitet hat, wird nun vom aufgeklärt-absoluten Staate mit seinen ungleich größeren Machtmitteln zur Höhe entwickelt, planmäßig durchorganisiert und in den Dienst einer weitschauenden Bevölkerungspolitik gestellt. Ein Jahr später erläßt Katharina II. von Rußland ihre erste Einladung zur Einwanderung an alle Ausländer und 1763 ein Manifest mit Gewährung weitgehender Vorrechte. Damit wird der deutschen Kolonisation ein ungeheures Neuland erschlossen und mit einem Schläge der Siedlungsbogen von der mittleren Donau bis zur Wolga gespannt.

Auch in Rußland hatte diese Entwicklung ihre Vorgeschichte, doch waren an ihr keine deutschen Siedler beteiligt. Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts beherrschten die Tataren nicht nur den Gesamtbereich der Wiesensteppe Südrußlands, sondern im Osten auch einen breiten Streifen der ursprünglichen Waldsteppe von Charkow über Woronesch bis Kasan. 1552 erobert Moskau das Khanat Kasan, 1556 das von Astrachan. Dem politischen folgt das siedlungsmäßige Vordringen des russischen Bauern. Die ungeheuren Flächen, die bisher als Weideland der tatarischen Wanderhirten 1—2 Menschen auf den qkm ernährten, werden dem Ackerbau gewonnen, und damit steigt ihre Aufnahmefähigkeit auf das mindestens 10 bis 20fache. Dieses Kolonisationsgeschehen übertrifft in seinen Ausmaßen bei weitem die Ansiedlungen in Ungarn, und es erfordert so gewaltige Menschenmassen, das sie das großrussische und ukrainische Volk nur langsam stellen können. So wird in der Periode bis 1760 im wesentlichen nur das Gebiet der mächtigen Schwarzerde im alten Waldsteppenstreifen besiedelt, das auch nach seinen natürlichen Voraussetzungen besser der Heimat der Kolonisten entspricht. Die Landnahme erfolgt zunächst in wenig geregelten volksmäßigen, dann in gutherrschaftlichen Formen. Erst nach 1760 nimmt der Staat unter einer Kaiserin aus deutschem Hause das Siedlungswerk in die Hand und damit erfolgt gleichzeitig der Einfluß deutscher Kräfte und der Vorstoß auf der ganzen Front in die eigentliche Wiesensteppe hinein.

Verdrängung der Türken und Neubesiedlung des wüstgewordenen Südungarn einerseits, Erschließung der südrussischen Steppe im Kampfe des Bauern gegen den tatarischen Nomaden andererseits stehen in einem Zusammenhange. Ipsen hat dafür das Wort von der turkotatarischen Front geprägt¹². Nicht nur die ge-

¹¹ R. Schünemann, Geschichte der österreichischen Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia, München 1935.

¹² G. Ipsen, Gedanken zur soziologischen Erforschung des Deutschtums in Ostmitteleuropa. In: Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung, Jg. 3, 1933, vor allem S. 241 ff.

sichtliche Stellung der an dieser Front eingesetzten deutschen Siedler ist im Westen und Osten entsprechend, auch ihre Lebensformen wurden durch die gemeinsame Voraussetzung der staatlichen Kolonisation im Steppengebiet weitgehend gleichgestimmt.

In Südungarn erfolgt 1763—1772 die theresianische Kolonisation. Nun erst wird der Widerstand der vielfach serbischen Gutsbesitzer überwunden, welche die Steppe als großes Weideland für ihre Herden erhalten wollen. Die Siedlung löst sich in der Batschka von der Donau ab und dringt nach Nordosten bis an den Rand der großen Lössplatte vor. Im Banat wendet sie sich nach Nordwesten in die weite Ebene der Banater Heide. Die josefinische Kolonisation 1784—1787 vollendet das Werk. In Rußland siedelt Katharina 1764—1766 die Deutschen an der Wolga an und 1789/90 die ersten Gruppen in Südrußland bei Jekaterinoflaw und bei Chortiza am Dnjeprknie. Alexander I. gründet 1804—1809 in Südrußland, meist entlang eines Steppenflüsschens aufgereiht, die Gruppen an der Molotschnaja, am Beresjan, Kutschurgan und um Odessa, 1814—1820 im neu-erworbenen Bessarabien, 1823—1842 die letzte größere Gruppe nördlich des Asowschen Meeres (Mariupoler Plan). Insgesamt hat die staatliche Hochkolonisation in wenigen Jahrzehnten an 150 000 Menschen aus Deutschland nach dem Osten verpflanzt, eine für damalige Zeiten außerordentlich hohe Zahl.

Die weiten menschenleeren Flächen Südungarns und Südrußlands standen der Gestaltung nach dem freien Ermessen der Behörden zur Verfügung. Es konnte eine Planmäßigkeit des Siedlungswerkes einsetzen, wie sie bis dahin nirgends auf deutschem Volksboden zu finden war. Die Schwierigkeit der Erlangung von Wasser erzwang, die ebene Form des Landes ermöglichte die Anlage sehr großer Dörfer. Mehrere Tausend Einwohner in der Gegenwart sind die Regel, sowohl in der Batschka und im Banat wie an der Wolga und in den meisten Gruppen Südrußlands.

In Südungarn wird, in Weiterbildung der Siedlungsformen der privaten Kolonisation, das Schachbrettdorf herrschend¹³, ein rein geometrisches und in den späteren Perioden sogar künstlerisch gestaltetes Gefüge zweier einander rechtwinklig schneidenden Straßenscharen, mit ebenso regelmäßig aufgeteilten Gewannfluren. Der Schachbrettgrundriß wird auch für die neuen nichtdeutschen Siedlungen benützt und bestimmt heute das Dorfbild in Südungarn vollkommen. In Südrußland und an der Wolga werden ähnliche, wohl nicht ganz so regelmäßige Formen für Deutsche und Nichtdeutsche angewendet. Ausgezeichnet schöne Schachbrettdörfer zeigen z. B. die bulgarischen Dörfer in Bessarabien südwestlich der deutschen Kolonien und die erst im 19. Jahrhundert erschlossene Baragansteppe in der östlichen Walachei. Die Größe und Geschlossenheit der Dörfer ist von tiefster Bedeutung für das Dorfleben, für die kulturelle Selbstgenugsamkeit, für Kirchen-, Schul- und Wirtschaftsorganisation der einzelnen Kolonien. Auch zur Entwicklung von Städten aus

¹³ W. Ruhn, Die regelmäßigen Glurformen der jungen deutschen Sprachinseln. In: Festschrift f. Carl Uhlig, Öhringen 1932, S. 164—172.

verkehrsgünstig gelegenen Dörfern bietet der Schachbrettgrundriß die besten Voraussetzungen, ob es sich nun um Neuwerbas in der Batschka, Tarutino in Bessarabien oder Balzer an der Wolga handelt.

Entsprechend der Menge des verfügbaren Landes wird das Großbauerntum die bestimmende soziale Schicht. An der Wolga wurden den Siedlerfamilien je 30 Desjatinen¹⁴ zugeteilt, in Südrußland 60, den Mennoniten sogar 65. In Südingarn wurden allerdings bloß Sessionen zu 31—37 Joch, wenn auch fruchtbarsten Bodens, ausgegeben, das sind knapp die 20 Hektar, die herkömmlich als untere Grenze des Großbauerntums angesehen werden. Aber die Deutschen haben recht bald in größtem Maßstabe von den nichtdeutschen Nachbarn Felder zugekauft, so daß heute manche Siedlung ebensoviel Land auf fremden Gemarkungen besitzt wie in der eigenen. Zum Großbauerntum gehört in Ungarn wie in Rußland die weitgehende Verwendung nichtdeutschen Gesindes, gelegentlich auch der Aufstieg zum Gutsbesitzertum mit seinen nachteiligen volkspolitischen Folgen usw.

Für den Staat des aufgeklärten Absolutismus ist der Kolonisationszweck nicht wie beim privaten Großgrundbesitz unmittelbarer Gewinn, sondern die wirtschaftliche Erschließung des Landes und vor allem die Vermehrung der Bevölkerung. Es wird jetzt eine förmliche wissenschaftliche Theorie der Kolonisation ausgebildet. Nationale Ziele dagegen liegen jener Zeit durchaus fern. Daher werden neben den Deutschen auch andere Völker herangezogen, in Südingarn Madjaren, Rumänen, Serben, Kroaten, Slowaken, Tschechen, Bulgaren, Albanesen; in Rußland nicht nur Großrussen und Ukrainer, sondern auch Schweden, Polen, Serben, Bulgaren, Griechen, Armenier usw. Dabei besteht aber ein wichtiger Unterschied: in Ungarn werden die Dörfer der verschiedenen Völker ziemlich wahllos durcheinandergemischt, in Rußland dagegen, wo mehr Raum zur Verfügung steht, werden nach und nach geschlossene, national einheitliche Gruppen angesiedelt, untereinander zunächst durch die freie Steppe getrennt.

Der Zweck der „Peuplierung“ erfordert es, daß die deutschen Siedler nicht innerhalb des eigenen Staates geworben werden. Damit wird die Stammesvorlandsiedlung grundsätzlich ausgeschaltet. Die staatliche Hochkolonisation ist nicht nur in Rußland, sondern auch in Ungarn reine Fernsiedlung. Den größten Teil der Einwanderer stellt Südwestdeutschland. Für Südrußland kommt dazu ein wichtiger Einschlag aus dem Bereich der nordostdeutschen Kolonisation: Deutsche, vor allem Mennoniten aus dem Danziger Werder und in Bessarabien Plattdeutsche und südwestdeutsche Weiterwanderer aus Polen.

Für alle diese Gruppen, ob sie nun aus dem Hügellande der Pfalz, dem Marschenboden des Werders oder den Sandflächen Kongreßpolens kamen, bedeutete der Übergang in die Steppe einen grundstürzenden Wandel der geographischen Umwelt. Durch weitgehende Fürsorge des Staates konnte er erleichtert werden, dennoch forderte er überall das Opfer der ersten Generation. Die Wirtschaftsweise mußte völlig umgestellt werden. So wurde z. B. die deutsche Scheune auf-

¹⁴ eine Desjatine = ungefähr 1,1 ha.

gegeben und das Dreschen im Freien eingeführt, in Bessarabien mit der geriffelten Steinwalze. Der Roggenbau trat zurück gegen den Weizen in Südrußland, gegen Weizen und Mais in Ungarn. Mit der zunehmenden Verkehrserschließung trat immer mehr der Getreidegroßbau für den Weltmarkt in den Vordergrund, in dem sich die Deutschen bald eine führende Stellung eroberten. Die Wirtschaftsrechnung mußte sich auf die im Steppengebiet periodisch wiederkehrenden Mißernten einstellen, die dann wieder durch einzelne Rekordernnten wettgemacht werden. So verliert der Ackerbau die binnendeutsche Stetigkeit und erhält spekulative Züge. Nach vollzogener Anpassung aber verwachsen die Menschen so mit dem neuen Siedlungsraum, daß sie bei der Ausbreitung durch Tochter-siedlungen, die wie bei allen jungen Volksinseln sehr stark ist, immer wieder ähnlichen Steppenboden suchen.

In der Art der Ausbreitung zeigen sich freilich wesentliche Unterschiede zwischen dem Deutschtum Südungarns und Südrußlands. Banat und Batschka sind nicht allzu groß, für Tochterkolonisation bestand nicht allzuviel Raum. Sie setzte im Banat etwas die westliche Ausbreitung gegen die Theiß zu fort, schuf aber sonst keine neuen Siedlungsräume, nur eine Verdichtung der alten staatlichen. Im Norden gelang ein weiterer Ausbau in den Arader Gau, im Süden unter Umgehung der Frußkagora nach Syrmien und Slawonien und seit 1885 nach den nordöstlichen Randebenen Bosniens¹⁵. Diese Möglichkeiten reichten aber zur Unterbringung des zahlreichen Nachwuchses nicht aus und daher begann frühzeitig eine starke Einsiedlung in die benachbarten serbischen, kroatischen und rumänischen Dörfer. In vielen bilden die Deutschen heute starke Minderheiten, einige haben sie ganz erobert. In der Form von Einsiedlungen vollzog sich zum größten Teil auch das Hinübergreifen nach Slawonien. Im übrigen ist gerade diese letzte und stillste Periode der deutschen Kolonisation, über die es weniger staatliches Aktenmaterial gibt, noch ganz ungenügend erforscht. Die engen Entfaltungsgrenzen haben viel dazu beigetragen, daß bewußte Beschränkung der Vermehrung, das Zwei- und Einkindersystem Südungarns auffam.

Die südrussische Steppe ist gegenüber der südungarischen grenzenlos und menschenarm. Bis zum Weltkrieg hat es den Deutschen nie an Raum für Tochter-siedlungen gefehlt. Schon bei der Einwanderung war jeder Gruppe ein Stück Reserveland zur ersten Ausbreitung zugeteilt worden. Mitte des 19. Jahrhunderts setzte dann die gewaltige Tochterkolonisation aus eigenen Kräften ein, auf gekauften russischen Adelsgütern, meist in planmäßigem Vorgehen der Stammgemeinden. Dadurch wurden die Räume zwischen den alten Siedlungskernen aufgefüllt, die Gruppen in Bessarabien, um Odessa, am Kutschurgan, Beresan usw. miteinander verbunden. Aber auch in weiterer Entfernung entstanden neue deutsche Gaue am Inguleß und in der Krim, wo die deutschen Siedlungen bis hart an den Fuß des Tschailagebirges vordrangen, dieses selbst aber frei ließen.

¹⁵ Auch die übrigen Gruppen des Deutschtums in Bosnien, die Niederdeutschen im Nordwesten seit 1879 und die ararischen Kolonien seit 1891, mit Zuwanderern aus Galizien, Wolhynien usw. halten sich mit wenigen Ausnahmen an die Ebene.

Ein schönes Beispiel ist die Ausbreitung der Bessarabiendeutschen. Die 24 „alten Kolonien“ liegen geschlossen in der Mitte des „Budschak“ (der südlichen Steppenhälfte des Landes). Schon 1840, knapp eine Generation nach der Ansiedlung, beginnt die Ausdehnung nach allen Seiten: nach Osten zum Dniestr, im Zusammenwirken mit den Deutschen jenseits des Stromes; nach Norden bis zur Steppengrenze bei Kischinew; nach Westen, unter Umgehung des vorgelagerten Blockes der Bulgarensiedlungen, bis zum Pruth; vor allem aber nach Süden zur Donaumündung und weiter in die damals noch türkische Dobrudscha; mit einem einzigen Dorfe, Jakobsonstal bei Braila, greifen die Deutschen auch in den Ost- rand der Walachei hinüber. Weiter in die Moldau und Walachei vorgeschobene Gründungen wurden bald wieder aufgegeben. So wird an Pruth und Donau der Raum der rußlanddeutschen Steppensiedlungen scharf nach Westen zu abgegrenzt. Im Süden kommt es zu einer flüchtigen Berührung mit dem Deutschtum Südgarns, merkwürdigerweise nicht über die Walachei, sondern über Nordbulgarien. In der Gegend von Plewna, in der Ebene zwischen Donau und Balkan, siedeln um 1892 die letzten Vorposten des bessarabischen neben Ablegern des Banater Deutschtums.

Gegen Norden zu sind die Südrußlanddeutschen in das Gubernium Charkow und den Südrand von Kiew vorgedrungen, aber kaum über den Raum der reinen Steppe hinausgegangen. Ihre Hauptstoßrichtung wurde immer mehr der Osten. Von den Schwarzmeerkolonien zogen sie in das Gebiet der Donischen Kosaken, an den Kuban und Terek am Nordfuß des Kaukasus, vereint mit den Wolgadeutschen ab 1890 ins Uralgebiet (Gubernium Ufa und Orenburg), nach Westsibirien (General-Gub. Omsk) und Turkestan. So gingen die deutschen Steppenbauern, zusammen mit den russischen, den Weg zurück, den einst die nomadischen Reitercharen aus Asien gekommen waren.

Recht früh, seit 1875, taten sie dann den Schritt über den Ozean nach Amerika. Auch hier haben sie immer wieder Steppenboden verlangt und durch ihre Rundschafter suchen lassen, wenn das auch gelegentlich zu Enttäuschungen führte. So siedeln sie heute in den nordamerikanischen Präriestaaten Manitoba, Saskatchewan, Dakota, Kansas, Nebraska und in den südamerikanischen Pampasstaaten, Entre Rios, im Chaco usw. Dadurch sind sie schon rein siedlungsmäßig scharf getrennt von den übrigen Amerikadeutschen, den Pennsylvaniendeutschen und ihren Tochtergruppen, sowohl wie von den Zuwanderern des 19. Jahrhunderts aus dem Reiche, die vorwiegend auf altem Waldboden sitzen¹⁶. Nichts könnte die Eigenständigkeit besser kennzeichnen, die das Steppendeutschtum in Rußland gewonnen hat und die es auch in Übersee bewahrt, unbeschadet seiner vorbildlichen nationalen Widerstandskraft.

Die unbegrenzte bäuerliche Ausbreitungsmöglichkeit im unendlichen russischen Raum hat eine ständische Aufgliederung des Deutschtums verhindert. Der Nachwuchs hatte

¹⁶ E. Meynen, Das Deutschtum in Nordamerika. In: P. Gauß, Das Buch vom deutschen Volkstum, Leipzig 1935, S. 334.

es nicht nötig, den vertrauten und mit Stolz gepflegten Bauernberuf zu verlassen und etwa ein Handwerk zu ergreifen. Darum gibt es auch keine Einsiedlungen in russische Dörfer. Die natürliche Vermehrungskraft ist bis heute ungebrochen, zur Geburtenbeschränkung zeigen sich nur in Bessarabien in den allerletzten Jahren Ansätze.

Darin liegen tiefe Unterschiede von der sonst so verwandten Gruppe der Deutschen in Südungarn. Andere ergeben sich durch die räumliche Entfernung vom Mutterlande und das Leben in ostslawischer Umwelt. Im Sowjetrussischen Staate ist dieser prächtige deutsche Stamm durch Kollektivierung, Kulakenverschickung und Verfolgung der Religion in seinen Wurzeln getroffen. Der einzige annähernd in seinen alten Formen erhaltene Teil sind die Bessarabiendeutschen.

Das Deutschtum im ehemaligen Waldsteppengebiet nördlich der Karpathen.

Der Gürtel der ursprünglichen Waldsteppe, im Norden des Karpathenzuges und der südrussischen Wiesensteppe, ist an den geschilderten deutschen Siedlungsbewegungen nicht beteiligt. Mit seinem fruchtbaren Löß und den günstigen klimatischen Bedingungen ist er seit Beginn der geschichtlichen Zeit ein dichtbesiedeltes Ackerbaugebiet gewesen oder doch, wie im Osten um Woronesch, nach der Zurückweisung des Tatareneinbruchs schon vor 1760 wieder geworden. Noch heute erscheint er auf den Dichtekarten als eine Zunge stärkster landwirtschaftlicher Übervölkerung von Galizien über Kiew—Woronesch bis an die Wolga, die sich im Süden scharf von der viel dünner besiedelten Wiesensteppe und ebenso im Norden von dem Waldlande auf den diluvialen Podsolböden abhebt. Daher lag hier gar kein Bedürfnis nach einer deutschen Massenkolonisation vor.

Dennoch wurden Deutsche angesiedelt, und zwar durch das Bestreben Josefs II., in dem 1772 an Österreich gefallenen Galizien Musterdörfer zur Hebung der Landwirtschaft zu schaffen. Es ging also um eine reine Qualitätskolonisation, während die Ansiedlungen im Steppengebiet in erster Linie Quantitätskolonisationen zur Erschließung des Landes waren. Die Ursachen der Ansiedlung in Galizien liegen nicht in geographisch bedingten Notwendigkeiten, sondern in der geschichtlichen Lage, dem Willen eines absoluten Herrschers. Trotzdem prägt sich auch hier die Landesart in der Durchführung des Werkes aus. Es konnten keine geschlossenen deutschen Siedlungsflächen entstehen, da zu wenig Platz vorhanden war; die Dörfer sind klein, z. T. winzig, und weit voneinander entfernt, einzeln über Galizien verstreut, je nachdem wo ein Stückchen freies Land der Kolonisation zur Verfügung stand. Den einwandernden Familien konnte nur wenig Boden zugeteilt werden; so herrscht die kleine mittelbäuerliche Wirtschaft vor.

Diesen wichtigen, geographisch bedingten Unterschieden vom Süden stehen aber noch stärkere Gemeinsamkeiten aus den geschichtlichen Zusammenhängen heraus gegenüber. Es handelt sich auch in Galizien um staatliche Kolonisation mit weitgehenden

Eingriffen der Behörde, um regelmäßige geschlossene Dorfformen (kleine Schachbrettdörfer oder geometrische Straßendörfer) mit Gewannflur, Siedlerwerbung in Südwestdeutschland, Dorfgründungen nicht auf Sdland, sondern auf dem urbaren Boden der staatlichen Domänen usw.

Von den josefinischen Kolonien liegen die meisten in der Ebene des mittleren Ostgaliziens einschließlich des 1809 an das Großherzogtum Warschau abgetretenen Kreises Zamość, einige auch im Lösshügellande der Bukowina. In die Karpathen wurden nur zwei kleine Gruppen gesetzt, die ohne Entwicklung blieben. Auch die Galiziendeutschen haben die Anpassung an die fremde wirtschaftliche Umwelt erst nach schweren Anfangsjahren vollzogen. Dann waren auch sie mit der neuen Heimat so verwachsen, daß sie sich bei der schon um 1810 einsetzenden Tochterkolonisation streng an den Raum der alten Waldsteppe hielten. Freilich standen ihrer Ausbreitung keine großen Möglichkeiten offen. Im Westen gab es überhaupt keinen freien Raum. Im Norden wurden einige Kolonien in Mittelpolen und eine größere Zahl im südlichen Wolhynien begründet. In der Gegend von Luzk treten sie hart an die Lössgrenze heran, überschreiten sie aber nicht. Ebenso gehen die galizischen Tochterfiedlungen im Süden und Südosten nur bis zum Fuße des Gebirges. Stark sind sie im Streifen Galiziens südlich des Dnjestr und in der Bukowina vertreten. Letzte Ausläufer gehen in die nördliche Hälfte Bessarabiens hinüber, genau bis zur Grenze der reinen Steppe bei Kischinew. Sie berühren sich dort ohne Vermischung mit dem Siedlungsraum der Rußlanddeutschen.

Wie die Stammsiedlungen, so sind auch die galizischen Tochterfiedlungen klein und weit voneinander entfernt. Die geringe Entfaltungsmöglichkeit hat die Deutschen früh in die Kümmerform der Einsiedlungen in slawische und rumänische Dörfer und Städte gezwungen. Sie sind noch weit stärker entwickelt als in Südungarn, in Galizien umfassen sie etwa die Hälfte der evangelischen Deutschen (bei denen allein sich genaue Zahlen feststellen lassen), im Buchenlande einen noch höheren Anteil. Diese Entwicklung, verbunden mit einer starken Ausbildung nichtbäuerlicher Berufe, führte zu einem schnellen biologischen Reifen des Stammes.

Verglichen mit den nördlichen und südlichen ebenen Landschaften ist die deutsche Kolonisation im Gürtel der alten Waldsteppe geringfügig. Sie umfaßt heute noch nicht 100 000 Menschen und reicht nach unserem Wissen nur ein kleines Stück in das heutige Rußland hinein.

Weiter im Osten sind allenfalls noch zwei Volksinseln in diesen Zusammenhang einzureihen, die Gruppe Bielowies im Gub. Tschernigow und das vereinzelte Riebensdorf im Gub. Woronesch, im Zentrum der Übervölkerung im Schwarzerdegebiet. Ähnlich wie die galizischen Kolonien von der österreichischen Regierung unter Anlehnung an das südungarische Vorbild begründet wurden, so wurden die beiden genannten Gruppen 1766 im Zuge der Ansiedlungen an der Wolga angelegt und vielleicht nur durch eine Laune Katharina II. ins innere Rußland versprengt. Schon vor dem Krieg war in beiden die sprachliche Russifizierung weit fortgeschritten.

Vergleich mit der neuzeitlichen Kolonisation im Norden der Lößgrenze

Die Eigenart des Steppendeutstums wird erst deutlich, wenn man ihm die völlig andersartige Siedlungsbewegung im Norden der Lößgrenze gegenüberstellt¹⁷.

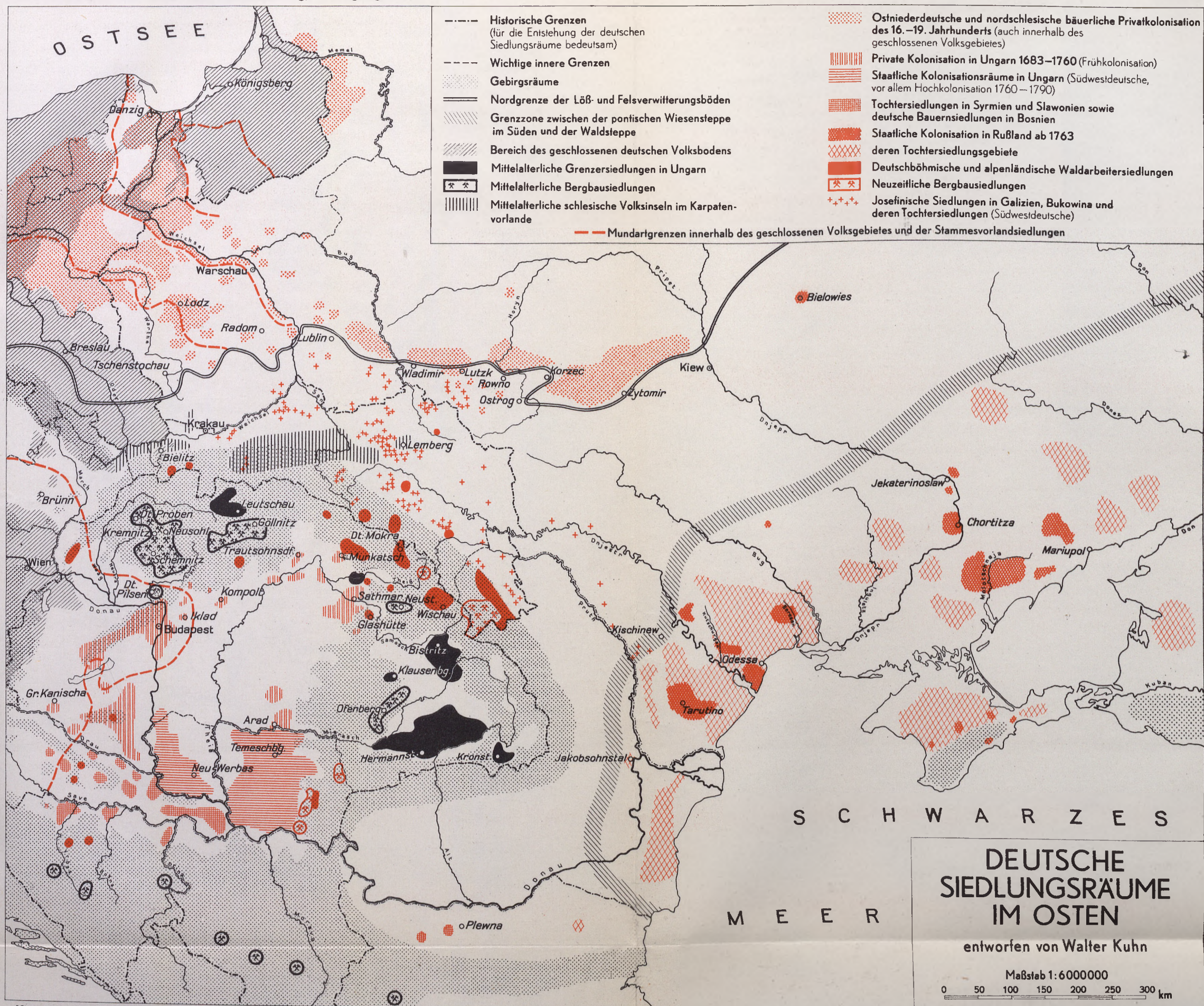
Im Norden hatte es die deutsche Kolonisation mit ursprünglichem Waldland zu tun, dessen slawische Besiedlung wohl nicht voll ausgereift, aber auch nicht durch die Nomadeneinfälle gestört war. Innerhalb des gerodeten Landes bestanden noch größere Waldinseln, namentlich auf den landwirtschaftlich ungünstigen Böden (Sandern); ebenso waren die Niederungen der Stromtäler mit Auenwald erfüllt. Die deutschen Siedler stießen also nicht, wie in der Steppe, in weites Neu-land des Pfluges vor, sondern füllten nur kleinere oder größere Lücken im polnischen, ukrainischen und weißrussischen Volksboden aus.

Im Nordosten, wo der türkische Gegendruck fehlte, setzte die neuzeitliche Kolonisation um mehr als ein Jahrhundert früher ein als im Südosten. In der entscheidenden Zeit der deutschen Ausbreitung gehörte der Siedlungsraum zum polnischen Staate, wo bei dem Mangel einer starken Zentralgewalt von einer planmäßigen staatlichen Kolonisation keine Rede sein konnte. Eine solche brachte erst die kurze Zeit zwischen den Teilungen und dem Tilsiter Frieden im preussischen Anteil; ihr Umfang war gering.

Auch der für die ungarische Frühkolonisation so typische mächtige, im Westen verankerte Hochadel kommt in Polen kaum vor. Es ist der einheimische polnische Adel, der in kleinen Ausmaßen und langsamem Tempo, mit rein privatwirtschaftlicher Einstellung die Besiedlung seiner Güter mit Deutschen betrieb. Er holte die Menschen aus der nächsten Nachbarschaft und wandte keinerlei Fürsorge an sie. Andererseits entsprach die Landesart in der nördlichen Hälfte Polens so sehr jener Ostdeutschlands, daß den deutschen Grenzstämmen, den Schlesiern, Pommern und Westpreußen, der Übergang wirtschaftlich nicht allzu schwer wurde. So ist die Siedlung im Nordosten eine ausgesprochene Stammesvorlandsiedlung.

Während im Süden der Staat sein Werk geschlossen aufbaut, zieht sich die Privatkolonisation im Norden in bescheidener Form durch dreieinhalb Jahrhunderte hin. Sie beginnt in der Mitte des 16. Jahrhunderts am Rande des geschlossenen Sprachgebietes in Westpreußen, Pommern, Brandenburg und Niederschlesien, erweitert dieses um einen breiten Streifen, schiebt sich im 17. Jahrhundert in immer neuen Tochter-siedlungen durch Posen und Westpreußen, im 18. Jahrhundert nach Mittelpolen hinein. Dabei bleiben die deutschen Stämme im großen und ganzen getrennt. Die Westpreußen siedeln nördlich der Weichsel, die Deutschen des Weichsel—Nogat-Deltas bringen schnell das Weichseltal hinauf, die Pom-

¹⁷ Nur um des Vergleiches willen, nicht zur selbständigen Behandlung wird der Nordosten hier herangezogen. Eine nähere Darstellung als Gegenstück der vorliegenden ist W. Ruhn, Die Siedlungsräume des bäuerlichen Deutstums in Polen. In: Deutsche Monatshefte in Polen, Jg. 2, 1935/36, S. 34—48.



DEUTSCHE SIEDLUNGSRÄUME IM OSTEN

entworfen von Walter Kuhn

Maßstab 1:6000000

0 50 100 150 200 250 300 km

mern kolonisieren zwischen Weichsel und Warthe und die Schlesier südlich der Warthe. Im 19. Jahrhundert erreicht die deutsche Welle unter Vermischung der einzelnen Stämme das Cholmerland, Wolhynien und das nordwestliche Gub. Kiew. Bis in die Nähe des Dnjepr reicht die Wachstumsspitze. In 350jährigem Fortschreiten wurde so eine Strecke von rund 1000 Kilometern durchmessen, gleich der Entfernung von Köln bis Königsberg. Und doch ist diese Vorstoßtiefe nur die Hälfte der turkotatarischen Front von der Donau zur Wolga, an der die staatliche Kolonisation mit einem Schlage deutsche Bauern ansetzte.

Die Ostwanderung der Niederdeutschen und Schlesier hält sich durchwegs an die Wälder nördlich der Lößgrenze, nur in Wolhynien wird diese durch einige kleinere Gruppen in geringer Tiefe überschritten. Die Landnahme auf Waldboden, der bisher nie in menschlicher Nutzung gestanden hatte, prägte die Gestalt des deutschen Roders in ihrer höchsten Vollkommenheit aus, während sie im Südosten keine besondere Bedeutung hat. Der stillen Art des deutschen Vorrückens, den beschränkten Mitteln der kolonisierenden polnischen Gutsherren und der geringen Ausdehnung der Siedlungsflächen entspricht die bescheidene Größe der Wirtschaften. Der Mittelbauer auf meist schlechtem Land wird die bestimmende soziale Schicht. In Rußland wird der Unterschied zwischen den armen Wolhyniern und den reichen Schwarzmeerdeutschen noch unterstrichen durch die besonderen Ansiedlerprivilegien, die diese als Kronskolonisten genießen.

Gegenüber den geschlossenen Dorfformen und der gewannmäßigen Verteilung der Flur im ganzen Südosten steht im Nordosten die geschlossene Hufe und, dadurch bedingt, die Auflöserung der Siedlungen zu Einzelhöfen oder Liniendörfern. Damit hängt die Kleinheit der Kolonien zusammen, die oft nur aus wenigen Familien bestehen, und ihre kulturelle Unselbstständigkeit. —

So sind der Nordosten und der Südosten der neuzeitlichen deutschen Kolonisation nach geographischem Gebiet, geschichtlicher Stellung, Stammesart, Siedlungs-, Sozial- und Wirtschaftsform und in einer Reihe weiterer Lebensformen verschieden. Das Deutschtum im Mittelstreifen, im alten Waldsteppenland, nimmt auch seinen Formen nach eine Mittelstellung ein, steht aber dem Süden näher. Als eigentliche Grenze zwischen dem nordöstlichen und südöstlichen Volksinseltum ergibt sich so die Lößgrenze.

Die jungen Volksinseln im Gebirge

Die Gebirgsräume, im Mittelalter der Hauptschauplatz der deutschen Kolonisation, stehen in der Neuzeit abseits. Nur zwei weitzerstreute, nach Zahl und Siedlungsfläche kleine Gruppen sind zu nennen, die Bergbau- und Walдарbeiter-siedlungen.

Die neuzeitlichen Bergbausiedlungen entstanden vor allem durch die Bestrebungen der österreichischen Regierung, den verfallenen Bergbau im ungarischen Raum zu erneuern. Im Banat wurden schon 1718 deutsche Bergleute angesiedelt, nach dem Türkenkrieg 1737 wurde das Werk fortgesetzt. Die Bergorte liegen in

der westlichen Gebirgshälfte des Banates, durchaus von den Bauerndörfern der Ebene geschieden. Die Siedler kamen aus den älteren Bergbaugebieten Österreichs, vor allem den Alpen („Steierdorf“), dann der Zips und den Sudetenländern. Ebenso wurden nach der Erwerbung der Bukowina 1775 im südwestlichen Teil des Landes von der österreichischen Regierung Bergleute angesetzt, diesmal überwiegend aus der Zips, als dem nächstgelegenen alten deutschen Bergbaugebiete. Die Gruppe greift über in die benachbarte Marmarosch (Ludwigsdorf) und nach Karpathenreußen („Zipserei“ usw.).

Wie die mittelalterlichen, so sind auch die neuzeitlichen Bergorte in ihrer Lage durch die erzählenden Schichten, in ihrem sozialen Aufbau durch die besonderen wirtschaftlichen Aufgaben bestimmt. Nur handelt es sich jetzt nicht mehr um Städte, sondern um Dörfer mit geschlossener Siedlungsanlage und mit geringem oder ganz ohne landwirtschaftlichen Grundbesitz. Später, mit dem Aufhören des Bergsegens, mußte der Übergang zu anderen Berufen gefunden werden, zum Ackerbau, soweit Landzukauf möglich war, zur Waldbarbeit usw. Darum berührt sich die Gruppe der Bergbausiedlungen mit der im folgenden zu besprechenden.

Während der Bergbau alt ist, begann die planmäßige Nutzung der Karpathenwälder, Köhlerei, Forstwirtschaft und Glashütten erst in österreichischer Zeit, vor allem gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Damit hielt ein neues Siedlungselement, die Waldarbeiter- und Glashüttenkolonien, seinen Einzug. Das klassische Gebiet der ostdeutschen Glasindustrie sind seit dem 15. Jahrhundert die Randgebirge Böhmens. Ebendort, im Böhmerwalde, im südlichen Egerland, im Iser- und Riesengebirge, in der Gläser Grafschaft usw. erschloß im 16.—18. Jahrhundert Hand in Hand mit der Waldbnutzung durch Glaserzeugung eine zweite Siedlungswelle das Gebirgsinnere¹⁸. So war an vielen Stellen die Tradition der Gebirgswaldrodung bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts nicht abgerissen. Darum waren die Deutschen der Sudetengebirge der gegebene Kolonistenschlag für die in ihrer Art so verwandten Karpathen. Zu ihnen kamen noch Siedler aus den österreichischen Alpenländern, vor allem dem Salzkammergute und der Steiermark mit ihrer gleichfalls hochentwickelten Hochwaldnutzung. Es handelt sich also bei den Waldarbeitern sozusagen um eine Fernkolonisation mit Merkmalen der Stammesvorlandsiedlung, — während die private Siedlung nördlich der Lößgrenze eine reine Stammesvorlandsiedlung, die Frühkolonisation in Ungarn eine gemischte Stammesvorland- und Fernsiedlung und die neuzeitliche Hochkolonisation eine reine Fernsiedlung war.

Die Reihe der Holzfällersiedlungen beginnt mit den zerstreuten Einzelhöfen im Inneren der Kleinen Karpathen, in unmittelbarer Nachbarschaft Preßburgs und der übrigen mittelalterlichen deutschen Städte, teilweise sogar auf deren großem Stadtgebiet, aber durchaus ein eigener Lebenskörper. Kleine, stark entdeutschte

¹⁸ M. Klante, Schlesiſches Glas im Wandel der Jahrhunderte. In: Schlesiſches Jahrbuch, Jg. 8, Breslau 1935/36, S. 111 ff.

Splitter finden sich in den Hohen Beskiden südlich Bielitz und am Südrande des Oberungarischen Berglandes. Das Hauptentfaltungsgebiet aber ist das Innere der Waldkarpathen, das vorher von keiner deutschen Siedlergruppe betreten worden war, in Ostgalizien, der östlichen Slowakei, Karpathenrußien, der Marmarosch, dem nördlichen Siebenbürgen und dem Buchenlande. Die Waldarbeiter-siedlungen treten unmittelbar an die Bauerndörfer in der Ebene um Munkatsch heran, ebenso kommen sie mit Franzenstal, Glashütte und den erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts begründeten galizischen Tochter-siedlungen Großtarna und Bartatsch der Gathmarer Gruppe ganz nahe. Im Norden berühren sie sich am Gebirgsrande mit den südwestdeutschen Dörfern des galizischen Lösshügellandes. Besonders klar sind die Grenzen im Buchenlande einerseits gegen die Pfälzer im Nordosten, anderseits gegen die Zipser im Südwesten des Landes.

Im Banater Bergland in der Nachbarschaft der Bergbauorte, liegen die zu Beginn des 19. Jahrhunderts von der österreichischen Regierung angesiedelten deutschböhmischen Waldarbeiterdörfer. Im Gebirge Slavoniens und des nördlichen Bosniens liegen je einige Orte. Das Mecsekgebirge in der Mitte der Schwäbischen Türkei und der Bakonyerwald zeigen wenigstens Spuren sudetendeutscher Glashütten-siedlungen.

Es gibt also kaum ein Gebirge im ganzen Südosten, in dem die Waldarbeiter-siedlungen ganz fehlen. Meistens wurden sie von privaten Grundherren, ein Teil auch vom österreichischen Staate nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen (Banat, Buchenland, Bosnien) angesiedelt, in der Regel auf Eigenland, aber mit kleiner Grundbestiftung, besonders wenn man die geringe Ergiebigkeit des Ackerbaues in den hohen Gebirgslagen in Rechnung stellt. Die Landwirtschaft sollte ja nur einen zusätzlichen Verdienst neben der Waldarbeit liefern. So ist der Kleinbauer der herrschende Typ, nur einige deutschböhmische Bauerndörfer im Buchenland, in Ostgalizien und Slavonien bilden hier eine Ausnahme. Anderseits gibt es auch gegen Gehalt und Pension angestellte Holzfäller in gutsherrlichen Häusern, die erst allmählich durch Zukauf eigenen Landes endgültig bodenständig werden (Kleine Karpathen, Beskiden, Terešwatat in Karpathenrußien). Da die Landwirtschaft ohnehin nicht Haupterwerbsquelle ist, ist Erbteilung ziemlich allgemein. Der Holzreichtum des Gebirges gibt die Grundlagen für allerhand Hausindustrien, ganz wie in der deutschböhmischen Heimat. Mit der Einschränkung der Waldarbeit herrscht heute vielfach bittere Not.

Die besonderen wirtschaftlichen Formen, das abgeschlossene Leben im Gebirgswald und in verkehrsentlegenen Siedlungen bedingen eine besonders gute Erhaltung des Volksgutes und allgemein eine konservative Haltung, die sich z. B. auch in der bis heute ungebrochenen natürlichen Vermehrung ausdrückt. Die beiden Stämme der Schlesier und Bajuwaren unterscheiden sich in vielen Zügen, die letzteren zeigen eine weit größere nationale Widerstandsfähigkeit.

Die Tochtersiedlungsbewegung in der Schwäbischen Türkei

Ein Beitrag zur Wanderungsforschung in den südosideutschen Volksinseln

Von Egon Lendl

Die deutschumskundliche Forschung in den neuzeitlichen Sprachinseln Südosteuropas hat sich bisher mit besonderem Nachdruck der Herkunftsforschung der ersten Einwanderer zugewendet. Besonders durch die Auswertung des in Wien, an verschiedenen Stellen im Deutschen Reich und auch in den Zielländern der Kolonisation verwahrten Aktenmaterials sind wertvolle Angaben über die Herkunftsgebiete der aus dem Mutterland direkt einwandernden Kolonisten zutage gefördert worden¹. Wir sind daher heute bereits über die stammliche Zusammensetzung der meisten deutschen Kolonistengruppen im südosteuropäischen Raum in groben Umrissen unterrichtet.

Wesentliches zur Feststellung bestimmter Herkunftsgebiete hat auch die Mundartforschung unter den deutschen Kolonisten, wie sie sowohl von der germanistischen Lehrkanzel der Universität Budapest unter der Leitung weiland Professor Bleyers, als auch von Szegedin und Debrecin aus unter Führung Professor Schmidts und Professor Huß' betrieben wurde, beizubringen vermocht. Fast alle diese Arbeiten, seien sie nun rein historische Quellenarbeiten oder germanistische Studien, mußten sich naturnotwendig, da sie nach dem System der Punktforschung² zu arbeiten genötigt waren, mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. die Arbeiten von H. Schmidt und J. Weidlein über die Mundarten der Schwäbischen Türkei^{2a}, auf kleine Gebiete des deutschen Siedlungsraumes beschränken. Zudem fehlt es im Bereich der Privatkolonisation an sehr vielen Stellen an ausreichendem archivalischem Quellenmaterial über die Ersteinwanderer, so daß eine restlos eindeutige Feststellung über die Herkunft der Ansiedler nur sehr schwer gegeben werden kann. Gewiß hat die Anlage

¹ Hier sei besonders auf die von der Deutschen Akademie in München unter Leitung des Generalstaatsarchivars Dr. J. Kallbrunner und Dr. Wilhelms herausgegebenen „Quellen zur deutschen Siedlungsgeschichte in Südosteuropa“ hingewiesen.

² Über den Begriff der Punktforschung vgl. W. Ruhn, Deutsche Sprachinselforschung (Geschichte, Aufgabe und Verfahren) Plauen i. V. 1934.

^{2a} H. Schmidt, Die deutschen Mundarten Rumpfungarns. In: Das Deutschtum in Rumpfungarn. Hrsg. von J. Bleyer, Budapest 1928. — J. Weidlein, Artikel Donauschwaben, Mundart und Sprachgebrauch, Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums Bd. II, Lief. 5, S. 298 ff.

von Einwandererkartotheken und sippenkundliche Untersuchungen auch die Herkunftsgeschichte dieser Kolonien aufzuhellen vermocht und es ist zu hoffen, daß in Bälde auf diesem Gebiete noch viele beachtliche Ergebnisse aufgezeigt werden können.

Der Mangel an ausreichendem Quellenmaterial zur Ansiedlungsgeschichte trifft in noch viel höherem Maße als bei den von privaten Herrschaften begründeten Stammsiedlungen für den großen Bereich der Tochterkolonisation zu. Nur in den allerseeltensten Fällen bestehen über die Entstehung dieser Art von Siedlungen verlässliche schriftliche Aufzeichnungen sowie Angaben über die sich neuansiedelnden Familien und ihre Herkunftsorte. Als einzige schriftliche Quelle kann in diesen Dörfern meist nur der Ansiedlungsvertrag gelten, den entweder eine Siedlergemeinschaft mit dem Grundherren oder jeder Kolonist privat abschloß. Bei Ein- und Zuesiedlungen zu fremdnationalen Dorfschaften, wie sie innerhalb der südosteuropäischen deutschen Tochterfiedlungsgebiete sehr häufig sind, fehlt sogar meist auch dieses Dokument. Wir sind daher bei der Herkunftsforschung im Bereich der Tochterfiedlungen noch viel mehr als bei Stammsiedlungen auf die Benützung indirekter Quellen angewiesen oder müssen uns zur Ermittlung der Herkunftsorte der Kolonisten allein auf die Befragung der Bewohner dieser Siedlungen beschränken. Auf die Benützung indirekter Quellen zur Herkunft- und Wanderungsforschung hat u. a. Walter Ruhn in seiner Studie über die Herkunftsggebiete der Deutschen Wolhyniens hingewiesen und hat die Bedeutung der Tauf- und Konfirmationsbücher in den evangelischen Pastoreien für die Herkunftsforschung erörtert³. Auch der Verfasser hat bei einer Untersuchung über ein Teilgebiet des slawonischen Deutschtums in einem Falle diesen Weg mit Erfolg genützt⁴. Die Benützung der Kirchenbücher für die Herkunftsforschung wird leicht und mit Erfolg dort zu beschreiten sein, wo die neuwandernden Kolonisten innerhalb ihrer Umgebung eine konfessionelle Diaspora bilden und daher die pfarrliche Organisation, sei sie nun evangelisch oder katholisch, durch ihr Erscheinen erst begründet oder ausgebaut wird. Ebenso dort, wo es zur Bildung größerer neuer Siedlungseinheiten kommt, die eine leichtere Aussonderung der neu zugezogenen Kolonisten ermöglicht. Voraussetzung ist, daß die Kirchenbücher überhaupt zweckentsprechende Angaben enthalten, was nicht immer der Fall ist. Schwerer gestaltet sich die Benützung dieses Quellenmaterials für die Herkunftsforschung, wenn es nur zu Zuesiedlungen in ältere andersvölkliche Dörfer gekommen ist und auch keine konfessionellen Unterschiede zwischen den neuankommenden Deutschen und der älteren Bewohnerschaft vorhanden sind. Gerade der zuletzt geschilderte Vorgang ist innerhalb des deutschen Volksinselsgebietes Südosteuropas nicht selten und bildet z. B. in manchen Teilen des donauschwäbischen Gebietes (westliche Schwäbische Türkei, Slawonien, Nordbatschka) die Regel. Die

³ Walter Ruhn, Die Kirchenbücher als Geschichtsquelle des Wolhyniendeutschtums. Deutsche Monatsbl. i. Polen. Jg. 3 (1937) S. 8/9.

⁴ Siehe Karte der Herkunftsorte der deutschen Siedler der Gemeinde Hrasťovac in Slawonien. In: E. Lendl, Das Deutschtum in der Jlobasenke. Diss. Wien 1931.

Wanderungs- und Herkunftsforschung im Tochter siedlungsbereich des Donauschwabentums wird daher mangels der primitivsten schriftlichen Quellen oft auf recht erhebliche Schwierigkeiten stoßen und eine so exakte Durcharbeitung, wie etwa im nordostdeutschen Siedlungsgebiet, kaum ermöglichen.

Die Zuverlässigkeit der durch direkte Befragung der Siedler gewonnenen Angaben wird im einzelnen allerdings in manchen Tochter siedlungsgebieten dadurch erhöht, daß der Siedlungsvorgang erst vor wenigen Jahrzehnten stattgefunden hat und noch überall Zeugen aus der Ansiedlungszeit leben und befragt werden können. Eine weitere Kontrollmöglichkeit über diese Angaben besteht darin, daß auch in den vermuteten Abwanderungsgebieten eine Befragung nach Auswanderern in Tochter siedlungen durchgeführt wird.

Bevor nun an einem einzelnen Beispiel, und zwar dem der Schwäbischen Türkei, die Tochter siedlungsbewegung innerhalb einer einzigen deutschen Volksinsellandschaft des Südostens in ihren Grundzügen aufgezeigt werden soll, sei vorerst auf die große Bedeutung dieses Vorganges für die räumliche Ausweitung des deutschen Siedlungsbereiches im allgemeinen kurz hingewiesen. Dabei muß festgestellt werden, daß die Tochter siedlungsbewegung in fast allen Teilen des südostdeutschen Volksinselgebietes auch in der Gegenwart keineswegs zum Abschluß gekommen ist, sondern selbst nach dem Weltkrieg nicht nur unter den ehemaligen Rußlanddeutschen in Bessarabien und der Dobrudscha, sondern auch im Karpatenraum, d. h. im Gebiet der mittelalterlichen schlesischen Kolonisation der Mittelslowakei und im Bereich des Donauschwabentums es zu neuen Siedlungsgründungen gekommen ist⁵.

Welches Ausmaß der Tochter siedlungsbewegung im allgemeinen zukommt, mögen nur folgende Hinweise andeuten. Von den deutschen Siedlungsgebieten des Südostraumes sind z. B. ein Drittel aller deutschen Dörfer der Batschka und des Banates Tochter siedlungen der benachbarten, mit Einwanderern aus dem Mutterland begründeten Stammsiedlungen. Darüber hinaus sind von denselben Gebieten aus rund vier Fünftel aller deutschen Gemeinden des benachbarten Siedlungsgebietes Slawonien-Syrmien mit seinen rund 160 000 Deutschen und auch ein Teil der bosnischen Kolonien begründet worden.

Die Schwäbische Türkei, die größte deutsche Volksinsellandschaft im heutigen Ungarn mit ihren rund 200 000 Seelen ist bis auf ganz wenige Siedlungen (wie etwa die Gemeinde Dunakömlöd und Nemet-Ker) ein ausschließlich durch Privatsolonisation im 18. Jahrhundert entstandenes deutsches Siedlungsgebiet in den drei südungarischen Komitaten Baranya, Tolnau und Schomodei. Die Hügelland-

⁵ Siehe Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums Bd. 1/2, Art. Bessarabien und Dobrudscha. — Mehrere Veröffentlichungen über junge Ausiedlungen aus der Kremnitz-Probenauer Sprachinsel nach dem Weltkrieg in „Deutsche Stimmen“, Pressburg, Jg. 1936/37. — H. Haller, Die Entstehung der deutschen Tochter siedlungen in Syrmien. Beiträge zur Kunde des Deutschtums in Slawonien und Syrmien. Hrgg. H. Rüdiger, Stuttgart 1937. S. 36. — E. Lendl, Die jungen deutschen Sprachinseln im westlichen Slawonien und den benachbarten Teilen Kroatiens. Geogr. Jahresber. aus Österreich. 18. Bd. Wien 1935, S. 79.

schaften um das Mecsekgebirge sind fast ausschließlich von deutschen Dörfern besetzt, die zum allergrößten Teil von Bauern bewohnt werden, welche kleinere oder mittlere Besitze ihr eigen nennen und ursprünglich im Südwesten Deutschlands ihre Heimat hatten. In diesem Lebensraum ist es zu keiner größeren städtischen Siedlung gekommen, sondern es schalten sich nur am Rande des Übergangsgebietes zum madjarischen Volksboden einige städtische Siedlungen ein, darunter als bekannteste die alte Bischofsstadt Fünfkirchen. So nur ist es also im deutschen Lebensbereich der Schwäbischen Türkei zu keiner Aufspaltung des sozialen Gefüges gekommen. Als eine Auflockerung des rein bäuerlichen Lebensraumes kann neben einem kleinen Bergwerksgebiet doch noch die auch sonst im übrigen Ungarn anzutreffende gutsherrschaftliche Siedlung mit den großen Meierhöfen und den dazu gehörigen Gutsarbeiterwohnungen betrachtet werden. Allerdings ist auch sie hier im Hügelland nicht in dem Ausmaß entwickelt wie in den rein madjarischen Volksgebieten in der Ebene, so z. B. im benachbarten Mezöföld.

Über die Ansiedlungsgeschichte, die Sozial- und Wirtschaftsordnung und auch die volkswissenschaftlichen Besonderheiten dieser deutschen Sprachinsellandschaft liegen bisher eine Reihe Arbeiten von deutscher Seite vor, die uns sowohl einen guten Einblick in die Entstehungsgeschichte als auch in die Kulturlandschaft, wie sie durch deutschen Bauernfleiß geschaffen wurde, gewährten. Ich nenne nur die Arbeiten von J. Weidlein, R. Hartmann, G. Holder, G. Schuon, D. Jaas, F. Basch und H. Klocke. In all diesen Arbeiten, und auch in einigen, die von madjarischer Seite vorliegen, ist gelegentlich auf die Tochteriedlungsbewegung im Bereich der Schwäbischen Türkei hingewiesen worden⁶, wenn auch ihre Ausdehnung von nationalmadjarischer Seite vielfach überschätzt und die Beweggründe mißdeutet wurden^{6a}. Auf die langsame Durchsiedlung der Landschaft der Schwäbischen Türkei seit dem 18. Jahrhundert haben schon Hartmann, Schuon, Jaas und Faulstich, und endlich sehr ausführlich J. Weidlein hingewiesen⁷.

Nähere Untersuchungen über diese Frage hinsichtlich der Entwicklung seit dem Jahre 1848, dem Jahr der Bauernbefreiung, fehlen bisher. Im folgenden ist nun der Versuch unternommen, einige Grundlinien aufzuzeigen. Die Mitteilungen über Tochteriedlungsgründungen beruhen neben einzelnen Hinweisen in der Literatur fast

⁶ R. Kogotovicz, *Dunántul és Kisalföld*. Bd. 2. Szeged 1936.

^{6a} Hier sei besonders auf die madjarische Hefeschrift: *Mentsük meg a Dunántult!* von István Dénes, Budapest 1936, hingewiesen, in der eine „Deutsche Gefahr“ für den Teil Ungarn westl. der mittleren Donau konstruiert wird.

⁷ G. Schuon, *Die nordöstliche Schwäbische Türkei*. Schriften d. Deutschen Auslandsinstitutes, Stuttgart. Neue Reihe Bd. 3, 1936, S. 56 ff. — D. Jaas, *Deutsches Bauerntum im Bergland der Schwäbischen Türkei*. Schriften d. Deutschen Auslandsinstitutes, Stuttgart. Neue Reihe, Bd. 2, 1936, S. 14 ff. — J. Weidlein, *Die Bedeutung der Flurnamen für die historische Siedlungsgeographie der Schwäbischen Türkei*. In: *Geogr. Jahresber. aus Österreich*. Bd. XVIII. Wien 1935, S. 58 ff. — A. Faulstich, *Deutsche und Nichtdeutsche in der Schwäbischen Türkei*. In: *Südostdeutsche Forschungen*. Hrgg. Fritz Baljavec, Bd. I. München 1936, S. 286 ff. — R. Hartmann, *Die schwäbische Türkei im 18. Jahrhundert*, München 1935.

ausschließlich auf Angaben, die während zweier Studienreisen im Gebiet der Schwäbischen Türkei im Jahre 1933 und 1934 durch direkte Umfragen in den Dörfern gewonnen werden konnten. Außer dem eigentlichen Siedlungsgebiet der Schwäbischen Türkei wurden auch noch einzelne Sprachinseln im Westen dieses Siedlungsgebietes aufgesucht und in die Betrachtung einbezogen. Manche Angaben stammen aus dem Bereich der deutschen Gemeinden der bei Ungarn verbliebenen Batschka, vor allem aus der Großgemeinde Vaskut. Eine gewisse Kontrollmöglichkeit über das im Gebiet der Schwäbischen Türkei zur Frage der Tochterfiedlung gewonnene Material boten die Ergebnisse einer Arbeit des Verfassers über das deutsche Siedlungsgebiet in Westflawonien, die auch im Kapitel über die Herkunft der dortigen Deutschen zu dieser Frage Aufschluß gab⁸.

Einen Überblick über die einzelnen Wanderungsbewegungen und die damit verbundenen Neusiedlungen innerhalb der Schwäbischen Türkei und aus diesem Raum heraus, gewinnen wir am leichtesten, wenn die verschiedensten Wanderungsrichtungen, die von den Ansiedlern eingeschlagen wurden, durchbesprochen werden. Dabei zeigt sich, daß es zumeist von der sozialen Stellung, die die Auswanderer in der alten Heimat einnehmen, abhängig ist, in welches Auswanderungsgebiet sie sich wenden. Daher also die Art der einzelnen Tochterfiedlungen in der Umgebung der Sprachinsel durchaus verschieden sein kann. In die Gemeinden Westflawoniens wanderten z. B. fast ausschließlich wirtschaftlich schwächere oder ganz arme Leute, zweite Bauernsöhne, Tagelöhner, Gutsarbeiter, Menschen, die in der Schwäbischen Türkei bei den geltenden Erbgesetzen keine ausreichende Existenzmöglichkeit hatten und in Slawonien bis vor dem Weltkrieg die Möglichkeit besaßen, mit ganz geringen Mitteln für eine bäuerliche Wirtschaft den ausreichenden Bodenbesitz zu erwerben.

An den Pachtungen und Parzellierungen von Meierhöfen der madjarischen Großgrundbesitzer innerhalb des deutschen Siedlungsgebietes der Schwäbischen Türkei aber oder in seinen Randgebieten beteiligen sich vorwiegend Leute aus der Großbauernschichte, die über größere Barmittel verfügen. Die Pächter und Käufer dieser Gutsbetriebe kommen daher zumindest in der ersten Zeit nur zum kleineren Teil aus den Dörfern der Schwäbischen Türkei selbst. Sie stammen zumeist aus den deutschen Dörfern der Batschka, die eine größere Großbauernschicht besitzen, über deren eigenartige Stellung und Bedeutung innerhalb der ganzen Dorfstruktur uns H. Klocke in seinen dorfssoziologischen Studien unterrichtet hat⁹.

Die erste Welle der Tochterfiedlungsbewegung nach der Ansiedlung wendet sich ebenso wie in den anderen Sprachinselgebieten auch hier von den Stammsiedlungen¹⁰ zu den benachbarten fremdvölkischen Dörfern und versucht, in diese einzudringen.

⁸ E. Lendl, Die jungen deutschen Sprachinseln im westlichen Slawonien und dem benachbarten Kroatien, a. a. O. S. 87.

⁹ H. Klocke, Deutsches und madjarisches Dorf in Ungarn. 3. Beih. zum Archiv f. Bevölkerungswissenschaft u. Bevölkerungspolitik, Bd. 7. Leipzig 1937, S. 58.

¹⁰ Der Ausdruck Stammsiedlung ist hier im Gegensatz zu der Tochterfiedlung für die direkt durch Einwanderer aus dem deutschen Mutterland begründeten Ortschaften gebraucht.

Dieser Vorgang beginnt schon kurze Zeit nach der Einwanderung und dauert, wenn nicht plötzlich sich besondere Schwierigkeiten ergeben, fast überall bis in die jüngste Gegenwart hinein an. Dem Eindringen deutscher Siedler in benachbarte fremdvölkische Dörfer ist allerdings oft durch die langsame kulturelle und zivilisatorische Höherentwicklung eines Teiles seiner ursprünglichen Bewohnerschaft und der damit verbundenen wirtschaftlichen Widerstandskraft eine Grenze gesetzt. Eine wirtschaftliche oder auch biologische Krise (Geburtenbeschränkung), die in einem benachbarten Dorf vorhanden ist, fördert naturgemäß ebenfalls die Einsiedlung deutscher Bauern aus der Nachbarschaft. So ist z. B. in der nördlichen Schwäbischen Türkei der Zusammenbruch der madjarischen Kleinadelsgüter in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Gemeinden Kety und Beleska von den deutschen Bauern weitgehend zur Erweiterung ihres Bodenbesitzes ausgenützt worden. Allerdings kommt es im Gebiet der Schwäbischen Türkei, wie J. Weidlein¹¹ nachweisen konnte, besonders im Gebiet der südlichen Baranya, meist nur zur Verdrängung der Südflawen aus den deutschen Stammsiedlungen benachbarten Dörfern, und nur an ganz wenigen Stellen ist durch die deutsche Einsiedlungsbewegung in größerem Ausmaß madjarischer Volkshoden in deutschen Besitz übergegangen. Wie durch eine Krisenerscheinung in der geistigen Einstellung der Bevölkerung einer bestimmten Gegend die deutsche Einwanderung gefördert werden kann, dafür gibt das ursprünglich fast ausschließlich von madjarischen Reformierten bewohnte Gebiet des Sárköz in der östlichen Tolnau ein gutes Beispiel. Hier hat, wie G. Schuon¹² nachweist, eine weitgehende Unterwanderung der geburten schwachen reformierten madjarischen Dörfer durch vorwiegend deutsche Katholiken eingesetzt, so daß in manchen Orten heute die Bevölkerungsmehrheit katholisch ist.

Bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts überwiegt die eben geschilderte Einsiedlungsbewegung in benachbarte Gemeinden im Gebiet der Schwäbischen Türkei noch über die Auswanderung in weiter abgelegene Gebiete. Neben dem Raum, der in der Nachbarschaft noch leicht zu besiedeln war, dürfte hierfür bis zum Jahre 1848 die Ursache in der größeren Schollengebundenheit des noch im Hörigkeitsverhältnis stehenden deutschen Bauern zu suchen sein. Doch sind auch schon in jener Zeit einzelne recht bedeutsame Abwanderungen aus dem Gebiet der Schwäbischen Türkei erfolgt und neue Dorfgründungen zustande gekommen, über die wir aber im einzelnen noch nicht genau unterrichtet sind. So sind z. B. im Westen der Schwäbischen Türkei am Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den Stammsiedlungen der nördlichen Tolnau und Baranya Tochterkolonien im Hegyhater Bezirk des Baranyer Komitates begründet worden bzw. durch Einsiedlung in ursprünglich madjarische Gemeinden deutsche Bevölkerungsmehrheiten entstanden¹³.

¹¹ J. Weidlein, Die volklichen Verhältnisse der Schwäbischen Türkei im 18. Jahrhundert in den Südostdeutschen Forschgg. Hrag. von F. Baljavec, München 1936, S. 60 ff. — Die Bedeutung der Flurnamen für die historische Siedlungsgeographie der Schwäbischen Türkei, a. a. O. S. 59 ff.

¹² G. Schuon, Die nordöstliche Schwäbische Türkei, a. a. O. S. 55.

¹³ D. Gaas, Das Deutsche Bauerntum im Bergland der Schwäbischen Türkei, a. a. O. S. 18 ff.

Auch die der Schwäbischen Türkei im Westen vorgelagerte Sprachinsel bei Tgal in der nördlichen Schomodei hat in jener Zeit zu den schon bestehenden Stammsiedlungen neue Tochterkolonien mit Siedlern aus der Tolnau erhalten (Gadacs, Bonya u. a.)¹⁴. Vereinzelt ist allerdings auch schon ein Weiterausgreifen der Tochter-siedlung zu beobachten. So kommt es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders in der Umgebung von Virovitica und Glatina in der slawonischen Drauebene zu einzelnen kleineren Siedlungsgründungen deutscher Bauern aus den westlichen Teilen der Schwäbischen Türkei, hauptsächlich im Bereich der ehemals Schaumburg-Lippeschen Herrschaft z. B. in Radosavci, Episc-Bukovica. Dieses erste Ausgreifen der Tochter-siedlung auf slawonischem Boden ist jedoch in keiner Weise im Ausmaß in Vergleich zu setzen mit der großen Aus-siedlungsbewegung, wie sie später in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts festzustellen ist. Erst in dieser Zeit, nach Aufhebung der kroatisch-slawonischen Militärgrenze, tritt das Land zwischen Save und Drau für die arme und landhungrige Bevölkerung der benachbarten deutschen Siedlungsgebiete als Einwanderungsgebiet stärker in den Blickkreis. Besonders die Batschka lieferte viele Kolonisten für die östlichen Landesteile, für Syrmien und den östlichen Teil Slawoniens. Aus der Schwäbischen Türkei kommen Deutsche mehr in den westlichen Teil Slawoniens und die benachbarten Teile Kroatiens, in jenen Abschnitt des kroatisch-slawonischen Zwischenstromlandes, der sich am besten mit den beiden Orten Bjelovar im Westen und Dja-kovo im Osten begrenzen läßt. Um 1870 entstehen die ersten großen Tochter-siedlungen aus der Schwäbischen Türkei als Rodungsgründungen in den versumpften Niederungswäldern slawonischer Flüsse. So ziehen z. B. aus den evangelischen Dörfern der nördlichen Schomodei, den Orten Döröcske, Eszeny, Raksi, Bonya und aus der Tolnau (aus Hidegut, Alfo-Nana, Radoszar, Esikostörös u. a.), aber auch aus den katholischen Dörfern der Schomodei (aus Nagocs, Miklosi, Kara, Zichy u. a.) Leute in die Neusiedlungen an der Flova und in die Umgebung von Dja-kovo. Es entstehen dadurch eine Reihe rein deutscher Dorfgründungen, die sich z. T. durch ihre Siedlungsanlage und reine deutsche Bevölkerung deutlich von den übrigen Deutsch-tumsgemeinden Slawoniens abheben.

Zur selben Zeit schreitet die weitere Ausgestaltung der deutschen Siedlungen in der unteren Baranya, also im Gebiet der Schwäbischen Türkei weiter fort, wo ursprünglich deutsche Stammsiedlungen in der Nachbarschaft von serbischen und kroatischen Gemeinden sich befanden. Bisher hatte die Tochter-siedlungsbewegung in diesem Teile des Landes nur in Einsiedlungen in benachbarte slawische Ortschaften bestanden, jetzt kommen auch aus den entfernteren Teilen des deutschen Sprach-inselgebietes Siedler in die Baranya. So erhält z. B. in dieser Zeit die Gemeinde Püspökmároß und Borjad eine relativ starke Zusiedlung aus deutschen Gemeinden der Tolnau.

¹⁴ J. Weidlein, Das Deutsch-tum im Somogyer Komitat (Schomodei), Deutsch-Ungarn. Heimatbl. Jg. V, S. 3/4. Budapest 1934.

Gleichzeitig beginnt aus der Batschka ein Übergreifen deutscher Bauernsiedlung über die Donau in das Gebiet der großen Moosacher Donauinsel und der unteren Baranya. 1870 kommen die ersten Familien aus der deutschen Großgemeinde Vaskut, südöstlich von Baja, als Pächter auf die Pocsapuszta und auch sonst tauchen in den benachbarten, damals noch viel stärker von Südslawen bewohnten Gemeinden des Baranyavarer Bezirkes Batschkaer Schwaben, als Pächter und Käufer slawischen Besitzes auf. Die Ansiedler dieser Gruppe sind meist wohlhabende Leute, die wohl in der sozial anders geschichteten Batschka an einem weiteren Vorwärtstommen durch Landkauf in der gewohnten Weise behindert waren, für die aber in der ärmeren, viel stärker kleinbäuerlichen Landschaft der Schwäbischen Türkei ein leichtes Vorwärtstommen möglich gewesen ist. Manche unter ihnen übernehmen sogar Pachtungen auf den Gütern ungarischer Adeliger und bewirtschaften dort Betriebe bis zu 300 Joch Feld. Doch bleibt dieser Großbesitz in seiner Geschlossenheit nie lange in der Hand eines einzelnen deutschen Großbauern, sondern wird bald aufgeteilt und damit die Grundlage zur Entstehung deutscher Kleinsiedlungen gegeben.

Zwischen 1880 und der Jahrhundertwende ist noch einmal eine verstärkte Siedlungsbewegung aus dem Raum der Schwäbischen Türkei über die Drau nach Slawonien hin festzustellen. Wieder werden von deutschen Bauern mehrere, allerdings kleinräumigere Neuansiedlungen auf gerodeten Waldflächen begründet, sowohl in der Umgebung von Pakrac als auch bei Daruvar und in der Drauebene, doch bleibt die Zahl der vollständig neuen Dorfanlagen verhältnismäßig gering gegenüber den nun auch in diesen Gegenden sich immer mehr durchsetzenden Ein- und Zugsiedlungen zu fremdvölkischen Ortschaften. Die deutschen Einwanderer aus der Schwäbischen Türkei verteilen sich in jener Zeit auf sehr viele Ortschaften des westlichen Slawoniens und des benachbarten Kroatiens, erreichen aber nur an verhältnismäßig wenigen Stellen ein solches Ausmaß, daß sie ihre eigenständige deutsche Lebensart innerhalb des Dorfes durchzusetzen vermögen. Die Zahl der Fälle, in denen es zu einer räumlich getrennten Zugsiedlung der Deutschen kommt, ist äußerst selten, meist ist eine vollständige Durchmischung zwischen den alten Bewohnern und den neuangekommenen Kolonisten innerhalb des Dorfes festzustellen. Zur Bildung einer Tochterfiedlung, deren Menschen aus bestimmten Dörfern der Schwäbischen Türkei auswandern und in dauernder Beziehung zur alten Heimat stehen, wie wir dies aus anderen Sprachinselgebieten des Ostens, etwa aus Galizien und der Dobrudscha kennen, kommt es bei diesem Siedlungsvorgang nicht. Erstens handelt es sich ja meist um mehrere getrennt ankommende Zuwanderergruppen, vielfach sogar um einzelne Familien, und zweitens ist die Einsiedlung durchaus ein Werk, das durch die Privatinitiative einzelner Familien erfolgt ist. Alle diese Siedlungen entbehren in ihrem Aufbau daher einer geordneten Planung.

Der größte Teil der Leute, die in jener Zeit aus der Schwäbischen Türkei nach Slawonien einwandern, kommen wieder aus den evangelischen Gemeinden im nördlichen Komogner Komitat und aus den katholischen Gemeinden im Szigetvarer

Hügelland, vereinzelt auch Kolonisten aus den katholischen Gemeinden der unteren Torna, wie z. B. aus Tevel und Zomba. Teilweise werden von ihnen auch die in der früheren Periode, also in den 60er Jahren begründeten Ansiedlungen erweitert und dort die Lücken, welche die ersten Notjahre gerissen hatten, aufgefüllt. An einigen Stellen werden sogar deutsche Ansiedlungen in Slawonien, die von sudetendeutschen oder reichsdeutschen Einwanderern im 18. Jahrhundert oder in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begründet worden waren, durch eine Zuziedlung aus der Schwäbischen Türkei vergrößert und damit gegenüber der kroatischen Umwelt in ihrem Bestand gesichert (Rassovac im Pozegauer Kessel, Kapetanovo bei Pakrac).

Um die Jahrhundertwende endlich ist ein merkliches Nachlassen der bäuerlichen Auswanderung aus dem Raum der Schwäbischen Türkei festzustellen, denn um diese Zeit beginnt die große Auswanderungsbewegung in die Vereinigten Staaten von Nordamerika und in die Industrie- und Bergwerksgebiete des Deutschen Reiches und Belgiens. Viele wertvolle Kräfte sind dadurch endgültig dem bäuerlichen Lebenskreis der südostdeutschen Sprachinseln entzogen worden, wenn auch vielfach die finanziellen Zuschüsse, die durch diese Menschen wieder in die Heimat strömten, manchen anderen Deutschen, meist aus derselben Familie, die Neugestaltung eines bäuerlichen Betriebes in einer Tochtersiedlung ermöglichen. Auch ist die direkte Rückwanderung in die Heimat nach mehreren Arbeitsjahren in der Fremde nicht selten. Sie erfolgt oftmals nach jahrzehntelanger Abwesenheit, führt allerdings meist diese Rückwanderer nicht mehr zur Gänze in den rein bäuerlichen Lebenskreis zurück, sondern läßt sie auf den Dörfern sich als Handwerker und Händler eine neue Existenz schaffen.

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts kommt es immer öfter zur Parzellierung der großen Gutswirtschaften des ungarischen Hochadels auch innerhalb des deutschen Siedlungsgebietes der Schwäbischen Türkei. Es werden zahlreiche Meierhöfe (Puszten), die inmitten der bäuerlichen deutschen Dörfer mit ihren meist madjarischen Gutsknechten und Verwaltern nicht nur Vertreter einer nichtbäuerlichen Wirtschaftsform waren, sondern nationalmadjarische Volksinseln darstellten, von deutschen Großbauern zuerst gepachtet und dann meist aufgekauft. Diese Entwicklung fällt in die Zeit der Krise der gutherrschaftlichen Betriebe im Karpathenraum überhaupt und ist nicht nur auf das Gebiet der Schwäbischen Türkei beschränkt, sondern auch an anderen Stellen für die Umgestaltung des Siedlungsbildes innerhalb der südostdeutschen Sprachinseln bedeutsam. Neben deutschen Großbauern aus der Batschka, die sich auf diese Weise in den deutschen Siedlungsgebieten der Torna festsetzen, sind fast immer auch deutsche Mittel- und Kleinbauern aus den das Gut umgebenden Dörfern je nach den vorhandenen Vermitteln an den Güterparzellierungen beteiligt. Diese Aufteilung der Großgrundbesitzflächen geschieht, wie schon angedeutet, meist nicht sofort nach dem Besitzwechsel, sondern der zuerst kaufende deutsche Großbauer ist erst später bereit, Teile des neuerworbenen Besitzes an die benachbarte bäuerliche

Bevölkerung abzugeben¹⁵. Die Großbauern, die sich auf diese Weise in der Schwäbischen Türkei ankaufen, stammen zum größten Teil aus der nördlichen Batschka, dem Teil, der der Schwäbischen Türkei am nächsten liegt, vorwiegend aus den Großgemeinden Vaskut, Bacsalmas, Alpatin und anderen Orten. Zur selben Zeit entstehen auch am Rand des deutschen Siedlungsgebietes im Niederungsland zwischen Donau und Gio durch Parzellierung von Meierhöfen mehrere neuere dörfliche Siedlungen, in denen sich neben Madjaren auch deutsche Solnauer Kleinbauern niederlassen. Hier kommt es zu Dorfgründungen ohne den Umweg über Batschkaer Gutspachtungen. Es entstehen drei Siedlungen in der Gemeinde Tengelic, deren Bewohner seit dem Jahre 1905 vorwiegend aus Kis-Tormas, Varsad und Nagy-Gzekely zugewandert sind¹⁶.

Knapp vor dem Weltkrieg kommt es noch einmal zu einer Reihe von Güterparzellierungen jetzt im Westen des deutschen Siedlungsgebietes, und zwar in der Schomodei. An dieser Siedlungsbewegung beteiligen sich nicht nur Deutsche aus der benachbarten Sprachinsel, sondern es kommen auch Siedler aus der Solnau und der Baranya. So entstehen z. B. die Gemeinde Szerfeszöllös — die ersten Deutschen waren dort allerdings schon 1908 anzutreffen —, dann die Siedlung Luljapuszta u. a. Sehr viele dieser Siedler kamen aus der Gemeinde Esikostörös in der Baranya. Zur selben Zeit entsteht auch die Siedlung Antalhallas im Ezigethvarer Bergland, fast ausschließlich von Kolonisten aus den deutsch-evangelischen Dörfern der Solnau begründet, also eine evangelische Gemeinde inmitten der sonst katholisch-deutschen Dörfer im Westen der Schwäbischen Türkei. Nach dem Weltkrieg lebt die Wanderung aus den Dörfern auf die Meierhöfe als Pächter und Besitzer rasch wieder auf. Besonders das Gebiet der unteren Baranya, die sog. Drmánszag, ein vorwiegend von reformierten Madjaren besetztes Gebiet zwischen der Drau im Süden und dem Villanyer Hügelzug im Norden, wird jetzt von Deutschen aus der Batschka und der Baranya aufgesucht. So sind z. B. dort und auch in der benachbarten Schomodei seither mehrere deutsche Kleinsiedlungen entstanden (Margitpuszta, Bulkovapuszta, Kadarfut- und Diospuszta u. a.). Gerade diese Kleinsiedlungen in ansonsten fremdvölkischer Umgebung, die vielfach mit fremdem, nichtdeutschem Gesinde arbeiten, sind in der Vereinsamung besonders stark der Entnationalisierung ausgesetzt, wenn ihnen auch die sehr lebendigen verwandtschaftlichen Beziehungen in das deutsche Volksgebiet der Sprachinsel andererseits einen Rückhalt bieten.

In die Zeit vor dem Weltkrieg fällt auch noch die in ihrem Ausmaß nicht sehr bedeutsame Abwanderung nach Bosnien und die Beteiligung an der Gründung der sog. „ärarischen“ Siedlungen im Norden des Landes¹⁷. Übrigens handelt es sich hier

¹⁵ Wir treffen also hier einen ähnlichen Vorgang, wie er an manchen Stellen auch in Galizien beobachtet werden konnte, wo sich die deutschen Mennoniten als Vorläufer einer deutschen Tochter siedlungsbewegung auf polnischen Gütern niederlassen.

¹⁶ G. Schuon, Die nordöstliche Schwäbische Türkei, a. a. O. S. 68.

¹⁷ H. Maier, Die deutschen Siedlungen in Bosnien. Schriften d. Deutschen Auslandsinstitutes Reihe A, Bd. 13, Stuttgart 1924.

vielfach um eine Tochterfiedlung zweiten Grades, denn der Teil der Kolonisten, der dorthin aus den slawonischen Tochterkolonien kommt, ist weit größer als der, welcher direkt aus der Schwäbischen Türkei nach Bosnien zieht. Tochterfiedlungen zweiten Grades können wir übrigens auch in Slavonien selbst beobachten; denn die Auswanderung, besonders aus Gemeinden, die in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts von evangelischen Deutschen aus der Tolnau begründet wurden, ist in mehreren Orten Slavoniens und des benachbarten Kroatiens in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nicht unbedeutend. So sind z. B. auf dem Umweg über Hraštovac — einer deutsch-evangelischen Gründung aus den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts — in der Nachbarschaft noch mehrere kleinere evangelische Gemeinden durch Einsiedlung entstanden (z. B. Brsljanica, Mali Bastaj u. a.).

Nach dem Weltkrieg und der südslawischen Besatzungszeit hat die Siedlungsbewegung aus der Tolnau in die Baranya ebenfalls einen neuen Aufschwung erlebt. Durch ihre Option für Südslawien hatten viele Serben und Kroaten der unteren Baranya ihren Wohnort in Ungarn aufgegeben; ihren Besitz entweder billig verkauft oder zumindest in Pacht gegeben. Ein Großteil dieses Landes kam in die Hände der benachbarten Deutschen, und dadurch wurde der schon über ein Jahrhundert andauernde Durchdringungsprozeß der serbokroatischen Bauerngemeinden mit deutschen Kolonisten beschleunigt. Zahlreiche Deutsche aus der Tolnau und aus anderen Gemeinden der Baranya sind damals nach Sarok, Illočka, Belac, Lapanesfa und andere Orte an der neuen Grenze gegen Südslawien gezogen. Aber auch Comberék, Bemend und Palatoboszok, Orte, die weiter im Norden liegen, erhielten in diesen Jahren ständig neuen Nachschub aus den Gemeinden der Tolnau.

Als eine letzte, wohl recht unbedeutende Ausweitung des deutschen Siedlungsraumes kam endlich die Heldenansiedlung auf den durch die ungarische Bodenreform enteigneten Teilen des Großgrundbesitzes angesehen werden. Auch durch diese Bewegung sind an einigen Stellen deutsche Bauern zu Grund und Boden gekommen, haben aber diesen Gewinn fast durchweg dadurch erkaufen müssen, daß sie ihren Namen madjarisieren ließen.

War bisher von der Ausweitung des bäuerlichen Lebensbereiches der deutschen Volksinsellandschaft der Schwäbischen Türkei die Rede, so muß abschließend noch darauf hingewiesen werden, daß ein großer Teil des Bevölkerungsüberschusses dieses Gebietes, der sich in der Heimat im rein bäuerlichen Bereich keine Existenz schaffen konnte, vielfach in den Dörfern selbst eine ausgedehnte Handwerkerschicht bildet. So ist z. B. in der Gemeinde Ozakadat oder Bözsenfa ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung im Baugewerbe tätig und zieht auf Saisonarbeit in die benachbarten Städte und darüber hinaus auch auf mehrjährige Arbeitsauswanderung ins Ausland.

Viele Menschen aus der Volksinsel sind aber auch, besonders in der Zeit der Entwicklung und dem Ausbau der ungarischen Industrie um die Jahrhundertwende, in die neuentstehenden Arbeiterviertel am Rand der ungarischen Großstädte, vor allem nach Budapest, abgeströmt und haben auch wesentlich zur Bildung der neuen In-

industriearbeiterschicht in Ungarn beigetragen. Obwohl sie meist als ungelernte Hilfsarbeiter in die Stadt kamen, waren die Deutschen aus der Schwäbischen Türkei wegen ihrer Tüchtigkeit bald bekannt und ihr Fortkommen bis zum Einbruch der großen Wirtschaftskrise zum größten Teil ein gesichertes. In nationaler Hinsicht sind sie allerdings, obwohl es stellenweise in den rasch wachsenden Vororten von Pest zu einer großen Anhäufung von deutschstämmigen Menschen kam, äußerlich rasch im Madjarentum aufgegangen, trotzdem sie noch immer viele Beziehungen an ihre alte deutsche Heimat binden. Auch in anderen Teilen der alten österreichisch-ungarischen Monarchie treffen wir größere Gruppen von Abwanderern aus der Schwäbischen Türkei. Gewöhnlich gehören sie bestimmten Berufsgruppen an, so lebt z. B. in Wien eine verhältnismäßig große Anzahl von Friseuren aus der Schwäbischen Türkei.

Die Tochterfiedlungsbewegung aus der Schwäbischen Türkei, die hier nur von dem Gesichtspunkt der räumlichen Ausweitung eines Volksinselgebietes einer Untersuchung unterzogen worden war, bedarf gewiß auch nach anderen Seiten hin einer genauen Durchforschung, um verschiedene Fragen, besonders aus dem Bereich der Soziologie und Volkskunde¹⁸, die mit diesem Wandervorgang verbunden sind, aufzuklären. Ist doch die Tochterfiedlungsbewegung ein Vorgang, der Wesentliches zur Frage über die Bedeutung des volksmäßigen Erbes einer bestimmten Menschenschichte und den Formkräften der Landschaft auf diese zu liefern vermag und somit zu diesem Problem der Volksforschung aus dem auslanddeutschen Volksbereich einen wichtigen Baustein beiträgt.

¹⁸ A. Karasék, Die jungen Sprachinseln im Ostraum. In: Wähler, Der deutsche Volkscharakter, Jena 1937.

Die Ansiedlung von Oberösterreichern in Deutsch-Mokra im 18. Jahrhundert

Von Franz Stanglica

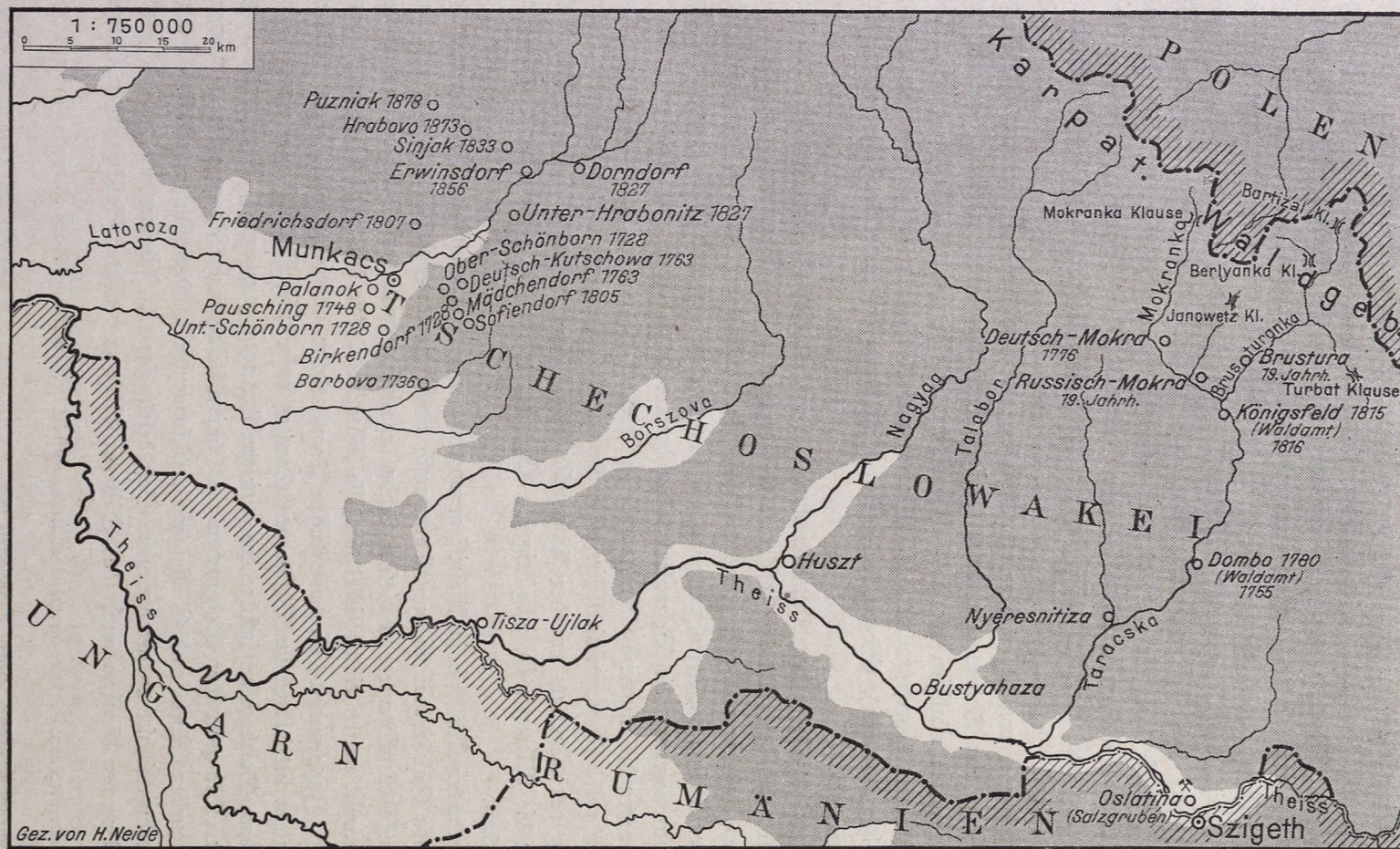
Mit zwei Karten

Karpathenrußland, die östlichste Provinz der Tschechoslowakei, gehörte im 18. und 19. Jahrhundert zum Marmaroscher Komitat. Um 1702, nicht lange nach der Vertreibung der Türken, kam die Marmarosch unter siebenbürgische Verwaltung, aber schon 3 Jahre später (1705) ging sie an Rakoczyn über und gelangte erst nach Beendigung der Rakoczyschen Unruhen (1711) wieder an Siebenbürgen. Der weitaus größte Teil des Komitats war egl. Fiskalbesitz.

Das sehr volksarme Land war längs der Flüsse im Tiefland stark versumpft und im gebirgigen Teil mit Urwald bedeckt. Die Einwohner, Russen (Rußnaken), Ruthenen und Walachen, in kleinen, nur wenige Hütten zählenden Ortschaften in der Niederung wohnend, lebten ausschließlich von der Jagd und der Schaf- und Ziegenzucht. An Feldfrüchten bauten sie nur Ruckruz, Hafer, Alee, Erbsen und Bohnen. Erst unter der kaiserlichen Verwaltung beginnt die Aufschließung und Kultivierung dieses Gebietes. Und wie in der Batschka und im Banat wurde auch hier der Deutsche Kulturpionier, gerufen vor allem durch die Privatgrundherren und später, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, durch die Kameralverwaltung.

Die Grafen von Schönborn, denen Karl VI. 1726 riesige Besitzungen im Umkreise der Burg Palanok (madjarisch: Várpálánka) verliehen hatte, riefen deutsche Siedler auf ihre Güter, die noch heute im Munkacsfer Gebiete in etwa 20 Dörfern den Hauptteil des Deutschtums in Karpathenrußland ausmachen. Von deutschen Ansiedlern aus der Würzburger Gegend und dem Schwarzwald wurden 1728 Ober- und Unterschönborn (madjarisch: Alsó- und Felső-Schönborn) und Birkendorf (Berezinka), von deutschen Bauern aus Kleinberg und Kleinwedel 1736 Barbovo und von Deutschen aus dem Schwarzwald 1748 Pausching (madjarisch: Pósfaháza) gegründet. Von diesen rasch anwachsenden ersten Siedlungen zweigten sich bereits im 18. Jahrhundert Tochter-siedlungen ab; 1763 entstand Deutsch-Rutschowa und Mädchen-dorf (Lalovo)¹. Im 19. Jahrhundert setzten die Schönborn die deutsche

¹ Herbert Franze, Die deutschen Siedlungen in Karpathenrußland. Karpathenland 3 (1930), S. 49 ff.; Dr. Eduard Winter, Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathenrußland. Deutschtum und Ausland, 1. Heft, 1926.



Die deutschen Siedlungen in Karpathenrußland (Tschechoslowakei). Raster = Hügel- und Bergland

Kolonisation durch die Gründung von Waldarbeiterdörfern im gebirgigen Teil fort. 1805 entstand Sophiendorf (madjarisch: Zsotiasfalva), das sich später zu einer Bauernsiedlung entwickelte, 1807 Friedrichsdorf (madjarisch: Frigyesfalva, tschechisch: Klenovci), von Zipser Bergarbeitern gegründet, es folgten 1827 Dorndorf, 1833 Cinjak, 1837 Unterhraboniz, alle drei von deutschen Kolonisten aus dem Prachätitzer Gebiet im Böhmerwald besiedelt², 1855 Bdenova, wo sich Deutsche aus Genstenberg in Böhmen niederließen, 1856 Erwinsdorf, 1873 Hrabovo und 1878 Puzniak. Alle diese Siedlungen erhielten einen nicht unwesentlichen Zustrom von Siedlern aus den deutschen Dörfern Galiziens. Diese Spuren von deutscher Einwanderung aus Galizien sind besonders in Cinjak, Unter-Hraboniz und Dorndorf nachweisbar.

Abgesprengt von diesem ziemlich geschlossenen Deutschtum der Munkacser Sprachinsel liegen im Teresvatale, im gebirgigen Teile Karpathenrußlands, hart an der Grenze gegen Galizien die beiden deutschen Dörfer Deutsch-Mokra (madjarisch: Németszokra, tschechisch: Némeczká Mokra) und Königsfeld (madjarisch: Királynmező, tschechisch: Mžorna). Sie verdanken ihre Entstehung der kaiserlichen Verwaltung der Marmarosch.

Die Verwaltung des Komitats wechselte im 18. Jahrhundert zwischen den ungarischen und den Wiener Hofstellen. Nachdem 1733 die Marmarosch von Siebenbürgen getrennt und der ungarischen Jurisdiktion inkorporiert worden war, wurde die Wiener Ministerialbancodeputation mit der Erschließung und Förderung des Salzbergbaues betraut, die Verwaltung kam dann vom 1. April 1743 bis 31. Oktober 1785 unter die ungarische Hofkammer in Preßburg bzw. in Ofen, und am 1. November 1785 übernahm die Wiener Hofkammer in Münz- und Bergwesen die Oberleitung des Komitats mit der Unterstelle im Salinenamt zu Sziget. 1794 endlich wurde die Marmarosch endgültig der Verwaltung der kgl. ungarischen Hofkammer übergeben.

Der unter Karl VI. in Angriff genommene und im 18. und 19. Jahrhundert bedeutende Salzbergbau in der Marmarosch macht die kaiserliche Verwaltung und das Interesse des Staates an diesem Lande begreiflich, denn der Salzbergbau und der Salzhandel waren einträgliche staatliche Monopole. Die seit 1724 bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts an den Flüssen Theiß, Kaszo und Biso von siebenbürgischen Zigeunern betriebene, im Besitze des Staates befindliche Goldwäscherei trat gegenüber dem Salzbergbau infolge des geringen Ertrages ganz zurück. Von dem Ertragneis der Marmaroscher Salzgruben zu Glatina, Sugatagh, Rhonaszek und Königsthal wurden Nord- und Südungarn und sogar die Sudetenländer beliefert³. Der Jahresdurchschnitt an gewonnenem Salz betrug im 18. Jahrhundert 300 000 Zentner. Von den Gruben wurde das Salz per Achse zu den drei Floßämtern in Sziget,

² Andreas Korn, Ein Böhmerwälder Weihnachtspiel in Karpathenrußland. Karpathenland 2 (1929), S. 21 ff.

³ Hofkammerarchiv, Wien, Handschrift 791.

Bustyahaza und Tisza-Ujlak geschafft und von hier auf der Theiß zu den Verlagsorten Tokaj, Poroszló und Eger verflößt⁴. Von den Verlagsorten wurde es zu Lande nach Pest, Oberungarn und weiter auf dem Donauwege nach Preßburg geführt. Ein großer Teil des Salzes ging nach dem Bau des Franziskanals durch die Batschka auf Flößen auf der Theiß bis Földvár, durch den Kanal an die Donau und dann donauaufwärts, wodurch die Transportzeiten des früheren Landweges von den oberen Verlagsorten an der Theiß bis Pest bedeutend verkürzt wurden.

Für die Salzbeförderung äußerst wichtig war der große Holzreichtum des gebirgigen Teiles der Marmarosch, der die Ausbeute des reichen Salzvorkommens erst ermöglichte. Ein großer Urwald von den Niederungen an den Flüssen erstreckte sich über den Kamm der Karpathen bis nach Galizien. Diese weiten, von der Art noch unberührten Wälder waren die Voraussetzung der großen Ausbeute der Salzgruben. Durch den Holzreichtum in unmittelbarer Nähe der Salzgruben wurde die Verflößung und die Auswertung des Salzvorkommens sehr verbilligt. Aber nicht allein das Salz selbst bot hier dem Staate eine reiche Einnahmequelle, sondern auch das Holz, auf dem das Salz verflößt wurde, wurde in den Salzverlagsorten, die im walдарmen Mittel- und Südungarn lagen, verkauft und bildete eine unmittelbare Einnahmequelle für den Staat. Das Holz war sowohl für den Salzhandel wie auch als Handelsware von großer Bedeutung. Neben den großen Stämmen, die zum Bau der Salzflöße gebraucht wurden, lieferten die Wälder der Marmarosch auch Klöcherholz, Brennholz, Schindeln und anderes Schnittmaterial.

Die Holzwirtschaft oblag unter der kaiserlichen Verwaltung den fünf Waldämtern zu Dombo (1775 errichtet, seit 1783 in Deutsch-Mokra und 1816 von hier nach Königsfeld verlegt), Körömező, Raho, Vissó und Eger. Diese fünf Waldämter belieferten die Floßämter zu Eger, Bustyahaza und Tisza-Ujlak mit Floßholz. Die durchschnittliche im Jahre gelieferte Holzmenge betrug 100 000—120 000 Stämme, die von den Bergen in Holzriesen zu Tale gelassen und auf den Gebirgsflüssen zu den Floßämtern geschwemmt wurden. Bei den Floßämtern wurde das Holz aufgefischt und zum Trocknen aufgestapelt. Aus diesem gehörig ausgetrockneten Holz wurden die Flöße für den Salztransport gebaut. Die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von den oberösterreichischen Holzhauern aufgeführten Schleusen (Klausen) ermöglichten auch in wasserarmen Jahren die Holzschwemmung.

Zu Beginn der Aufschließung der Salzgruben in der Marmarosch unter Karl VI. wurde das für den Salztransport nötige Holz in wildem Raubbau in den ungeheuren Urwäldern gewonnen. Der Waldbreichtum des kaiserlichen Besitzes ließ damals an ein Erschöpfen nicht denken. Dennoch wurden die Folgen dieses Raubbaues, der eine systematische Durchholzung und Wiederbesamung nicht kannte, bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts fühlbar, und in den 60er Jahren war die kaiserliche Verwaltung zum Ankauf von Waldungen genötigt⁵. Die Kammer kaufte um 1768 von

⁴ Hofkammerarchiv, Wien, Ungarisches Kammerale, Fasc. 33, Nr. 73 ex August 1792.

⁵ Ebd. Fasc. 19/1, Nr. 18 ex Juli 1774.

dem Grundherrn Franz Szerenszy die Waldungen um Brustura und im Interesse der einheitlichen Verwaltung des ganzen Waldgebietes alle in Privatbesitz befindlichen Ortschaften Moštra, Brustura, Dombo, Kalinsfalva, Alfo- und Felső-Ganya, Nyeresnitiza, Gzeles, Konka und Kökenyes⁶.

Der Ankauf der Brusturaer Waldungen war der Anlaß zu einer tiefgreifenden Reform des Forstwesens in der Marmarosch und zu Einführung einer geordneten Waldbwirtschaft. Voraussetzung für diese Reform war die Berufung tüchtiger Forstleute, Holzknechte und Waldmeister. Als Vorbild für die künftige Holzwirtschaft sollte die des oberösterreichischen Salzkammergutes dienen. Die Salzgewinnung, der Salzhandel, die Verflößung des Salzes, die Gewinnung des nötigen Holzes in der Nähe der Salzgruben waren hier und dort die gleichen⁷. Der wesentliche Unterschied bestand in der Art des Betriebes, im Mangel an geschulten Holzknechten in der Marmarosch. Die Arbeitsweise und Tüchtigkeit der oberösterreichischen Holzarbeiter waren in der ganzen Monarchie bekannt, hier in der Marmarosch mußte man die Forstarbeiten den durch ihre Trägheit bekannten Walachen überlassen, denen jeder forsttechnische Betrieb fremd war.

Schon unter Karl VI. hatte Hofkammerrat Baron von Zuana um 1730 oberösterreichische und steirische Holzhauer und Zimmerleute zur Schulung der Walachen und einer Verbesserung der Holzwirtschaft berufen. Diese sind infolge ihrer geringen Anzahl unter den Walachen an verschiedenen Ortschaften zerstreut angesiedelt und infolge des Fehlens an eigenen Schulen und eigenem Gottesdienst bereits in der zweiten Generation entnationalisiert gewesen.

Diesem Mangel an tüchtigem, geschultem Personal sollte nach Ankauf der Brusturaer Waldungen durch Ansiedlung einer entsprechenden Anzahl von oberösterreichischen Holzhauern abgeholfen werden, um die in den letzten Jahrzehnten zutage getretenen bösen Folgen einer planlosen Abholzung zu vermeiden.

Wenige Jahre nach Ankauf der Brusturaer Waldungen nahm die ungarische Hofkammer die Berufung und Ansiedlung von tüchtigen Forstleuten, Waldaufssehern, Waldbereitern, Schaffern, Waldmeistern und Holzknechten in Angriff. Die ungarische Hofkammer legte der Kaiserin Maria Theresia einen Plan zur Anwerbung von 80—100 oberösterreichischen Holzknechten, einem Waldmeister und 4 Rottmeistern vor, die mit dem Waldwesen vertraut und im Bau von Holzriesen, Schleusen-, Rechen-, Klausenbau und im holzwirtschaftlichen Betrieb geschult sein sollten. Die Kaiserin genehmigte am 15. März 1775 die Eingabe der ungarischen Kammer und bestimmte als Kommissäre zu den Verhandlungen mit der Verwaltung des Salzkammergutes über die Anwerbung der Holzknechte den Hofkammerrat von Kempelen

⁶ Die Besitzer der Ortschaften waren: Josef Illovasi, Stephan Majos (Brustura, Moštra, Dombo), Stephan Moricz, Wolfgang Zsigobem, Maria Eserney und Georg Bornemissa. Hofkammerarchiv, Wien, Ungarisches Kamerale, Fasc. 19/1, Nr. 71 ex April 1775.

⁷ Hofkammerarchiv, Wien, Ungarisches Kamerale, Fasc. 19/1, Nr. 53 ex April 1775.

und den Administrator der Marmarosch Rudnyanszky⁸. Schon im folgenden Monat, April 1775, kamen die beiden Kommissäre persönlich nach Gmunden und setzten sich mit der Salinenverwaltung über die Anwerbung ins Einvernehmen. Auf den ersten Aufruf des Salzamtmannes zu Gmunden, Edlen von Riethaller, meldeten sich 33 Holzknechte zu Ebensee zur Auswanderung. Aber die von Kempelen und Rudnyanszky gebotenen Bedingungen waren so gering, daß alle 33 Holzknechte ihre Anmeldung zurückzogen⁹. Die oberösterreichischen Holzknechte forderten als Grundlage ihrer Ansiedlungsbedingungen die gleichen Begünstigungen, die sie im Dienste der Gmündner Salinenverwaltung hatten. Sie verlangten die Ansiedlung in einem gemeinsamen Orte, einen eigenen vom Arar besoldeten Pfarrer, Schulmeister, Arzt und eine Hebamme, die Aufnahme von Nationalisten (Walachen) als Hilfsknechte, einen Wochenlohn von 3—4 fl. für jeden Kottmeister und 1 fl. 30 kr. bis 2 fl. für jeden Holzknecht, die Beistellung von unentgeltlichem Baumaterial für ihre Häuser, die sie selbst erbauen wollten und die ihnen erbeigentlich überlassen werden sollten, wobei sie während der Bauzeit die ihnen für die Arbeit im Walde ausgemessene Löhnung verlangten, einen zum Haus gehörigen Garten, Weide und Wiesen für 3 Stück Vieh auf jeden Kottmeister und für 2 Stück Vieh auf jeden Holzknecht, die unentgeltliche Verabreichung ihres Holz- und Salzbedarfs, Befreiung von Kontribution, Steuern und anderen Landesabgaben und das Hofkorn, eine Anweisung auf 18—20 Mäßen Korn und 4—6 Mäßen Weizen für jeden Kottmeister und 15 Mäßen Korn und 3 Mäßen Weizen für jeden Holzknecht jährlich, wobei ihnen der Mäßen Korn mit 1 fl. und der Mäßen Weizen mit 1 fl. 45 kr. angerechnet werden sollte, schließlich auch die Gewährung der im Salzammergute üblichen Provision, eine Art Pension für die ausgedienten Holzknechte und deren Weiber und Kinder, und die Hilfgelder im Falle der Erkrankung und Arbeitsuntauglichkeit. Für die Reise in die Marmarosch sollten den Kottmeistern 5—6 fl. und den Holzknechten 3 fl. 30 kr. als Behergeld verabreicht werden. Der Wochenlohn sollte ihnen nach dem genannten Satze bis zur Fertigstellung und Einrichtung der Ansiedlung bezahlt werden, dann sollte mit ihnen ein eigener Kontrakt über die Entlohnung zwischen ihnen und der Marmaroscher Verwaltung geschlossen werden. Da die gesamte Holzknechtschaft des Salzammergutes geschlossen ein Abgehen von diesen Bedingungen im Falle der Auswanderung ablehnte und sich keiner bei dem Salinenamt in Gmunden zu den von Kempelen und Rudnyanszky gebotenen Bedingungen meldete, wendeten sich beide Kommissäre um die Genehmigung der von den Bauern geforderten Punkte an die ungarische und Wiener Hofkammer, die sie dann auch auf Drängen der ungarischen Kammer, die eine Gefährdung des begonnenen Werkes befürchtete, und angesichts der geschlossenen Haltung der Holzknechtschaft von der Kaiserin erhielten¹⁰. Unter

⁸ Hofkammerarchiv, Wien, Ungarisches Kammerale, Fasc. 19/1, Nr. 12 und 53 ex April 1775.

⁹ Ebenda, Fasc. 19/1, Nr. 118 ex Mai 1775. ¹⁰ Ebenda, Fasc. 19/1, Nr. 75 ex Juli 1775.

den nun von den Hofstellen genehmigten Bedingungen meldeten sich 100 Holzknechte zur Auswanderung in die Marmarosch.

Zum Führer der Holzknechte hatten Kempelen und Rudnyanszky den k. k. Waldmeister Johann Georg Imeldis gewonnen, der seit 6 Jahren in der Steiermark und seit 17 Jahren in Oberösterreich im staatlichen Forstwesen tätig war und auf allen Gebieten der Forstwirtschaft reiche Erfahrungen gesammelt hatte und für sehr geschickt galt. 1774 war der durch seine Fähigkeiten bekannte Mann zur Waldbeurteilungskommission in Tirol beordert worden. Imeldis wählte sich 2 im Klausen- und Rechenbau und 3 im Betriebe der Werkstätten erfahrene Kottmeister, die mit ihm nach dem Osten ziehen sollten.

Diese 100 teils ledigen, teils verheirateten Holzknechte, mit ihren Familien 220 Köpfe zählend, stammten fast durchwegs aus dem oberösterreichischen Salzkammergut¹¹.

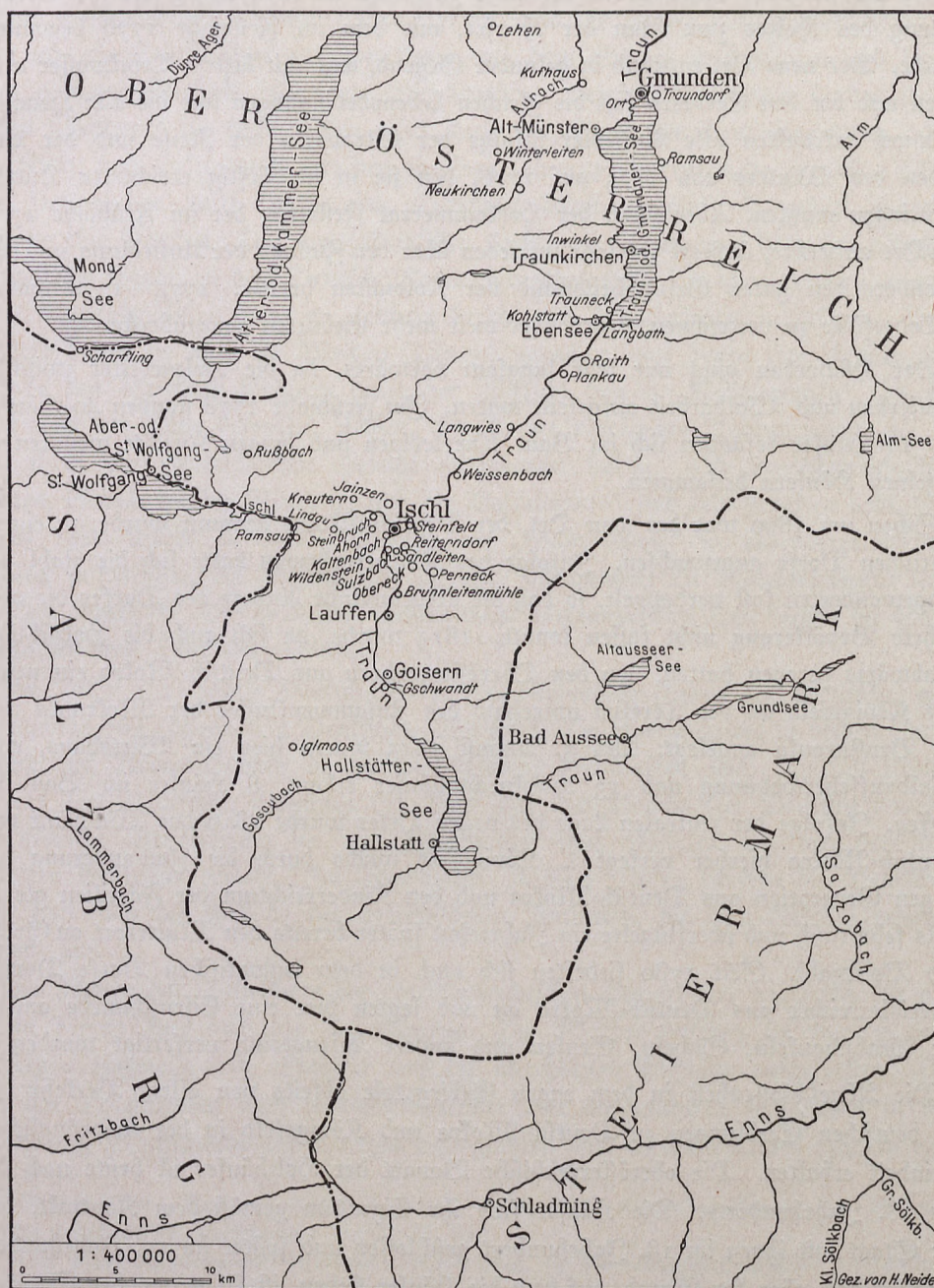
Die engere Heimat dieser Auswanderer ist das Trauntal; fast die Hälfte (40 Familien) stammt aus Langbath, am Einfluß der Traun in den Gmundner See (auch Traun-See genannt), 29 Familien kamen von dem auch an der Traun gelegenen Ischl und 7 gleichfalls aus dem an der Traun liegenden Goisern. Die übrigen Ortschaften liegen rings um den Gmundner See oder im Umkreis des Traungebietes. Die Auswahl war so getroffen worden, daß alle im Forstdienst notwendigen Arbeiter vertreten waren. Aber auch auf die Lebensbedürfnisse der Holzarbeiter war Bedacht genommen worden; ein Schneider, Schuster, Binder, Müller, Schmied und Leinweber zogen mit den Holzknechten in die Fremde. Dem Waldmeister wurde auch ein Schreiber beigegeben.

In Ischl sammelte Waldmeister Imeldis die Auswanderer aus dem oberen Trauntal, zog mit ihnen traunabwärts, nahm an der Einnündung der Traun in den Gmundner See die Langbather mit und kam am 3. Oktober 1775 abends mit der ganzen Auswandererschar nach Gmunden. In Gmunden wurden am Salinenamt die vereinbarten Ansiedlungsbedingungen festgelegt, den Auswanderern vorgelesen, von 6 Holzknechten unterfertigt und den Auswanderern eingehändigt. Am 6. Oktober traten sie von Gmunden auf 4 Schiffen (sog. Siebnerinnen) die Reise an¹². Sie passierten am 10. Oktober 1775 Wien und trafen am 16. in Pest ein. In Pest nahm sie der Marmaroscher Salzkontrollor von Tisza Ujlak Jakob Thonauer in Empfang und beförderte sie auf bereitgestellten Wagen in die Marmarosch, wo sie am 9. November ankamen¹³. Die Fahrt ging im Tale der Taraczka und Mokranka aufwärts bis zu einer aus 16 Hütten bestehenden und von Ruthenen bewohnten Ortschaft oberhalb des heutigen Russisch-Mokra. Hier mitten in den von der Kammer 1768 angekauften Brusturaer Waldungen, wurde der neue Ort Deutsch-Mokra

¹¹ Kgl. ungarisches Reichsarchiv, Budapest, Salinaria, Nr. 22 ex November 1775. Ansiedlerliste siehe am Schlusse des Aufsatzes.

¹² Hofkammerarchiv, Wien, Ungarisches Kammerale, Fasc. 19/3, Nr. 13 und 75 ex Oktober 1775.

¹³ Hofkammerarchiv, Wien, Ungarisches Kammerale Fasc. 19/3, Nr. 123 ex Oktober 1775.



Die Herkunftsorte der Ansiedler von Deutsch-Mosra

angelegt. Einige Hütten zur vorläufigen Unterbringung der Ansiedler wurden errichtet und noch vor Einbruch des Winters ging man an die Rodung und die Vorbereitung des Holzes zum Bau der Häuser, mit dem im Frühjahr 1776 begonnen wurde. Der neue Ort entstand in gesunder Gegend, war mit bestem Trinkwasser versehen und bot den Siedlern fast die gleichen Lebensbedingungen wie die alte Heimat. Dennoch erkrankten alle Ansiedler infolge der Strapazen der Reise und der Unbilden des Winters von 1775 auf 1776, den sie in notdürftig errichteten Hütten verbringen mußten. Aber schon der Hofkammerrat Festetics, der im Frühjahr 1778 den Ort aufsuchte, äußerte sich sehr zufrieden über den Zustand der Ansiedlung und hob besonders den guten Gesundheitsstand der Kolonisten hervor. 1775—1778 waren 9 Todesfälle zu verzeichnen, denen aber weit mehr Geburten gegenüberstanden.

Der Häuserbau ging nur sehr langsam vorwärts, da die Holzarbeiter zwischen Häuserbau und Waldbarbeit aufgeteilt waren. Im Frühjahr 1778 standen 40 Häuser und 10 Häuser befanden sich im Bau. Die ledigen und jungen Knechte wohnten in einzelnen Häusern beisammen.

Schon um 1800 war der neue Ort, der Deutsch-Mokra genannt wurde, zu einem stattlichen Dorfe angewachsen. Infolge des Kinderreichtums hatte sich die Zahl der Eingewanderten fast verdoppelt, so daß die ursprüngliche Anlage des Dorfes die vermehrte Bevölkerung nicht fassen konnte. 1815 wurde, da sich auch die Holzschläge talabwärts gezogen hatten, von den Oberösterreichern aus Deutsch-Mokra ein neuer Ort Königsfeld an der Tereſva unterhalb des Zusammenflusses der Mokranka und der Brusturanka angelegt. Am 5. August 1815 waren hier ein Wirtshaus, eine Waldaufseherwohnung und 13 Holzknechtshäuser erbaut, 8 Häuser im Bau begriffen. Infolge der zentralen Lage des neuen Ortes wurde 1816 das Waldamt von Deutsch-Mokra hierher verlegt¹⁴. Königsfeld wuchs durch die Zuwanderung der jungen Generation aus Deutsch-Mokra und den Kinderreichtum der Familien gleichfalls sehr rasch und überflügelte ein Jahrzehnt später bereits den Mutterort an Größe und Volkszahl. Seit 1780 siedelten sich auch in dem rußnatischen Dorfe Dombo Oberöreicher aus Deutsch-Mokra an und legten hier eine Eisenschmiede an, in der Grabschaufeln, Sichel, Sensen und andere Eisengeräte gefertigt wurden¹⁵.

Die Abgeschlossenheit in dem engen Gebirgstale abseits von allem Verkehr hat die deutschen Siedlungen zu Deutsch-Mokra und Königsfeld in der ursprünglichen Reinheit erhalten. Die oberösterreichische Bauart der Holzhäuser ist heute noch die des 18. Jahrhunderts. Die Häuser sind ihr Eigentum gemäß dem Kontrakt, den der Staat mit ihnen im 18. Jahrhundert geschlossen und später im 19. Jahrhundert bestätigt hat, aber der Grund, auf dem die Häuser stehen, ist Eigentum des Staates, ebenso die Wälder, in denen die Holzknechte arbeiten, und die Wiesen, auf denen

¹⁴ Hofkammerarchiv, Wien, Ungarisches Kammerale, Fasc. 33/2, Nr. 82 ex Juli 1816.

¹⁵ Johann Matthias Korabinsky, Geographisch-Historisches und Produktenlexikon von Ungarn. 1786.

ihr Vieh weidet¹⁶. Da der Staat keine neuen Hausstellen trotz der vermehrten Bevölkerung bewilligte, sind die Deutschen gezwungen, zu 2—3 Familien in einem Hause beisammen zu wohnen. Ihre Existenz und ihr ganzer Lebensunterhalt ist in dem im 18. Jahrhundert zwischen ihnen und dem Staate geschlossenen und heute noch gültigen Kontrakt festgelegt. Die deutschen Holzknechte arbeiten in den staatlichen Wäldern; für diese Arbeit zahlt ihnen der Staat den kontraktmäßigen Lohn, ein Salz- und Holzdeputat und das Hofkorn (etwa 40 kg Getreide jährlich). Wird der Holzarbeiter durch Alter oder Krankheit dienstuntauglich, so erhält er vom Staate eine Pension. Die Kontraktualisten sterben aber heute aus, denn der tschechoslowakische Staat, zu dem Deutsch-Mokra und Königsfeld seit 1919 gehören, nimmt keine Kontraktualisten mehr an, sondern bezahlt die Waldarbeiter in Allford. Vom Staate haben sie auch die Weiden (Almen) gepachtet, auf denen ihre Rinder und Pferde den Sommer hindurch unter der Aufsicht von 6 „Sindlerinnen“, die die Wartung der Kühe besorgen, bleiben. Es ist eine regelrechte Almwirtschaft, die sie aus ihrer oberösterreichischen Heimat mitgebracht haben. Die oberösterreichischen Sitten, Gebräuche, die Mundart und die Volkslieder¹⁷ sind rein erhalten geblieben. Noch 1886 wurde in Deutsch-Mokra ein „Schwerttanz“ in oberösterreichischem Dialekt aufgeführt, ein Brauch, der im 19. Jahrhundert im Salzkammergut noch gepflegt wurde¹⁸. Die in diesem Schwerttanz vorkommenden Orte liegen im Salzburgischen und Oberösterreichischen.

Im Jahre 1921 zählte Deutsch-Mokra 584 Einwohner (davon 526 Deutsche) und Königsfeld 764 (davon 673 Deutsche). Die starke Volksvermehrung in beiden Orten zwang zur Auswanderung in die umliegenden Ortschaften nach Russisch-Mokra (1921: 349 Deutsche), Brustura (77 Deutsche) und Dombó (92 Deutsche), wobei die deutsche Bevölkerung im 19. Jahrhundert noch Zustrom aus den deutschen Dörfern Galiziens erhielt. Im Nachbarort Russisch-Mokra kauften die Deutschen nach und nach die Gründe der verschuldeten Ruthenen, die dem Alkohol ergeben waren, auf.

Der Nutzen der Ansiedlung der oberösterreichischen Holzarbeiter zeigte sich für den Staat bereits kurz nach der Kolonisation. Die Wälder wurden systematisch nach Schlägen eingeteilt und abgeholzt und die abgeholzten Schläge aufgeforstet. Die von den Holzknechten nach oberösterreichischer Art aufgeführten Schleußen in der Mokranka, Brusturanka und Terešva ermöglichten auch in wasserarmen Jahren eine

¹⁶ Robert Jakobi, Aus der deutschen Sprachinsel Königsfeld in Karpathenrußland. In: Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde 7 (1934), S. 69ff.

¹⁷ Erst in der Nachkriegszeit, besonders aber seit 1934, als 200 Leipziger Hochschüler hier weilten, werden die alten oberösterreichischen Lieder verdrängt und nur jene gesungen, die das wandernde Volk und besonders jene Leipziger Hochschüler mitgebracht haben. Diese neuen Lieder sind so Mode geworden, daß die alten alpenländischen Lieder fast vergessen sind. Dr. Gustav Jungbauer, Sudetendeutsche Volkskunde. In: „Sudetendeutschtum. Ein Land, ein Volk und seine Arbeit“, B. Leipa u. Leipzig 1936.

¹⁸ Abgedruckt von F. Arnold Mayer, Ein deutsches Schwerttanzspiel aus Ungarn. In: „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ 19 (1889), S. 204—263, 416—433.

ständige Holzschwemmung und gewährleisteten eine dauernde Versorgung der Flossämter mit Holz und sicherten hierdurch eine ununterbrochene Salzförderung. Unter der Leitung der Oberösterreicher wurden die eingeborenen Ruthenen und Walachen für den Holzbetrieb geschult. Auch die Rindviehzucht, bis dahin hier unbekannt, und die Bauart der Häuser wurde von der heimischen Bevölkerung übernommen. Der deutsche Kolonist wurde hier im wahrsten Sinne des Wortes Lehrmeister und Kulturpionier der ansässigen Bevölkerung.

Diese Auswanderung von Oberösterreichern aus dem Salzkammergute nach dem Osten der österreichisch-ungarischen Monarchie steht im 18. Jahrhundert nicht allein. 1776 wurden von der Hofkammer 31 Oberösterreicher nach Sambor und Wieliczka zur Verbesserung des Salz- und Holzwesens berufen, 1790 Forstknechte zum Rechen- und Klausenbau nach Delatyn in Galizien¹⁹. Sehr viele oberösterreichische Holzarbeiter wanderten im 18. Jahrhundert nach Ungarn. Die großen staatlichen Wäldungen im Banat in den Bergstäften Reschiza, Dognacska und Bogshan bedurften eines ständigen Zuzuges von geschulten Forstarbeitern, um eine geregelte Forstwirtschaft aufrechtzuerhalten, die zum Betriebe der Kupfer- und Eisenwerke Voraussetzung war. Zwischen 1774 und 1790 waren 50 oberösterreichische Waldarbeiter nach den banatischen Bergorten ausgewandert, 1793 folgte ihnen der Aufseer Philipp Steiner mit 5 Familien nach Dognacska. Im gleichen Jahre kehrte er zurück zur Anwerbung von 80 tüchtigen und erfahrenen oberösterreichischen und 30 steirischen Waldarbeitern. Überdies bewilligte die Hofkammer im Jahre 1793 noch die Auswanderung von weiteren 150 Holzhauerfamilien aus dem Salzkammergute für die Ansiedlung in Südungarn. In Oberungarn wurde 1777 zu Goovar eine aus 60 Köpfen bestehende Gruppe von oberösterreichischen Salinenarbeitern bei den dortigen staatlichen Salzgruben angesiedelt.

Liste der Auswanderer

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Georg Aler, Holzknecht, ledig	Ischl, 1749	Nr. 15 in Lindau bei Ischl
Ignaz Auer, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1757	Nr. 73 in Oberlangbath am Gmundner See
Sebastian Bruderhofer, Fuderl- arbeiter, ledig	Langbath am Gmundner See, 1735	Nr. 43 in Oberlangbath am Gmundner See
Martin Ebner (Ebner), Holz- knecht, ledig	Alt-Münster am Gmundner See, 1744	Nr. 3 in Ruffhaus bei Gmunden
Andreas Feichtinger, Holz- knecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1747	Nr. 60 in Ebensee am Gmundner See
Michael Fink, Holzknecht, ledig	Inwinkel bei Traunkirchen, 1730	Nr. 1 in Traunstein b. Gmunden
Bartholomäus Forstner, Holz- knecht, mit Frau	Jrting, 1738	Nr. 10 in Reiterndorf bei Ischl

¹⁹ Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen von 1750 bis zur Zeit nach den Franzosenkriegen. 1934.

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Andre Freyßleder, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1738	Nr. 49 in Ebensee am Gmundner See
Andreas Gärber, Holzknecht, ledig	Ischl, 1752	Nr. 14 in Kreutern bei Ischl
Johann Gärber, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1752	Nr. 7 in Trauneeß am Gmundner See
Peter Grabner, Aufseher, ledig	Ischl, 1760	Nr. 12 in Jainzen bei Ischl
Mathias Grainmeister, Aufsaßknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1725	Nr. 24 in Oberlangbath am Gmundner See
Ferdinand Hechenfelder, Aufsaßknecht, mit Frau	Scharfling bei St. Lorenz, 1751	Nr. 2 in Steinfeld bei Ischl
Franz Hillinger, Zutreiber, ledig	Ischl, 1752	Nr. 14 in Ischl
Franz Hödl (Hödel), Schmiedemeister, gest. 7. Juni 1778, ledig	St. Peter bei Ischl, 1746	Nr. 13 in Ischl
Ignaz Hofer, Pfannhauser, mit Frau und 5 Kindern	Traunkirchen, 1725	Nr. 41 in Gries bei Biechtwang
Karl Holzberger, Pfannhauser, mit Frau und 1 Kind	Langbath am Gmundner See, 1748	Nr. 2 in Trauneeß am Gmundner See
Michael Holzberger, Pfannhauser, mit Frau und 4 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 10 in Trauneeß am Gmundner See
Josef Hößsenberger, Fäßlstößer, ledig	Ort am Gmundner See, 1749	Nr. 9 in Gmunden
Benedikt Hüttner, Holzknecht, ledig	Alt-Münster am Gmundner See, 1748	Nr. 22 in Ruffhaus bei Gmunden
Johann Georg Imeldis, k. k. Waldmeister, gest. 1777, mit Frau Maria Josefa und den Kindern: Josef Ignaz, Maria Magdalena	Mals im Juntal in Tirol, 1726	Nr. 11 in Ischl
Johann Jocher, Holzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1738	Nr. 8 in Roith bei Ebensee
Mathias Kälß (Kalf), Holzknecht, ledig	Ischl, 1753	Nr. 2 in Oberedl bei Ischl
Ignaz Kefer, Wührer, verwitwet	Ischl, 1722	Nr. 11 in Roith bei Ebensee
Mathias Kienesberger, Holzknecht, mit Frau und 2 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1744	Nr. 17 in Ebensee am Gmundner See
Johann Klädl (Klall), Schiffwerker, ledig, mit seiner Mutter Maria	Goisern, 1738	Nr. 2 in Lindau bei Ischl
Josef Klädl, Schiffwerker, ledig, mit Frau und 1 Kind und seiner Mutter Maria (f. o.)	Goisern, 1745	Nr. 5 in Weissenbach bei Ischl
Ignaz Korb, Holzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1753	Nr. 32 in Ebensee am Gmundner See
Johann Kranawetl, Aufsaßknecht, ledig	Ischl, 1752	Nr. 47 in Reiterndorf bei Ischl

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Johann Kriechbaum (Krechbaum), Schiffwerker, mit Frau	Ischl, 1735	Nr. 8 in Ramsau bei Ischl
Ignaz Löhner, Schiffwerker, ledig	Langbath am Gmundner See, 1750	Nr. 9 in Ebensee am Gmundner See
Jakob Löhner, Holzknecht, ledig, mit seiner Mutter Susanna und seinem Vater Martin	Langbath am Gmundner See, 1752	Nr. 18 in Ebensee am Gmundner See
Johann Löhner d. Ä., Strennknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1746	Nr. 59 in Ebensee am Gmundner See
Johann Löhner d. J., Holzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1751	Nr. 9 in Ebensee am Gmundner See
Anton Lehrer, Schuster, ledig	St. Wolfgang, 1737	Nr. 42 in Gröbl
Johann Leithner, Holzknecht, ledig	Ischl, 1754	Nr. 39 in Gries bei Biechtwang
Josef Leithner (Leitner, Leutner), Holzknecht, ledig, gest. 1780, mit seinem Vater Balthasar, Holzknecht aus Ischl	St. Wolfgang, 1753	Nr. 9 in Rußbach bei St. Wolfgang
Jakob Leutner, Schiffwerker, mit Frau	Ischl, 1751	Nr. 12 in Ramsau bei Traunkirchen
Franz Xaver Lidl, Förster, mit Frau	Ischl, 1751	Nr. 36 in Ischl
Leopold Liedl, Schreiber	—	—
Georg Lindemayr, Bierbrauer, mit Frau und 3 Kindern	Schladming, Steiermark, 1740	Nr. 43 in Lauffen bei Ischl
Anton Loidl, Holzknecht, mit Frau und 3 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1736	Nr. 32 in Plaickstadt bei Wildenstein
Ignaz Moshammer, Pfannhauser, mit Frau und 3 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 37 in Oberlangbath am Gmundner See
Anton Neuhuber, Rottmeister und Holzknecht, mit Frau und 4 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1736	Nr. 27 in Langwies an der Traun
Simon Neuhuber, Aufschnecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1757	Nr. 13 in Ebensee am Gmundner See
Kaspar Oberbichler, Schneider, mit Frau und 1 Kind	Birgen in Tirol, 1739	Nr. 18 in Alhorn bei Ischl
Franz Obergeschwandner, Zeugstadlknecht, ledig	Ischl, 1748	Nr. 126 in Ischlleiten bei Ischl
Kaspar Pfändl, Reifbinder, mit Frau und 1 Kind	Hallstatt, 1729	Nr. 7 in Lauffen bei Ischl
Franz Pfifferling, Holzknecht, ledig	Gmunden, 1751	Nr. 34 in Lehen bei Gmunden
Georg Pfifferling, Holzknecht, ledig	Traunkirchen am Gmundner See, 1755	Nr. 13 in Traunstein bei Gmunden
Georg Pilz, Währer, mit Frau und 1 Kind	Ischl, 1733	Nr. 19 in Reiterndorf bei Ischl
Georg Pinder (Pindter, Binder), Holzknecht, mit Frau und seiner Mutter Maria	Langbath am Gmundner See, 1750	Nr. 57 in Ebensee am Gmundner See

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Matthias Pinder, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1748	Nr. 57 in Ebensee am Gmundner See
Georg Plackinger (Plackinger), Wührer, mit Frau und 4 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1738	Nr. 29 in Langwies bei Jschl
Michael Pointinger, Holzknecht, mit Frau und 3 Kindern	Goisern, 1736	Nr. 10 in Perned bei Jschl
Gottlieb Preiner, Holzknecht, ledig	Traunkirchen am Gmundner See, 1746	Nr. 8 in Winterleiten bei Alt Münster
Johann Preinesberger, Pfannknecht, mit Frau und 2 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1743	Nr. 6 in Oberlangbath am Gmundner See
Josef Reiß, Holzknecht, mit Frau und 2 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1744	Nr. 1 in Roith bei Jschl
Matthäus Reiß, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1752	Nr. 1 in Roith bei Jschl
Matthias Reiß, Holzknecht, mit Frau und 1 Kind	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 73 in Oberlangbath am Gmundner See
Paul Reiß, Holzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1741	Nr. 2 in Roith bei Jschl
Bartholomäus Reissenbichler (Reissenbüchler), Sackknecht, mit Frau und 2 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 11 in Rohlstatt bei Ebensee
Franz Reissenbichler, Koller, mit Frau und 1 Kind	Langbath am Gmundner See, 1755	Nr. 26 in Unterlangbath am Gmundner See
Simon Reissenbichler, Holzknecht, mit Frau und 3 Kindern	Langbath am Gmundner See, 1727	Nr. 5 in Plankau bei Ebensee
Johann Reitter, Holzknecht, ledig	Goisern, 1753	Nr. 3 in Staina bei Wildenstein
Josef Rosbacher (Rostacher), Rottmeister und Zeugstadelknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 34 in Unterlangbath am Gmundner See
Jgnaz Rußbacher (Rusbacher), Fudertrager, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1728	Nr. 41 in Oberlangbath am Gmundner See
Matthias Rußbacher, Wührer, ledig	Langbath am Gmundner See, 1758	Nr. 41 in Oberlangbath am Gmundner See
Josef Samß, Holzknecht, mit Frau und 2 Kindern	Lauffen, 1747	Nr. 38 in Lauffen
Adam Schickmayr, Müller, ledig	Wimsbach, 1726	Nr. 36 in Neufkirchen bei Alt-Münster
Nikolaus Schienfer, Auffackknecht, ledig	Jschl, 1754	Nr. 91 in Sandleithen bei Jschl
Josef Schleicher, Zeugstadelknecht, mit Frau und 1 Kind	Langbath am Gmundner See, 1748	Nr. 11 in Oberlangbath am Gmundner See
Thomas Schmallnauer, Aufseher, mit Frau und 2 Kindern	Jschl, 1739	Nr. 6 in Brunnleitenmühle bei Jschl
Georg Schwaiger (Schweiger), Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1749	Nr. 47 in Ebensee am Gmundner See

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Johann Schweinzer, Holzknecht, ledig	Ischl, 1737	Nr. 13 in Steinbruch bei Ischl
Georg Silberleutner, Holzknecht und Böffelmacher	—	Alsbach
Andre Stadler, Rottmeister und Wührer, mit Frau und 4 Kindern	Ischl, 1736	Nr. 137 in Ischlleiten bei Ischl
Jakob Stadler, Holzknecht, mit Frau und 2 Kindern	Ischl, 1741	Nr. 14 in Reiterndorf bei Ischl
Matthias Stadler, Zimmerpollier	—	—
Sebastian Stiger, Holzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1748	Nr. 3 in Plankau bei Ebensee
Michael Laufner, Holzknecht, mit Frau	Ischl, 1728	Nr. 93 in Iglnmoos bei Gosau
Georg Ulrich	—	Mähren
Johann Bodner, Holzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1739	Nr. 41 in Ebensee am Gmundner See
Andre Boglhueber, Aufsatzknecht, ledig	Goisern, 1746	Nr. 1 in Gschwand bei Ischl
Georg Waighofer, Kleger und Schiffmann, ledig	Stadl bei Pichl, 1751	Nr. 143 beim Kreuz bei Ischl
Leopold Wimer (Wimmer), Fudertrager, mit Frau und 1 Kind	Ischl, 1745	Nr. 89 in Sandleiten bei Ischl
Sebastian Wimer (Wammer), Aufsatzknecht, mit Frau	Ischl, 1756	Nr. 50 in Puchen bei Berwieseramt Ischl
Mathias Winkel (Weißel), Zeugstadelknecht, ledig, mit seiner Schwester Anna Engl.	Bad Aussee in der Steiermark, 1754	Nr. 7 in Traunee am Gmundner See
Thomas Wiffauer (Wissauer), Fuderstößer, mit Frau u. 1 Kind	Langbath am Gmundner See, 1749	Nr. 10 in Oberlangbath am Gmundner See
Johann Wissholzer, Aufsatzknecht, mit Frau	Langbath am Gmundner See, 1751	Nr. 6 in Roith bei Traunkirchen
Franz Wisslsteiner, Holzknecht, ledig	Ischl, 1745	Nr. 2 in Kaltenbach bei Ischl
Josef Zauner, Aufsatzknecht, ledig	Langbath am Gmundner See, 1751	Nr. 3 in Traunee am Gmundner See
Johann Zeppezauer (Zeppezauer), Rottmeister und Schiffwerker, mit Frau Maria	Ischl, 1720	Nr. 22 in Sulzbach bei Ischl
Martin Zeppezauer, Holzknecht, ledig	Ischl, 1748	Nr. 8 in Langwies bei Ebensee
Matthias Zeppezauer, Holzknecht, ledig	Ischl, 1757	Nr. 8 in Langwies bei Ebensee
Sebastian Zeppezauer, Holzknecht, ledig	Ischl, 1752	Nr. 8 in Langwies bei Ebensee
Thomas Zeppezauer, Holzknecht, mit Frau und 4 Kindern	Ischl, 1721	Nr. 8 in Langwies bei Ebensee

Name, Beruf, Stand	Geburtsort und -Jahr	Letzter Wohnort
Franz Hierler, Kottmeister und Holz knecht, mit Frau und 2 Kindern	Goisern, 1729	Nr. 1 in Gschwand bei Ischl
Josef Hierler, Holz knecht, mit Frau	Goisern, 1749	Nr. 8 in Reiterndorf bei Ischl
Franz Bopf, Wührer, ledig, mit seiner Mutter Magdalena	Ischl, 1755	Nr. 24 in Alhorn bei Ischl

Die Entstehung der Grenze zwischen Niederösterreich und Mähren

Von Hans Hirsch

Der Historiker, der die grenzbildenden Begebenheiten zu erfassen sich bemüht¹, sieht sich dem heutigen Verlauf der Grenze zwischen Niederösterreich und Mähren gegenüber vor eine ganz andere Aufgabe gestellt als die ist, die zu zeigen hat, wie aus den natürlichen Grenzwällen Böhmens künstliche lineare Grenzen geworden sind. Mähren hat von der Natur die Rolle eines Mittler- und Durchgangslandes zugewiesen erhalten². Von Norden aus gesehen gibt es bis zur Donau keine Oberflächengestalt und keine Naturbeschaffenheit des Landes, die so sehr als Bewegungshindernis und damit als grenzbildender Faktor erscheinen müßte, wie es die böhmischen Randgebirge tatsächlich geworden sind. Wenn man sagen darf, der Geograph widme mehr den morphologischen und Naturgrenzen, der Historiker mehr der Entwicklung vom Grenzsaum zur linearen Grenze seine Aufmerksamkeit, so gibt es kaum ein Beispiel, an dem diese Arbeitsteilung, die zur Erzielung eines beide Teile berührenden Endergebnisses führt, besser begründet werden könnte als durch den Hinweis auf jene naturgegebenen und historisch gewordenen Verhältnisse, aus denen die Entstehung der Thayaagrenze zwischen Niederösterreich und Mähren abgeleitet werden muß. Denn die morphologischen und Naturgrenzen wird man von Niederösterreich aus³ gesehen „an der Umgrenzung der Brünner Bucht und... östlich des Marsgebirges längs der March bis an die Höhen der Weißen Karpathen und des mährisch-marchischen Gesenkes“ anzunehmen haben. Die Tiefenfurche der Thaya aber bot, wie Sieger treffend sagt⁴, zwar einen idealen Grenzsaum, aber keine Grenzlinie dar und hat darum der Bildung der linearen Grenze nur sehr teilweise die Richtung gegeben. Die mährische Grenze hat eine Länge von

¹ Der Vortrag, den ich am 15. April 1934 in Znaim gehalten habe, gelangt stilistisch umgeformt und mit Berücksichtigung der Angaben des neuesten Schrifttums hier zum Abdruck. Veranlassung zur Beschäftigung mit diesem ältesten Kapitel niederösterreichisch-mährischer Grenzgeschichte bot eine treffliche Seminararbeit des Herrn Franz Ridel, die hoffentlich für die folgenden Jahrhunderte noch weiter wird ausgeführt werden können; vgl. seine Studie über den österreichisch-flomenisch-tschechischen Grenzraum, Volk und Reich, 2. Beiheft, 1934, S. 86 ff. Für wertvolle Ratschläge habe ich Herrn Landesarchivar Dr. Lechner herzlich zu danken.

² Siehe Hassinger, Die Tschechoslowakei, 1935, 47 ff.

³ Vgl. Becker, Jahrb. f. Landeskunde v. Niederösterreich N.F. 13/14 (1915), 17.

⁴ Ebenda 1 (1902) 175, 193.

194,6 km, von denen durch den Lauf der Thaya nur etwa 30 km gegeben sind. Natürliche und politische Grenzen stimmen also im Süden Mährens ganz besonders nicht überein. Es sind geschichtliche Ereignisse und historisch gewordene Verhältnisse, aus denen zwischen beiden Ländern eine Scheide sich ergeben sollte, die aber der nationalen und kulturellen Verbindung auch weiterhin kein wesentliches Hindernis geschaffen und in ihrer Art und in ihrem Verlauf mit dazu geführt hat, daß die Beziehungen zwischen Mähren und Niederösterreich und damit ganz besonders auch Wien im Laufe der Jahrhunderte besonders enge geworden und geblieben sind.

Eine Darstellung, wie es allmählich zu dieser Grenzbildung kam, darf die ältere Geschichte der Ostmark und Mährens außer Betracht lassen. Nur wenige Tatsachen sind daraus zum Verständnis des Folgenden anzuführen: Daß in Südmähren verschiedene Namen auf das Verbleiben germanischer Bevölkerungsreste nach dem Abzug der Markomannen und Quaden hindeuten⁵, daß die karolingische Ostmark das heutige Grenzgebiet zwischen Mähren und Niederösterreich nicht in sich schloß, dieses aber nach Einwanderung der Slawen von jenen in Besitz genommen und noch im 9. Jahrhundert von einer zumeist slawischen Bevölkerung bewohnt wurde. Das großmährische Reich des Swatopluk hat sicher den nordöstlichen Teil des heutigen Niederösterreich bis zur Donau umfaßt. Als es die Madjaren zu Beginn des 10. Jahrhunderts zerstörten, kann der Einfluß, den sie nun auch auf diese Gebiete erstrecken durften, nur ein geringer gewesen sein⁶. Die ottonische Ostmark aber, der nach der Besiegung der Madjaren in der Schlacht auf dem Lechfeld zufiel, das Donaudeutschtum nordwärts auszubreiten, hat sich dieser Aufgabe zunächst nur langsam und schrittweise entledigt. Es liegen Nachrichten vom Ausgang des 10. und dem Beginn des 11. Jahrhunderts vor, die uns die damaligen Grenzverhältnisse im Norden der Donau erstmalig mit einiger Sicherheit erfassen lehren. Aus der Zeit Herzog Heinrichs II. von Bayern, des Vaters Kaiser Heinrichs II., ist eine Bestimmung der Rechte und Freiheiten erhalten, die dem Bistum Passau hinsichtlich seiner Besitzungen in der Ostmark dem Markgrafen gegenüber zustanden; ihre Angaben sind voll verwertbar, seitdem der Beweis ihrer Echtheit geglückt ist⁷. Von den Passauer Besitzungen wird angegeben, sie reichten *ultra Danubium usque ad Marevinos terminos in latum et sursum in longum usque ad Mochinle et Trebinse* — also die Donau entlang hinauf nach Triebenensee, anderseits nach Mallebarn bei Stockerau. Es sind in dieser Angabe nur donaunahel Orte genannt und das „*usque ad Marevinos terminos*“ hat nur dann einen Sinn, wenn man annimmt, daß die mährische Grenze nicht

⁵ Vgl. darüber zuletzt Klebel, *Jahrb. d. Reichsverbandes f. d. kath. Auslanddeutschen* 1935, 108ff.

⁶ Siehe Bretholz, *Geschichte Mährens*, Bräun 1893, I, 151.

⁷ Druck: G. Friedrich, *Cod. dipl. et epist. regni Bohemiae* I, 41 Nr. 35. Zur Frage der Echtheit vgl. Zibermann, *Mitteilungen d. Inst.* 26, 383ff. Die Bestimmung Mochinle-Mallebarn wird nach freundlicher Mitteilung des Herrn Landesarchivars Lechner bestritten. Ein donaunaher Ort muß aber damit gemeint sein.

weit von den genannten Orten zu denken sei. Die ottonische Ostmark hat sich also nördlich der Donau zunächst kaum viel weiter als bis zum Bisamberg erstreckt. Es blieb auch nach dem Madjarensturm des Jahres 955 bei den Grenzen zwischen Baiuwaren und Mähren, wie sie zur Zeit des großmährischen Reiches in Geltung gestanden haben. Als 1012 ein irischer Pilger Coloman von der durch die Kriegsläufe beunruhigten Bevölkerung zu Tode gemartert wurde, schrieb Thietmar, dies sei „in Bawariorum confinio atque Morarensium“ vorgefallen⁸. Gerade im Hinblick auf diese Grenzverhältnisse gelangte Bretholz⁹ für die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts zu der Erkenntnis, daß Mähren „weder in politischem noch kirchlichem Zusammenhange“ mit Böhmen gestanden haben kann, sondern viel mehr als „ein Ungarn nahestehendes Gebiet angesehen wurde“.

Zu dieser Zeit hat sich Pilgrim von Passau offensichtlich bemüht, Passau den Rang einer Missions-Metropole zu verschaffen, der auch Ungarn und Mähren angehören sollten. Jedenfalls wird in den von Pilgrim hergestellten Fälschungen Mährens wiederholt im Zusammenhang mit dem Lande der Hunnen und Awaren und mit „inferior Pannonia atque Mesia“ gedacht¹⁰. Nun wirkte zur Zeit Swatopluk in seinem Bereich Erzbischof Method, der in Schreiben Johannes VIII. als „archiepiscopus ecclesie Marabensis“ bezeichnet wird¹¹ und dem Wiching als Bischof von Neutra unterstellt erscheint. Aber bald nachher sind die kirchlichen Verhältnisse Mährens im Zusammenhang mit dem politischen Umsturz, den das Auftreten der Madjaren bedeutete, in Verwirrung geraten. Andererseits bestand zur Zeit, da Pilgrim von Passau seine Forderungen anmeldete, bereits in Prag ein Bistum, an dessen Gründung Otto I. und Otto II. gearbeitet hatten und das nicht an die Metropole Salzburg, sondern an Mainz angeschlossen wurde. Es ist für die Richtung, in der sich die Verfassung der mährischen Kirche künftig entwickeln sollte, jedenfalls wichtig festzuhalten, daß der Bischof von Mähren zusammen mit den Vorstehern der Sprengel von Prag, Speyer und Worms schon 975 in einer Urkunde des Erzbischofs Willegis von Mainz als an der Entscheidung mitbeteiligt aufgeführt wird¹². Annähernd zu dem gleichen Zeitpunkt, zu dem Passau seine Ansprüche auf Mähren betrieb, setzte sich der heilige Adalbert von Prag aus für eine Vereinigung der beiden Bistümer ein. Wenigstens wird in der Urkunde, in der Heinrich IV. 1086 die Grenzen des Bistums Prag umschreibt, behauptet, der Sprengel habe „ab inicio“ Böhmen und Mähren umfaßt und sei als „unus et integer“ schon von Otto I. und Benedikt VI. auf Grund eines vom Adalbert

⁸ Thietmari Chron., hrg. von R. Holzmann 492 f. zu 1017.

⁹ Archiv f. österr. Gesch. 82, 175.

¹⁰ Siehe Bretholz, a. a. O., 154 und die dort angeführten Belege.

¹¹ Vgl. G. Friedrich, Cod. dipl. 1, 18 Nr. 24; bezeichnend ist, daß derselbe Methodius in einem fast gleichzeitigen Schreiben des Papstes (ebenda Nr. 13) als „Pannoniensis ecclesie archiepiscopus“ angedeutet wird.

¹² Siehe Mainzer UB., bearb. v. M. Stimming 1, 134 Nr. 219; es heißt „astipulantibus quoque assessoribus nostris venerabilibus episcopis Spirensi, Warmaciensi, Pragensi, Moraviensi“.

herrührenden Privilegs in diesem Umfang in Aussicht genommen gewesen¹³. Daß die Angliederung Mährens an Prag zunächst nicht gelang und wir von Zeit zu Zeit von Bischöfen hören, die in Mähren wirkten, hindert die Bedeutung nicht, die diese Nachrichten für die Feststellung haben, welche grenzbildenden Faktoren von allem Anfang an für die Trennung Mährens von der Ostmark und Ungarn und für eine Verbindung mit Böhmen in Frage kamen. Es ist das Zusammengehen weltlicher und kirchlicher Organisation in dem Sinne, in dem jüngst Lubin davon sprach¹⁴, von dessen Wirkungen es abhängig war, wie weit Mähren künftighin nach dem Süden, und wie weit die Ostmark künftighin nach dem Norden sich erstrecken sollte. Jedenfalls war in dem Augenblick, in dem in der Form einer Diözesangrenzenentscheidung Böhmen und Mähren ein erstesmal als kirchliche Einheit zusammengeschlossen erscheinen, eine Linie gegeben, die sich für Mähren und Österreich sehr bald zu einer Trennungslinie in politischer Hinsicht auswirken konnte.

Zunächst hat freilich das fortschreitende Wachstum der ottonischen Ostmark nach dem Norden und dem Osten eine Vorrückung der österreichischen Grenze von der Donau weg nordwärts gegen die Thaya zur Folge gehabt. In den Schenkungen Kaiser Heinrichs II. ist ein Fortschreiten der Besiedlung im Marchfeld und überhaupt im Weinviertel zu verfolgen. Zwar ist der Boden, der nun neu verteilt werden sollte, von altersher menschlicher Besiedlung zugänglich gewesen. Thaya, March und Donau flossen damals verzweigter als heute dahin und boten so ideale Grenzsäume dar; auf weite Strecken wird der Boden von Auengehölz bewachsen gewesen sein. 1002 gibt Heinrich II., um nur eine der Schenkungen zu erwähnen, deren Angaben gleichzeitig über die Bodenbeschaffenheit des Gebietes etwas besagen, dem gleichnamigen Markgrafen 20 Hufen zwischen Kamp und March zur Auswahl, „ubicumque desiderat sua optatio“¹⁵, ebenso überträgt Konrad II. 1025 dem Grafen Arnold (von Wels-Lambach) 50 Mansen zwischen Donau und March, „ubicumque . . . eos sumere velit“¹⁶. Es ist klar, in beiden Fällen kann es sich nur um herrenloses Land gehandelt haben, das nun besiedelt werden sollte. Unter wesentlicher Unterstützung der salischen Kaiser und zur nämlichen Zeit, zu der auch ostwärts Ungarn gegenüber die Grenzziehung Leitha—March durchgeführt wurde, kam es zur Durchdringung des Marchfeldes mit Siedlern und zur Hinausschiebung der Grenze gegen Norden bis an die Thaya. Im Kampfe mit den Madjaren¹⁷

¹³ Vgl. Stumpf, Reg. 2882, Druck: G. Friedrich, a. a. O. I, 92 Nr. 86, dazu die Nachrichten und den Text des Diploms bei Cosmas (Hrsg. v. Bretholz) 134ff.

¹⁴ Hist. Vierteljahrsschrift 28, 265.

¹⁵ Dñ. II 22.

¹⁶ Dñ. II 33, genannt wird Pframa bei Groß Enzersdorf. Ausdrücklich wird von den Hufen gesagt „qui ad nostrum regale ius pertinebant“.

¹⁷ Vgl. zu den folgenden Nachrichten die Darstellung von M. Bancsa, Gotha 1905, Gesch. Nieder- und Oberösterreichs I, 235ff. und Lechner, Das Waldviertel, Hrsg. von E. Stepan 1937/7 I, 61. In den für das neu erworbenene Gebiet vorliegenden Grenzangaben kommt der Ortsname Strachtin vor (vgl. Dñ. III 277 von 1051), der allgemein, auch von Klebel (Mitteil. d. Inst. 41, 121), auf Tracht bei Nikolsburg in Mähren gedeutet wird.

mußte Kaiser Konrad II. freilich zeitweilig das Gebiet zwischen Fischa und Leitha verlorengelassen. 1043 wird aber aus diesem von Alba wieder abgetretenen Land eine Mark mit einem eigenen Markgrafen eingerichtet, die bald nachher an die Babenberger fiel. Weitere Nachrichten aus der Zeit Heinrichs III. runden das Bild ab, das von einer gleichmäßig fortschreitenden Kolonisation des Weinviertels aus den Quellen heraus dargeboten werden kann. 1045 überträgt der Kaiser an den Markgrafen Siegfried 150 Mansen zwischen Fischa, Leitha und March¹⁸, ferner 130 Mansen und 35 Hofstätten zwischen Donau und March und in der Nähe von Stillsried, außerdem 100 zwischen Sulzbach, March und Thaya und ebenso weitere 100 zwischen March und Ungarstraße¹⁹. Um die nämliche Zeit baut auch Passau seinen Besitz in dieser Richtung aus²⁰. Ungefähr seit 1050 ist eine passauische Eigenkirche in Horn nachweisbar, die zum Mittelpunkt des ganzen Horner Beckens werden sollte. St. Nikolaus erhält den Zehent von Neukirchen, Röhrenbach, Mold, Strögen, Riedenburg und Hohenwart. 1067 gewinnt das Hochstift nebst Disinsfurt 50 Hufen um Baumgarten, Stöpfenreuth und Maagneusiedel. 1055 ist schon von Königshufen zwischen dem Mailberger Wald, der Wasserscheide zwischen Donau und Thaya, und dem Pulkafuß die Rede, deren Lage bezeichnenderweise durch die Angabe „in marchia Boemia in comitatu Adelberonis“ bestimmt wird. Diese Quellenaussagen, die leicht noch durch andere ähnliche ergänzt werden könnten, genügen, um darzutun, daß um die Mitte des 11. Jahrhunderts oder in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts das Viertel unter Manhartsberg schon besiedelt und die Thayagrenze so ziemlich erreicht war. Wie sehr die kolonisatorische Bewegung in jenen Jahren die Richtung gegen Norden nahm, beweist die Schenkung von Herren-Baumgarten unweit Feldsberg²¹ an das Hochstift Passau (1056) „cum omni utilitate, quae contra Boemes quoquo modo haberi vel conquiri potest“. Ja, Lechner ist sogar geneigt, die „marchia Boemia“ als eine Mark gegen Böhmen vom Buchbergzug und dem Mailberger Wald bis über die Thaya hinaus und nach Mähren hinein reichend und den Grafen Adelbero, auf den ein Adalprehtisdorf einer Urkunde von 1108 hinweist, dem Geschlecht der Grafen von Ebersberg entstammend zu nehmen. Auf diesen scharfsinnigen Forschungen weiterbauend, hat H. v. Mitscha-Märheim aus Flurnamen den Nachweis zu erbringen versucht, daß sich in diesen „deutliche Spuren der alten Abgrenzungen“ erhalten haben, die es

¹⁸ DH. III 133 (ubicumque inibi nos sibi praecipiamus mensurare).

¹⁹ DH. III 141 (ubicumque . . . per nostrum nuncium inibi demonstrantur); zur topographischen Bestimmung vgl. Bednar, Jahrb. f. Landeskde. von Niederösterreich NF 22 (1929), 402ff. und im allgemeinen Bancsa, a. a. O., I, 243ff.

²⁰ Vgl. zu den folgenden Angaben Bancsa, a. a. O., I, 258 und R. Lechner, Jahrb. des Vereins f. Landeskde. von Niederösterreich NF 19 (1924), 44, wo auch ein Hinweis auf die Unetheit der Urkunden gegeben ist, deren Angaben aber für die Darstellung der Siedlungsverhältnisse verwertbar erscheinen.

²¹ DDH. III 331. und 376. Vgl. zur folgenden Darstellung Lechner, Jahrb. f. Landeskunde v. Niederösterreich NF 26 (1936), 113ff.; Mitscha-Märheim, Monatsblatt der her.-gen. Ges. Adler 12 (1937), 238, und Mitt. d. geogr. Ges. 80 (1937), 233ff. Die Urkunde von 1108 ist bei Reiblinger, Gesch. v. Melf 2, 2, 573 gedruckt.

ermöglichen, das Gemärke zwischen Ost- und Böhmischer Mark mit einiger Wahrscheinlichkeit festzulegen.

Es war aber auch die große Aufgabe Kaiser Heinrichs II. geworden, im Interesse des Reiches allen Neugestaltungen gegenüber Stellung zu nehmen, die aus Ottos III. Politik nach seinem vorzeitigen Abgang als unfertige Ergebnisse vorlagen. In wechselvollen Kämpfen²², die der deutsche Herrscher zu bestehen hatte, ging es darum, das slawische Großreich, das Boleslav Chrobry aufgerichtet hatte und dem einige Zeit auch Böhmen und Mähren angehörten, in Schach zu halten. Daß sich an diesen Heerzügen auch der Markgraf Heinrich der Ostmark beteiligte und die Polen und Mährer mit Erfolg bekriegte, zeigt die Offensivrichtung der Polen auch gegen Süden und beweist, daß Heinrich II. und der habenbergische Markgraf gemeinsame Interessen den westslawischen Reichen gegenüber zu schützen hatten. Gleichzeitig bereitet sich auch in Böhmen eine Wandlung vor, die schließlich für das Schicksal Mährens entscheidend werden sollte. Der Aufstieg der Přemysliden, dem in Böhmen nach dem Untergang des Hauses Clavnik nichts mehr im Wege stand²³, vollzog sich Hand in Hand mit einer politischen Einigung des tschechischen Volkes, deren erstes Kennzeichen die Losreißung Mährens aus dem Gefüge des großpolnischen Reiches war, die Herzog Břetislav an der Seite Kaiser Konrads II. gelang. Damit hatten die Přemysliden jene Stellung erlangt, die es ihnen bei günstigen Verhältnissen möglich machte, einem allzuweiten Vordringen der Markgrafen der Ostmark nach dem Norden ein Ziel zu setzen.

Jedenfalls fanden sich bereits 1041 Kaiser Heinrich III. und Markgraf Adalbert mit seinem Sohne Luitpold in der Bekämpfung der großtschechischen Pläne Herzog Břetislavs zusammen. Was vorher Boleslav Chrobry für Polen erstrebt hatte — ein westslawisches Großreich — sollte jetzt für Böhmen als Hauptland Wirklichkeit werden. Damals ist die Entscheidung darüber gefallen, wohin das nördliche Niederösterreich künftig gehören sollte. Als Břetislav 1041 zu Regensburg seinen Frieden mit Heinrich III. machte, mag die Thaya als Grenze zwischen Mähren und der Ostmark eine Rolle gespielt haben²⁴. Die großen Schenkungen, die der salische Herrscher, wie vorhin schon erwähnt wurde, an den Markgrafen nach diesem Jahre gerade im Viertel unter Manhartsberg gemacht hat, beweisen, daß dort die Besiedlung nun im besten Gang war und dieses Gebiet als endgültig der Ostmark zugehörig angesehen wurde. Zur Sicherung der Ostgrenze des Deutschen Reiches war sie von Otto I. neu begründet worden, sie hatte sich nun Böhmen und 1043 auch Ungarn gegenüber in dieser Eigenschaft voll bewährt.

Der Friede, den Heinrich III. mit Herzog Břetislav abgeschlossen hatte, nahm diesem nicht alles weg, was er im Kampfe gegen das Reich Boleslav Chrobrys sich errungen hatte; um so leichter mußte ihm der Verzicht auf ein weiteres Vordringen

²² Siehe die Darstellung bei Bretholz, a. a. O., 161 ff.

²³ Vgl. O. Brunner, Das Waldviertel, hrsg. v. E. Stepan, 1937/7, 2, 384 ff.

²⁴ Vgl. Bancsa, a. a. O., 1, 238.

im Süden fallen. Das Entgegenkommen, das Heinrich III. durch diese maßvolle Haltung bewies, ist leicht zu deuten. Das Přemyslidenreich sollte in Abhängigkeit vom Deutschen Reich dessen Ostgrenze an dem ihm durch die natürliche Lage zukommenden Abschnitt sichern, wie die Ostmark im Süden an der Donau. Tatsächlich ist von diesem Zeitpunkt an Böhmen mit den Ländern, die später zur böhmischen Krone gehört haben, in das Reich förmlich hineingewachsen²⁵, bis schließlich unter den Luxemburgern der deutsche König, der römische Kaiser und der König von Böhmen ein und dieselbe Person werden sollten. Für die Entwicklung in der Folgezeit mußte wichtig werden, daß in keinem der beschriebenen Grenzabschnitte eine Veränderung in der politischen Führung eintrat, die den deutschen Herrscher ganz naturgemäß zu Gegenmaßnahmen nötigen mußte.

Die Ausdehnung der Ostmark bis zur March und zur Leitha war den Babenbergern mit weitgehender Unterstützung der salischen Kaiser gelungen. Die für beide Teile günstigen politischen Verhältnisse sollten zunächst auch nach dem Tode Heinrichs III. andauern. Noch 1075 hat der Markgraf Ernst in der Schlacht an der Anstrut auf der Seite Heinrichs IV. für das Reich und seinen Herrscher sein Leben geopfert. Unter seinem Sohn und Nachfolger Leopold II. trat aber eine Änderung ein²⁶. Die starke Stellung, die Bischof Altmann von Passau, eine der Stützen Gregors VII. in Süddeutschland und dessen Legat, gerade in der Ostmark innehatte, seine Erfolge vor allem auf kirchenpolitischem Gebiet mögen dazu beigetragen haben und ebenso die Haltung und die Interessen jener Adelsklasse, die damals die Reichsverfassung recht eigentlich in Händen hielt und die Gelegenheit zur Mehrung ihres Einflusses und ihrer Rechte, die der Investiturstreit zu bieten schien, gerne benutzte. Auf den Rat der „*primores sui regiminis*“ habe sich Leopold, so berichtet die in Göttingen entstandene Lebensbeschreibung Bischof Altmanns²⁷, auf einem Plazitum zu Tulln entschlossen, den Abfall von Heinrich IV. zu vollziehen. Damit war die Systematik der Grenzsicherung, wie sie Heinrich III. seit 1041 und 1043 festgelegt hatte, gestört. Es ist daher sehr verständlich, daß die Schilderung jener Ereignisse, die eine Folge dieser Neueinstellung Leopolds II. sind, die Quellen nötigen, über die Grenzverhältnisse zwischen Mähren und der Ostmark zu berichten. „Ich glaube nicht übergehen zu sollen, daß Herzog Wratislav und seine Brüder Konrad und Otto gegen den Markgrafen der Ostmark Leopold Krieg anfangen. Aber zuerst ist zu erforschen, warum solche Feindseligkeiten zwischen Leopold und Konrad, dem Diarchen von Mähren, entstanden. Denn vorher waren sie miteinander befreundet. Da aber die Grenzen beider Länder nicht durch Wald und Berge und auch durch keine anderen Hindernisse gezogen sind, sondern ein Bächlein (*rivulus*) namens Thaya, das durch ebengelegene Ortschaften fließt, sie kaum trennt, haben immer zur Nachtzeit schlechte Menschen auf beiden Seiten Diebstähle begangen,

²⁵ Vgl. H. Hirsch, *Jahrb. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen* 1 (1926), 30; Aubin, a. a. O., 249.

²⁶ Vgl. Bancsa, a. a. O., 1, 273 ff.; Brunner, a. a. O., 388 f.

²⁷ *Mon. Germ. SS.* 12, 236.

Vieh weggetrieben, Häuser verwüstet und bei beiden Völkern Beute gemacht. Und wie oft ein kleiner Funke einen mächtigen Brand erregt, so sind die beiden vorerwähnten Herren, weil sie den gefährlichen Zunder nicht unterdrücken konnten, aus geringfügigen Ursachen zu großer Schädigung der Ihrigen gekommen. Denn da Konrad öfters an den Markgrafen zur Eindämmung dieser Plünderungen herangetreten war, dieser aber mit hochmütiger Haltung seine Mahnungen zurückwies, wandte er sich mit Bitten an seinen Bruder Bratislav, den Herzog von Böhmen, und warb um Hilfe gegen den Übermut der Deutschen.“

In dieser Darstellung, die Cosmas²⁸ von dem Krieg zwischen dem Markgrafen der Ostmark und Bratislav von Böhmen liefert, erscheint der Anstoß hierzu in Grenzzwischenfällen gegeben. Möglich, daß sie tatsächlich der Ausgangspunkt für die Fehde geworden sind, in deren Verlauf Leopold II. bei Mailberg eine Niederlage erlitt. Aus anderen Quellen geht hervor²⁹, daß in diesem Heerzuge der Gegenschlag Heinrichs IV. zu erkennen ist, der den ihm getreuen Böhmenfürsten zu seinem Rächer aufgerufen und mit Österreich belehnt hatte. Die Unsicherheit der Lage, die sich aus dem Entschluß Leopolds II. für Heinrich IV. ergab und durch die ähnliche Haltung des ungarischen Königs noch vermehrt wurde, ließ dem deutschen Herrscher keine andere Wahl. Hatten die großsorbischen Bestrebungen des Herzogs Břetislav den Widerstand Heinrichs III. hervorgerufen, so sah sich sein Sohn und Nachfolger, um in stürmischer Zeit wenigstens den einen östlichen Grenzabschnitt halten zu können, zu weitgehenden Zuvendungen an Herzog Bratislav genötigt. Heinrich IV. hat es dem Böhmenherrscher, der ihm schon vorher ein hingebender Freund gewesen war, offenbar niemals vergessen, daß sich dieser 1077 nach Canossa in Nürnberg bei ihm einfand³⁰. Hatte der König die Mark Meißen schon 1075 nach dem Erfolg bei Homburg an Bratislav übertragen, so kam nun 1081 nach dem Abfall Leopolds II. auch die Ostmark hinzu. Nach dem Siege bei Mailberg aber ward der Herzog mit Zustimmung der weltlichen und geistlichen Fürsten auf einer Synode zu Mainz (1085) zum König von Böhmen und Polen erhoben und auf Geheiß des Kaisers am 15. Juni des folgenden Jahres vom Erzbischof Egilbert von Trier in Prag feierlich gekrönt. Einige Monate vorher hatte Heinrich IV. dem Bischof Gebhard von Prag, der ein Bruder Bratislavs war, ein Diplom verliehen, in dem die Grenzen des „episcopatus Pragensis“, der als „per totum Boemie ac Moravie ducatum unus et integer“ bezeichnet wird, näher bestimmt werden. Böhmen und Mähren erscheinen hier in bezug auf ihre kirchliche Verfassung zu einer Einheit zusammengeschlossen.

Die Frage muß untersucht werden, inwieweit die südlichen Grenzen des Prager Sprengels auch als solche zu gelten haben, die Mähren und die Ostmark voneinander scheiden und inwieweit die Aufklärungen von Wert sind, die der Bericht ent-

²⁸ Siehe die Ausgabe von Bretholz 131.

²⁹ Vgl. Bansa, a. a. O., 1, 275ff.; Meyer von Knonau, Jahrbücher 3, 422.

³⁰ Vgl. Meyer v. Knonau, a. a. O., 3, 42; 4, 49, 163.

hält, den Cosmas fast zum nämlichen Jahre geliefert hat. Man wird für diese Frühzeit des Mittelalters nicht so bald wieder in den Stand gesetzt sein, eine Grenzziehung ihrer Bedeutung und ihren Angaben nach an dem zu messen, was ein gleichzeitiger Chronist darüber sagt. Was Cosmas dazu äußert, zeigt, daß er der Ostmark gegenüber jene Wald- und Südgrenze vermißt, die Böhmen zu jener Zeit von seinen Nachbarn schied und eine nicht zu unterschätzende Voraussetzung für die Sicherheit des Landes darstellt. Eben weil die Grenzen Südmährens den Erfordernissen von damals nicht entsprachen, leitet Cosmas davon Grenzzwischenfälle und aus diesen wiederum den Krieg zwischen Wratislav und Leopold II. ab. Die Bemerkung, die Thaya hätte als „rivulus“ der Bestimmung, beide Länder zu trennen, nicht genügen können, kann nur auf den Oberlauf bezogen werden. Denn daß sie im Unterlauf etwa von Znaim an bei der Versumpfung der Ufer, den zahlreichen Verästelungen des Wasserlaufes und dem Auengehölz, von dem die dadurch entstehenden Landabschnitte bedeckt waren, auch heute noch eine sehr brauchbare Grenzzone abgibt, kann jeder feststellen, der einmal von einem geeigneten Standpunkt etwa von Nikolsburg aus das Mündungsgebiet der Thaya betrachtet. In der Urkunde Heinrichs IV. wird als südliche Begrenzung angeführt: „Deinde in ea parte que meridiem respicit addita regione Moravia atque ad fluvium cui nomen est Wag et ad mediam³¹ silvam cui nomen est Möre et eiusdem montis eadem parrochia tendit, qua Bawaria limitatur.“ Der Hinweis auf Möre = Mailberg legt den Schluß nahe, daß es sich 1086 darum gehandelt hat, einen bewaldeten Höhenzug im Süden zu nennen, der durch die Ereignisse des Jahres 1082 als allgemein bekannt vorausgesetzt werden durfte³². Eindeutig ist aus dieser Angabe aber dann abzuleiten, daß die südliche Grenze Mährens im Laufe des 11. Jahrhunderts vom Land im Norden der Donau bis an die Thaya vorgeschoben worden ist.

Dieser Auffassung scheinen nun freilich andere Angaben der Prager Grenzumschreibung und die Deutungen, die diese gefunden haben, im Wege zu stehen. Ist die Urkunde Heinrichs IV. in allen ihren Teilen echt³³, dann hätte die Prager Diözese nach seinem Willen nicht nur Böhmen, Mähren und Schlesien links der Oder, sondern auch Krakowien, Teile von Rotrußland und das Land an der Wag, also ein mehr östliches Missionsgebiet umfassen sollen³⁴. Es sind deshalb wiederholt nicht nur gegen die Urkunde selbst, sondern auch gegen die Richtigkeit der Grenz-

³¹ Eine Münchener Abschrift der Urkunde bietet die Lesung *medias silvas* dar. Daran knüpft B. Hrubý, *Casopis matice moravské* 50 (1926) 85 ff. eine Betrachtung, der zufolge mit Berücksichtigung dieser Lesart (vgl. auch Čas. mus. král. čes. 96 (1922) 74 ff. „mitten durch den Wald bei Mailberg und mitten durch den Wald im Böhmerwald“ zu übersetzen wäre (freundlicher Hinweis von J. Pfigner).

³² Ähnlich urteilt Stasiński, *Untersuchungen über drei Quellen zur ältesten Geschichte und Kirchengeschichte Polens*, 169, der daraus auch den Schluß ableitet „daß die Grenzbeschreibung nicht auf den hl. Adalbert zurückgehen kann“.

³³ Vgl. darüber zuletzt N. Holkmann, *Arch. f. Urkundenforschung* 6, 177 ff.; Naegle, *Kirchengeschichte Böhmens* 1, 2, 464 ff.

³⁴ So die Angaben bei Holkmann. a. a. O., 193.

angaben Bedenken geäußert worden. Die Verteidiger der Echtheit berufen sich darauf, daß es sich bei den topographischen Festlegungen dem klaren Wortlaut nach darum gehandelt habe, den Umfang des Prager Sprengels mit Einschluß von Mähren in dem Ausmaß zu umschreiben, wie dies von Otto I. und Benedikt VI. beabsichtigt gewesen sei, und daß Cosmas zur Vorgeschichte des Diploms berichtet, Bischof Gebhard von Prag habe ein „privilegium . . . olim a sancto Adalberto episcopo suo antecessore“ vorgewiesen, das damals Papst und Kaiser bestätigt hätten und dessen Angaben in der Urkunde Heinrichs IV. übernommen worden seien³⁵. Eine solche Anschauung verliert aber den Angaben gegenüber, die das Privileg Heinrichs IV. über den Verlauf der Grenze im Süden macht, jede Berechtigung³⁶. Entweder es lag wirklich eine Urkunde Bischof Adalberts vor³⁷ — und dann wurden die Angaben über den Grenzverlauf, wo sie den Verhältnissen am Ausgang des 11. Jahrhunderts nicht mehr entsprachen, willkürlich geändert, — oder die Urkunde Adalberts ist eine Fälschung, deren Inhalt den Ansprüchen angepaßt war, die Wratislav als König von Böhmen und Polen zu stellen sich berechtigt fühlen mochte. Es fällt auf, daß gegenüber der sehr genauen Grenzbeschreibung im Westen und im Norden die Angaben im Osten, wie ein neuerer Beurteiler mit Recht findet, „etwas in Unordnung geraten“ sind³⁸. Von einer geschlossenen Linie kann da überhaupt nicht die Rede sein, wie dies die Nennung der Flüsse Bug und Styr beweist, von denen jener zur Weichsel, dieser zum Pripet fließt. Offenbar hat es sich darum gehandelt, durch den Hinweis auf die genannten Flüsse und das Land an der Wag das Gebiet im allgemeinen zu bezeichnen, über das sich der Einfluß der Prager Kirche im Zusammenhang mit der Anerkennung der königlichen Rechte Wratislavs auf Polen allmählich hätte erstrecken sollen. Daß dadurch die Rechte der bereits bestehenden Bistümer Krakau, Breslau, Gran und Posen geschmälert worden wären, scheint zu beweisen, daß wir es mit Festsetzungen zu tun haben, die ebenso nicht zu verwirklichen waren wie die Vereinigung von Böhmen und Mähren in kirchlicher

³⁵ Vgl. bes. Cosmas, hrsg. v. Bretholz, 135.

³⁶ Auch Chaloupecky, Česk. Časopis hist. 32 (1926), 335ff. ist der Meinung, die ähnlich früher auch schon Pekař geäußert hatte, daß die Grenzziehung der Heinrich-Urkunde den Verhältnissen am Ausgang des 11. Jahrhunderts und nicht denen des 10. Jahrhunderts entspricht. Wenn 1086 das Land an der Pulka zu Mähren kam, wie aus der Grenzangabe dieses Jahres gegenüber der von 1082 geschlossen werden kann (vgl. Mitscha-Märheim, Monatsbl. Adler 12, 1937, 239), muß es später wieder auf irgendeine Art an Österreich zurückgegeben worden sein. Cosmas, dem die Ereignisse des Jahres nach 1082 zur Zeit der Abfassung seines Berichtes darüber bereits bekannt waren, spricht jedenfalls nur von der Thayaagrenze. Ob er selbst, wie Chaloupecky a. a. O. meint, an der Abfassung des Diploms von 1086 beteiligt war und eine Vorrückung der Grenze von der Thaya bis Mailberg herbeiführen geholfen hat, wird wohl nie sicher entschieden werden können.

³⁷ Vgl. darüber Naegle, a. a. O., 1, 2, 493ff., und über das Alter der topographischen Angaben des Diploms Heinrichs IV. neuerdings Z. Wojeiechowski, Mieszko I i powstanie Państwa Polskiego, Thorn 1936, 48ff., der betreffs des Nord- und Ostabschnittes der nämlichen Meinung ist wie Holkmann und demgemäß die Begrenzung der Prager Ansprüche gegenüber Schlesien, Krakowien und Ungarn auf den Ausgang des 10. Jhs. bezieht.

³⁸ R. Holkmann, a. a. O., 183.

Hinsicht³⁹ und das polnische Königtum der Přemysliden. Solche Maßnahmen sind aus der Kampfzeit der achtziger Jahre des Investiturstreits verständlich im Hinblick auf die zweifelhafte Haltung des Markgrafen der Ostmark und des Königs von Ungarn und sind gleichzeitig ein Gegenstoß gegen den Polenherzog Boleslav, der eigenmächtig die Königswürde angenommen und Anschluß an die Gegner Heinrichs IV. gefunden hatte⁴⁰.

Bei der Thayaagrenze ist es hinfort geblieben, wie groß auch die Erfolge der Siedler noch später gewesen sind, denen zufolge das Gebiet der Pollauer Berge sicher zeitweilig zu Österreich gehört hat. Wieder wie bei Böhmen muß festgestellt werden, daß die politische Grenze mit der des Volkstums nicht zusammenfällt und daß die Trennung beider Gebiete unter Mitwirkung der Reichsgewalt und im Zuge großer Begebenheiten der politischen Geschichte zustande kam und zwar Mähren gegenüber entsprechend der hier früher als im Walddviertel einsetzenden Besiedlung des Weinviertels etwa hundert Jahre vor der Grenzziehung⁴¹, die Kaiser Friedrich I. zwischen Böhmen und Niederösterreich durchführen ließ. Mag das Privileg Heinrichs IV. auch zunächst nur kirchlichen Interessen gedient haben, die allerdings damals mit den weltlichen der Přemysliden zusammenfielen, so war doch, wie es sich im Westen und im Norden gegenüber den Diözesen Regensburg, Zeitz, Meißen und Posen um Landesgrenzen gehandelt hat⁴², nun auch im Süden gegenüber Passau ein Trennungsstrich gezogen, der bei der selbst in dieser Zeit oft erstaunlichen Wirksamkeit und Dauerhaftigkeit kirchlicher Ansprüche schließlich zum Ergebnis haben sollte, daß an der Thaya auch Mähren und Österreich sich voneinander schieden. Was nun noch zu leisten war, die Entwicklung vom Grenzsaum zur Grenzlinie ist später hinzugekommen. Die Angaben des Landbuches⁴³ zeigen jedenfalls, daß die Thayaagrenze, die im Zeichen der Kolonisation entstanden war und deren Früchte ein erstes Mal der Ostmark sicherte, sich schließlich auch im politischen Sinne durchgesetzt hat und von einer Trennung im kirchlichen Sinne zu einer politischen fortgediehen ist. Daß die späteren Erfolge, mit denen das Deutschtum von Österreich aus in Mähren vorwärtsschritt, eine entsprechende Verschiebung der Grenze nicht mehr herbeiführten, kann damit erklärt werden, daß Mähren, das seit dem Ausgang des 11. Jahrhunderts immer fester mit Böhmen zusammenwuchs, unter dem Einfluß der Luxemburger Politik zunächst mehr und mehr und schließlich endgültig in niederfächsischen Zusammenhänge gerückt und damit nach dem Norden⁴⁴ orientiert wurde.

³⁹ Dafür tritt vor allen R. Holzmann, a. a. O., 190 f. ein.

⁴⁰ Siehe Meyer von Knonau, a. a. O., 2, 745 f.; 3, 134 f., 207.

⁴¹ Vgl. H. Hirsch, Das Walddviertel, hrsg. v. G. Stepan 7, 119.

⁴² Siehe Holzmann, a. a. O., 183.

⁴³ Mon. Germ., Deutsche Chroniken 3, 2, 714 ff.

⁴⁴ Klebel a. a. O., 108.

Der Burgentypus in der Steiermark

Weg und Ziel neuzeitlicher Burgenforschung

Von Werner Knapp

Mit einer Karte

In seinem Werk „Die Burg im Wandel der Weltgeschichte“ zeigt Schuchhardt große völkisch-rassische Linien auf, nach denen sich der gesamte wissenschaftlich erfassbare Burgenbau der Vorzeit vollzogen hat. Auch dem mittelalterlich-deutschen Burgenwesen, beginnend in frühgeschichtlicher Zeit, ist ein Teil der weitsehenden Arbeit gewidmet. Besonders wertvoll erscheint der kurze Rückblick „Burg und Stadt“; hier wird nochmals die Gesamtentwicklung in gedrängter Form gefaßt und auf die in der vorhergehenden Burgenforschung außer acht gelassenen Zusammenhänge zwischen Burg und Siedlung aufmerksam gemacht. Es ist hier vor allem die Bindung zwischen Burg und Stadt, auf welche nach kurzem Hinweis auf den mit der Entstehung der Grafenburg beginnenden Schuß von Ackerbaugebieten eingegangen wird. Die Bildung der Burgstädte am Fuße der älteren Höhenburg und die Entwicklung der Städte um die an Flußübergängen gelegenen Königshöfe sind anschaulich geschildert. Aufbauend auf Schuchhardt hat Weinelt eine Darstellung der Burgen des Freiwaldauer Bezirks und des Schönhengstgebiets herausgegeben. Bewußt stellt er die Burgenkunde in den Dienst der Erforschung der ostdeutschen Siedlungsgeschichte des Mittelalters. Fußend auf der Schuchhardtschen Trennung der mittelalterlichen Burgen in solche, die aus dem fränkischen und andere, die aus sächsischem Kulturboden erwachsen sind, gelangt er zu einer interessanten Theorie über die Herkunft der deutschen Kolonisten seines Forschungsgebiets.

Die hier gegebene Abhandlung geht in der gezeichneten Blickrichtung einen Schritt weiter. Es soll der Versuch unternommen werden, Bauformenforschung und Siedlungsgeographie gemeinsam auf das mittelalterliche Burgenwesen eines bestimmten politischen Raums zu konzentrieren.

Für Steiermark bietet der kleine Band von M. Sidaritsch „Geographie des bäuerlichen Siedlungswesens im ehemaligen Herzogtum Steiermark“¹ eine treffliche siedlungsgeographische Grundlage. Die Kartenbeilagen Sidaritschs geben einen klaren Überblick über die Verteilung der Siedlungs- und Flurtypen. Der Verfasser stellt 3 durch die Siedlungsform und Lage gekennzeichnete Kolonisationschichten heraus:

¹ Graz 1935. 83 S. mit 2 Ktn.

eine erste mit Einzelhof und Weiler und entsprechender Flurteilung, deren Entstehung er mit guter Begründung im 7.—9. Jahrhundert ansetzt. Seine zweite Schicht ist der Mehrseithofstreifen der Oststeiermark mit Plandörfern, Weilern und Kleinsiedlungen und vorherrschender Gewannflur; die zugehörige Siedlungszeit das 9. bis 11. Jahrhundert. Im 11. und 12. folgt dann als dritte Schicht der endgültige Ausbau regelmäßiger Gewanndörfer mit Schmalhöfen in den Flussebenen. Sidaritsch schreibt dazu: „Daß die großen Ebenen so spät planmäßig besiedelt wurden, läßt sich einerseits aus der Vorliebe der ersten Landbewohner für die Höhen, andererseits aus der Tatsache erklären, daß die spärlichen früheren Siedlungen in den offenen Ebenen besonders oft zerstört wurden.“ Dieser Siedlungsschichtenfolge schließe ich eine kurze historische Übersicht an:

Während der Völkerwanderung, nachdem die römische Herrschaft im 5. Jahrhundert endgültig zerbrochen war, wurde die Steiermark Durchzugsgebiet verschiedener germanischer Stämme; von ihnen verweilten wohl höchstens die Langobarden lange genug im Land, um Spuren einer Kultur hinterlassen zu können. Ihre Herrschaft währte bis in das 6. Jahrhundert, worauf abermals Wirren folgten und die Alpen-slaven unter avarischer Oberhoheit ihren Einzug hielten. Es folgten nun Kriege zwischen Slaven, Baiern und Avaren um die Vorherrschaft, welche mit dem Siege der Baiern und schließlich der fränkischen Oberherrschaft im 8. Jahrhundert endeten. Nach neuerlichen Kämpfen eröffnete Karl der Große 788 den Reichskrieg gegen die Avaren, der ihre völlige Unterwerfung zur Folge hatte. Innere Unruhen wurden im 9. Jahrhundert durch die Ungarneinfälle abgelöst, die sich bis Mitte des 10. periodisch wiederholten. Erst nach der Schlacht auf dem Lechfelde 955, der endgültigen Niederlage der Ungarn, war es möglich ein geordnetes Kolonisationswerk zu organisieren. 970 tauchen bereits neue Amtsbezirke von Grafen und Markgrafen an der Donau östlich der Enns, an der mittleren Mur, Drau und Save und jenseits der letzteren auf. Im 11. Jahrhundert folgen neuerliche Ungarnkriege mit wechselndem Erfolg. 1042—1053 war die bei Wildon südlich Graz verschollene Hengistburg in ungarischem Besitz und wurde beim Abzug zerstört. 1108 wurde ein 2. Reichskrieg gegen Ungarn nötig; in dieses Jahrhundert fallen auch die ersten Kreuzzüge, die dem steirischen Adel viel Blut gekostet und die Landesbesitzverhältnisse stark zugunsten der Kirche verschoben haben. Auch das 12. Jahrhundert brachte Ungarneinfälle, und es ist erstaunlich, daß die Kolonisation trotz des ständigen Kriegs vorwärts schreiten konnte. Schritt um Schritt bildete sich in dieser Zeit die Steiermark als selbständiges Territorium heraus. Im 8. Jahrhundert wurde das noch slawische Karantanien (ungefähr das heutige Kärnten und der westliche Teil der Mittelsteiermark) zu einer bairischen und 788 nach dem Sturz des Herzogs Tassilo zu einer fränkischen Mark. Nach dem Ungarnsieg 907 gingen Hügelland und Ebenen von Mittel- und Untersteiermark dem Reiche verloren, um erst im Lauf der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts wieder eingegliedert zu werden. Ein Graf Markwart, aus angesehenem bairischen Geschlecht erhielt

nun die Mark als Verwaltungsbezirk, der dann über die Eppensteiner und die Wels-Lambacher Mitte des 11. Jahrhunderts an die Traungauer überging. Auf Grund des 1186 abgeschlossenen Vertrags fiel die Steiermark 1192 an die Babenberger, nach deren Aussterben sie nach den Wirren des Interregnums 1282 an die Habsburger gelangte.

Wenden wir uns nach diesem kurzen geschichtlichen Überblick zur Siedlung selbst zurück. Soziologisch läßt sich diese in 2 wesentlich voneinander verschiedene Gruppen trennen: es steht die Einzelsiedlung der Sammelsiedlung gegenüber. In der Flurform heben sich beide nicht minder deutlich voneinander ab als in der Wohnsiedlungsform und wirtschaftlich-organisatorischen Struktur. Das Einzelhofland setzt sich aus einer Menge in sich selbständiger Glieder zusammen, während die Sammelsiedlung auf einem Aufbau von Einzelstellen beruht, deren Bestand nur im Rahmen des Ganzen möglich ist. Der Einzelhof, die Einöde, ist jeweils ein in sich geschlossenes von der Umwelt unabhängiges Wirtschaftsgebiet. Die Baugründe liegen rings um den Hof, von dem aus sie bestellt werden, dieser selbst verfügt über alle lebensnotwendigen Gebäude und Geräte und braucht um bestehen zu können keine fremde Hilfe. Anders die Sammelsiedlung, deren wesentliche Flurform die Gewannflur ist. Deutlich weist diese Flurteilung darauf hin, daß die Rodung gemeinschaftlich durchgeführt wurde. Die Markung ist in einzelne Gewanne unterteilt, die einzelne Hofstätte im Dorf besitzt in jedem davon ihren Anteil. Auf das Gemeindeland, die Allmende, bestehen gemeinschaftliche Rechte der Dorfsassen; sie ist Ausdruck der inneren Struktur der Siedlungsgenossenschaft, durch welche die Wohnsiedlung geformt erscheint. Im Dorf schließen sich die Häuser mehr oder weniger dicht zusammen, das geschlossene Wohngebiet ist in Hofstätten aufgeteilt, welchen zweifellos entscheidender Einfluß auf die Entwicklung der Hofform zugesprochen werden muß. Das Prinzip der Gleichberechtigung der Dorfgenossen hatte die Rechteform des Ackerlandes wie der Hofstätte zur Folge und ihr mußte sich auch die Hofform unterordnen. Hier stand nicht der weite, nur durch die landschaftliche Gegebenheit beschränkte, durch Hänge und Wasserläufe abgegrenzte Raum zur Verfügung, auf dem sich der Hausenhof der Einöde herausgebildet hat. Der Regelhof^{1a}, vor allem Streck- und Hakenhof ist für die Gemeinschaft die naheliegende Siedlungsform. Im Rahmen dieser Arbeit erscheint es zweckdienlich, von einer ins einzelne greifenden, differenzierten Unterteilung der Flur- und Siedlungsformen, wie sie bei der Siedlungsgeographie üblich ist, abzusehen und nur die beiden Hauptgruppen gegeneinander abzugrenzen, die Einzel- und die Sammelsiedlung.

Die Frage lautet jetzt: Wie liegen die Burgen innerhalb dieser Siedlungsgebiete? Lassen sich gegenseitige Beziehungen feststellen? Die beigegefügte Karte zeigt nun die überraschende Tatsache, daß ein wesentlicher Teil der Stellen mit der Grenze beider Gebiete zusammenfällt. Eine zweite ebenfalls zahlreiche Gruppe

^{1a} Diese Bezeichnung, welche sämtliche geometrisch regelmäßigen Hofstypen umschreibt, hat W. Plager in der Siedlungsforschung eingeführt.

liegt im Gebiet der Gemeinschaftssiedlung; die Innengebiete der Einzelhofsiedlung hingegen haben nahezu keine festen Punkte aufzuweisen. Die wenigen Abweichungen fallen für eine grundsätzliche Betrachtung kaum ins Gewicht und es ist wohl die Generalisierung der Karte dafür mitverantwortlich zu machen. Nach der allgemein gangbaren Vorstellung sind die meisten mittelalterlichen Burgen zwischen 11. und 13. Jahrhundert entstanden, wären also der 3. Schicht, auf jeden Fall der Gemeinschaftssiedlung zuzurechnen. Ohne Zweifel trifft dies für die zweite Gruppe der festen Punkte zu. Jedoch die Entscheidung der siedlungsgeographischen Zugehörigkeit der Grenzzonenburgen erfordert nähere Untersuchung. Die in der Karte erscheinende Grenze stellt einen Gürtel von verschiedener Breite dar: bald sind es steil ansteigende Waldhänge mit eingeschobenen Felsstürzen, welche zwischen den Siedlungsgebieten liegen, dann wieder ist die Grenze nur durch sanftere Gehänge von geringer Ausdehnung gekennzeichnet und beide Gebiete greifen ineinander. Dieser letztere Fall trifft vor allem in den Gegenden der Weilerflur zu, welche auch in ihrer Erscheinungsform wie in ihrer Lage ein Zwischenglied zwischen beiden Wesenseinheiten darstellt.

Die Geländeformen sind aus der Siedlungs- und Flurverteilung abzulesen. Die Hochgebirgsstöcke erscheinen, sofern sie nicht siedlungsleer sind, als geschlossene Zonen der Einödsflur. Das Hügelland der Mittel- und Südsteiermark zeigt stark zerrissene Inseln und lange Zungen der Einzelbesiedlung. Hier greift das Sammelsiedlungsgebiet buchtartig in das Einzelhofland längs der Talböden ein, wird jedoch meist nicht von Einöds-, sondern von der Weilerflur begleitet. Durch diese Überdeckung wird das Fehlen klargezeichneter Siedlungslandschaftsgrenzen bewirkt. Die Höhen der mesozoischen Kalkstöcke der Obersteiermark sind wie ihre steilen Flanken größtenteils siedlungsleer, zumal sie dem Großgrundbesitz gehören, dessen Waldgebiete auch in die kristallinen Zentralalpen (Niedere Tauern) übergreifen. Die aus kristallinen und paläozoischen Schichten bestehenden Rumpfflächen der Nordoststeiermark sind, soweit sie nicht der Wald überzieht, mit Einödsfluren bedeckt. Im großen ganzen bildet der Saum des gehobenen älteren Gebirgslandes gegen das niedrigere tertiäre und eiszeitliche Hügel- und Flachland die Grenze zwischen dem Einzelhofgebiet und den Sammelsiedlungen, jedoch die stark zergliederten, steilhangigen tertiären Riedel der Mittelfsteiermark und der windischen Bühel tragen ebenfalls Einzelsiedlungen, da sie für Sammelsiedlungen keinen Raum bieten. Als Sondererscheinung sind noch die vulkanischen Bildungen der Oststeiermark zu nennen, welche als gesonderte Bergkuppen klar aus dem Landschaftsbild hervortreten. Die kleinen Einödsinseln mit verstreuten Burgenstandorten bezeichnen in der Siedlungskarte vielfach ihre Lage. Die Höhenschicht zwischen 400 und 800 m umfaßt, von den Obdachern, Oberwölzern und Rantenern Gebieten abgesehen, welche höher liegen, den Grenzgürtel zwischen Einzel- und Sammelsiedlung und damit die Burgstellen der ersten Gruppe. So zeigen sich weitgehende Zusammenhänge zwischen Burglage und Siedlung, welche in der Höhe und Energie des Reliefs der Landschaft wurzeln.

Die Bautypenforschung erhält dem Schuchhardtschen Werke gegenüber in Steiermark eine Bereicherung, und es erscheint notwendig, etliche in der Burgenkunde neue Bezeichnungen einzuführen. Naheliegend und doch nie beschriftet war in dieser Richtung der Weg, auf alte in Urkunden festgelegte Benennungen zurückzugreifen. In den ältesten steirischen Urkunden tritt die Burg als „castrum“ in Erscheinung, da diese Dokumente bekanntlich in lateinischer Sprache abgefaßt sind. Diese Terminologie, die wohl richtig mit „Wohnwehrbau“ zu übersetzen wäre, scheidet als fremdsprachig aus, und ich halte mich an das deutsche Wort „Burg“, das in dieser Gruppe wiederholt als Suffix am Ortsnamen des Wehrbaus, manchmal auch als selbständige Bezeichnung auftritt. Verhältnismäßig früh, jedoch selten erscheint auch „turris“, das später als „Turn“ wiederkehrt und fachtechnisch in der Turmburg aufgegriffen ist. Immer häufiger zeigt sich nun in der Folgezeit die Bezeichnung „Haus“, die — wie sich erweisen wird — einen bestimmten Typus umschreibt. Während „Feste“ wohl die hochgotische Erweiterung der Verteidigungsbauten durch Zwinger und Mauerturm und die dadurch erreichte wehrtechnische Festigung des Gebäudes andeutet, bezeichnet „Gefloß“, wie das in dem verwendeten Wort nicht minder anschaulich zum Ausdruck kommt, die zum geschlossenen Gebäudekomplex angewachsene Wohnwehranlage ohne Rücksicht auf die Wurzel, aus welcher sie hervorgegangen ist.

Für den Wohnturm, der in meiner Typologie ebenfalls eine Rolle spielt, konnte ich bislang nur in südtiroler Urkunden in „casaturre“ eine fachtechnisch zutreffende Bezeichnung finden, und dies mag darin begründet sein, daß gerade in Steiermark dieses Gebäude als selbständiger Wehrbau nur selten zur Anwendung kam; so scheint hierfür in dieser Gegend kein eigener Ausdruck entwickelt worden zu sein. Seltener tritt die Bezeichnung „Sig“ oder „Gesäß“ auf; sie meint wohl meist wehrhafte Höfe und ist vor allem für das 15. Jahrhundert bezeichnend.

Den Versuch einer Begründung dieser Angaben stellen die beigegebenen Tabellen dar. Als Unterlage diente das für derartige Untersuchungen hervorragend geeignete Ortsnamenbuch von Zahn. Ich habe drei größere Buchstabengruppen herausgegriffen (BP, CA und DE) und zunächst die verschiedenen Ausdrücke für Wohnwehrbauten chronologisch geordnet (Tabelle 1). Sieht man von dem fremdsprachigen „castrum“ ab, so findet sich für das 11. und 12. Jahrhundert einzig die Bezeichnung „Burg“; im 13. Jahrhundert überwiegt „Haus“, im 14. „Feste“, bis schließlich „Gefloß“ im 15. das Feld beherrscht.

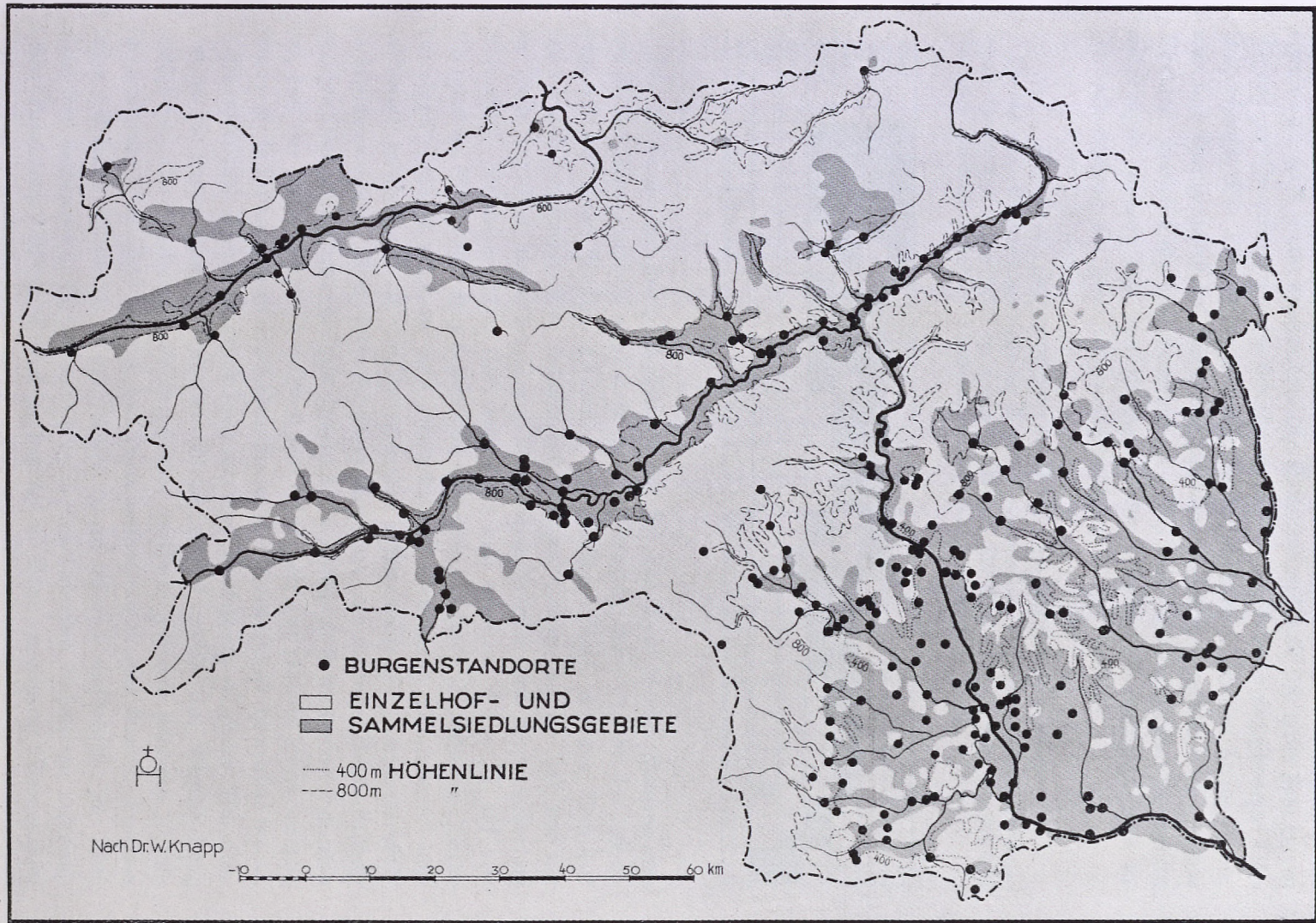
Es ergibt sich daraus die Frage, wie sich diese Benennungen in Beziehung auf den Baukörper verhalten. Zur Klärung soll die graphische Darstellung Tabelle 2 beitragen. Zur Untersuchung wurden dieselben Burgstellen herangezogen wie für Tabelle 1, mehrfache Wiederholungen gleicher Bezeichnungen für dieselbe Burgstelle blieben unberücksichtigt: so ist beispielsweise die vierfache Nennung von Kapfenberg als Haus (1403, 1407, 1424 und 1340) nur als eine einzige eingezeichnet, da es hier nur von Interesse ist, welche verschiedenen Benennungsarten sich bei ein und derselben

Stelle zeigen und wie oft dieselbe Kombination dieser Ausdrücke festgestellt werden kann. Burg zeigt sich meist zusammen mit Haus, Veste und Schloß. Für Haus ergibt sich die innigste Beziehung zu Veste, dann auch zu Schloß, das Zusammen treffen mit Burg wurde bereits erwähnt. Die Bezeichnung Veste überragt alle anderen bei weitem, wie das ja auch aus der Zahlentabelle 1 zu ersehen ist. Wie Haus, so tritt auch Schloß allein fast nie in Erscheinung und findet sich oft mit Veste, dann auch mit Haus und Burg zusammen. Sitz und Turm lassen sich nur selten verzeichnen, ihre gegenseitige Verbindung überwiegt.

Tabelle 1. Burgbenennungen nach Jahrhunderten geordnet
(Bahn, Ortsnamenbuch der Steiermark BP, CK, DT)
(sämtliche Nennungen bis 1500)

	Jahrhundert					Gesamt- anzahl	Zeitabschnitt d. Nennungen
	11.	12.	13.	14.	15.		
Burg	2	2	2	11	7	24	1066—1480
Haus			4	15	28	37	1284—1496
Veste			3	35	33	71	1296—1496
Schloß					43	43	1443—1500
Turm			2	13	14	29	1250—1494
Sitz, Gefäß				2	15	17	1359—1499
Castrum		3	21	8	3	35	1144—1486

Um die Bedeutung, welche diesen Zusammenhängen zufällt, voll erfassen zu können, ist zunächst eine Untersuchung der Bautypen notwendig: Die Burg, die ich der Klarheit halber Ringburg nenne, ist in der Steiermark, soweit sich bisher feststellen ließ, verhältnismäßig selten zu finden. Da jedoch keine typologischen Untersuchungen für ganz Steiermark vorliegen, ist heute noch keine einwandfreie Übersicht möglich. Wie auch in anderen Gegenden, so tritt der Ringburgentypus fast durchweg als Höhenburg am Rande von Hochsiedlungsgebieten auf, fällt also in die erste Gruppe der siedlungsgeographischen Einteilung. Hierher gehören der Wolfenstein im Ennstal, der sich an den Aufweg zu den Höfen am Hochtausing stellt. Im Murtal folgen Strehau über dem Zugang zu der hochgelegenen Lassingau, Pfannberg am Rand des Hochbeckens von Gemriach, Gösting heute im Waldgebiet, Polheim am Zugang zu Frauenberg und den Fahrenbacher Höfen über Leibnitz, weiter Ehrenhausen und Mureck. In der Oststeiermark konnten bislang Ehrenfels am Schöckelfuß und Neiperg bei Hartberg als Ringburgen festgestellt werden. Das charakteristische dieser Anlagen sind die dem Bergabbruch folgenden Gebäudezüge, die sich in ihrer Form durch das Baugelände bestimmt zur mehr oder minder geschlossenen Bangruppe vereinen; die vorhandenen Lücken schließt die Ringmauer. Bezeichnend ist der geometrisch unregelmäßige freie Innenhof. Im Gegensatz zu anderen alpenländischen Gebieten fehlt bei den steirischen Ringburgen nach meinen bisherigen Untersuchungen der Turm nirgends, eine Ausnahme bildet Ratßch im oberen Murtal, das



Die Burgenstandorte in Steiermark

offenbar nie einen Turm besessen hat. Als Hauptbollwerk stellt sich dieser stets an den Zugang zur Hauptburg, vor die sich eine ebenfalls dem Gelände angeschmiegte Vorburg schließt. Die Türme sind durchweg kantig, nie rund. Höchstens Krems könnte, was den Turmgrundriß anbelangt, als Ausnahme bezeichnet werden, da die äußere Turmseite gerundet ist; diese Rundung ist jedoch nicht mathematischem Formwillen entsprungen, sondern aus dem Zwang örtlicher Gegebenheit erwachsen, was die Innenraumlösung als geradseitig unregelmäßiges Vieleck beweist².

Tabelle 2. Zusammenstellung der Benennungen nach ihrer Anwendung

Die senkrechten Spalten zeigen die bei der Einzelstelle vorkommenden Bezeichnungen, durch die waagrecht en Spalten tritt die Häufigkeit im ganzen vor Augen. Die Darstellung gibt nicht über sämtliche Nennungen Auskunft, da nur die Benennungsart als solche hier untersucht wurde.

Burg																																																																																																				
Haus																																																																																																				
Weste																																																																																																				
Schloß																																																																																																				
Turm																																																																																																				
Sitz																																																																																																				
Castrum																																																																																																				

Die Mehrzahl der steirischen Burgen hat sich aus Thürmen oder Häusern entwickelt; der Turm, zunächst wohl meist aus Holz errichtet, stand auch bei der Höhenburg oft auf einem künstlich geformten regelmäßigen Hügel. Er war klein und kaum jemals bewohnbar. Der Inhaber saß auf seinem nahegelegenen Hof, und nur im Falle der Noth diente der Turm Verteidigungszwecken und vorübergehendem Aufenthalt. Derartige Hügel sind mancherorts noch erhalten. So z. B. auf dem Stergledt bei Gibiswald. Hier besteht noch heute die sprechende Bezeichnung „Turmbauerkogel“, und es wäre, da auch andertwärts die Benennung „Turmbauer“ noch vorkommt, zu überlegen, ob diese Anlagen nicht richtigerweise als „Turmbauernhof“ zu bezeichnen wären. Durch diese Namengebung käme auch die nahe Verwandtschaft zwischen Burg und Bauernhof zum Ausdruck, die tatsächlich so weitgehend bestanden hat, daß eine Trennung zwischen Burg und befestigtem Hof oftmals schwer durchzuführen ist; so bei den ganzen Gölthöfen, die wohl alle wehrfähige Herrensitze waren.

Die wachsende Wehrentwicklung hatte eine Typenumbildung zur Folge. Vor allem war es die immer mehr aufkommende Steinbautechnik, welche eine Vereinfachung ermöglichte. Ein Ausbau des Wohngebäudes in Stein gab dem ständigen Wohnsitz genügende Sicherheit, so daß der Turm aufgegeben werden konnte. Trotzdem lassen sich solche Türme bis in die Neuzeit herein historisch nachweisen. Ein Vergleich der vorhandenen Bauten mit ihrer in den Urkunden enthaltenen ursprünglichen Benennung läßt den Schluß zu, daß das in Stein ausgebaute Wohngebäude

² Grundriß in Baraballa-Knapp, Burgen und Schlösser.

Kurzweg mit „Haus“ bezeichnet wurde. Stand es auf einer Erhöhung, so wurde diese mit „Hausberg“ bezeichnet; diese alte Bezeichnung ist nicht zu verwechseln mit der durch die Archäologie eingeführten, welche auch Turmhügel und Burgställe oftmals mit einbezieht. Sicherheit über diese Zusammenhänge kann freilich erst erlangt werden, wenn dahingehende Untersuchungen für größere Gebiete vorliegen. Natürlich wurde, soviel kann heute schon festgestellt werden, bei der Verwendung dieser Bezeichnungen nicht immer richtig vorgegangen; sodann zog der Um- und Ausbau älterer Wehranlagen meist eine Änderung der Typenbezeichnung nach sich; so bei Ehrenhausen südlich von Leibnitz, einer Höhenburg, die ihrem Typus nach ursprünglich zu den Ringburgen gezählt werden muß. Die Feste tritt als „Ernhaus“ und „Haus zu Ernhaus“ (13. Jahrhundert) aus den Urkunden hervor, wahrscheinlich infolge eines Umbaus zur damaligen Zeit. Noch heute sind Schloß und Markt nach dem „Haus“ benannt; es wäre immerhin denkbar, daß auch andere, auf -hausen endende Ortsnamen auf derartige feste Herrenhäuser zurückweisen. Für den eigentlichen Haustypus liegen in Steiermark eine Reihe Beispiele vor. Es handelt sich um rechteckige Gebäude von 10—12 m Breite und 16—18 m Länge von meist turmartiger Wirkung, sie sind jedoch größer als die eigentlichen Wohntürme, von denen unten noch die Rede sein wird. Daß sie entwicklungsmäßig nicht als erweiterte Türme aufzufassen sind, geht aus ihrer Stellung in der Gesamtanlage hervor. Im Gegensatz zum Wohnturm, welcher meist im Schwerpunkt der Burgstelle errichtet ist, stellt sich das Haus in den Ringmauerzug. Die auf ebenem Gelände erstellten Hausburgen klingen in der Anordnung der Gebäude weit mehr an den fränkischen Hof an als an die Turmburg. Wohl nicht zu Unrecht werden die in Württemberg vereinzelt in den Dörfern eingestreuten fränkischen Höfe als Edelsitze angesprochen. Sollten hier gemeinsame Wurzeln vorhanden sein?

Die enge Verwandtschaft zwischen Burg und Hof, die schon aus den Bezeichnungen: Hofhaltung, Fürstenhof, Hofburg und anderen hervorgeht, läßt sich wie auf baugeschichtlichem, so auch auf archivalischem Wege aufzeigen. Deutlich tritt sie in der Gleichartigkeit der beiderseitigen Typenentwicklung zutage: Die Ringburg und der Hausen Hof sind Anpassungen an das Gelände. Den verschiedenen wirtschaftlichen und wohnlichen Anforderungen entsprechen voneinander gesonderte Einzelgebäude, das Bindende der Gesamtanlage ist der Wirtschaftshof, um den sich dem Gelände angepaßt die Baulichkeiten gruppieren. Die Wehrhaftigkeit bedingt für die Burg besondere Maßnahmen, so entstehen Turm und Ringmauer, welche beim Hofe fehlen. Im Taland steht ebeneres Gelände zur Verfügung. An Stelle der naturgegebenen Gebäudeanordnung tritt nun die Planung nach mathematisch-regelmäßigen Vorstellungen. Die Entwicklung in dieser Richtung tritt immer deutlicher hervor und findet in der durch die Feuerwaffe und die Berechnung der Geschosßbahn bedingten Form neuzeitlichen Festungswesens ihren sprechendsten Ausdruck. Es entsteht das Haus, das sich durch seitliche Erweiterung und Zusammenbau mit den Wirtschaftsgebäuden zum Hofen-, zum Hofeisen- und endlich zum Vierflügelbau

weiterbildet. Dieselben Formen finden sich beim Bauernhof: hier sind Streck-, Haken-, Dreiseit- und Vierseithof die entsprechenden Erscheinungen. Zwischen beiden Entwicklungsreihen steht der Turmbauernhof, bei dem der Turm bald in Verbindung mit streckhofartigen Anwesen, dann wieder im Zusammenhang mit Hausenhöfen auftritt. Der bereits erwähnte Hof bei Gibiswald bildet eine Art Zwischenstufe zwischen Regel- und Hausenhof. So scheint es berechtigt, eine Beziehung zu Weiler und Weilerflur zu suchen, die ja ihrerseits ebenfalls entwicklungsmäßig zwischen Sammel- und Einzelsiedlung stehen. In diese Zwischenschicht gehört auch die vollentwickelte Turmburg, die sich vom Turmbauernhof vor allem durch die Bewohnbarkeit des Turmes unterscheidet. Den Mittelpunkt des meist kleinen Burgplatzes nimmt der bewohnbare steinerne Turm ein, welcher mehrere Wohngeschosse übereinander enthält. Von den drei Komponenten des Burgenbaues, der Wohnung, Wehr und Wirtschaft, durch deren Wechselbeziehung die jeweilige Ausgestaltung der Burgtypen bedingt ist, überwiegen hier die beiden ersten im Gegensatz zum Turmbauernhof, bei dem die Wehrhaftigkeit nur in zweiter Hinsicht — gewissermaßen als notwendiges Übel — hinzutritt. Auch die Ringburg ist zunächst wehrhaftes Gehöft, wird im Laufe der Entwicklung zur Wohnburg, wobei die Wirtschaftsbauten nach und nach in die Vorburg wandern, anderwärts als gesonderte Betriebe ausgeschieden werden.

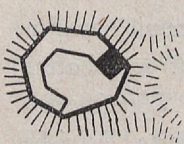
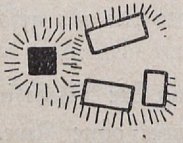
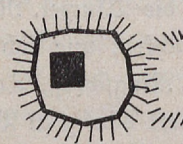
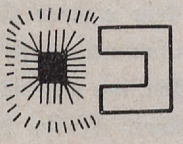
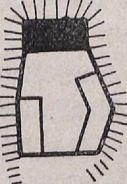
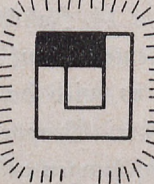
Im 15. Jahrhundert erscheint als neue Bezeichnung der Wehrsiedlung der Ausdruck „Gefloß“, unser heutiges „Schloß“. Er bedeutet ohne Zweifel — wie erwähnt — die geschlossene Anlage ohne Rücksicht auf die Wurzel. Ringburg, Turmbauernhof und Hausburg können zum Schloß anwachsen, wie sich dies an vielen Beispielen verfolgen läßt. Hier wäre zweckmäßig in Ringschloß, Turm- und Hauschloß zu trennen. Auch Veste ist vom 14. Jahrhundert häufig in Verwendung und bezieht sich wohl meist, wie oben bemerkt, auf den Ausbau in Stein und Verstärkung der Verteidigungsanlagen; es wird damit kein eigener Typus bezeichnet.

Die Gesamtentwicklung zeigt in drei Gruppen zusammengefaßt die Tabelle 3, und nun sind die notwendigen Voraussetzungen geschaffen, um auf die graphische Darstellung zurückzugreifen. Sie enthält in übersichtlicher Weise die verschiedenen Typenübergänge im Laufe der Entwicklung. In die Burg wandert als Neubau-element das Haus ein und führt zu einem Wechsel in der Benennung. Wehrtechnisch erweitert wird diese Hausburg zur Veste und wächst zum Schloß heran. Andernorts beginnt die Entwicklung mit dem Haus und findet auch hier über die Veste im Schloß ihren Abschluß. Es erübrigt sich, auf alle Wandlungen näher einzugehen — sie sind mühelos aus der Tafel abzulesen.

Tabelle 4 zeigt den Versuch, durch Zusammenstellung der bisher baulich untersuchten Stellen und ihrer urkundlichen Benennung weitere Klärung herbeizuführen. Das Schwergewicht liegt hier auf Gruppe III, den aus dem Haus erwachsenen Typen. Hier halten sich Haus und Veste mit je 17 Erwähnungen die Waage, Schloß überwiegt mit 19, auch Burg kommt zweimal vor, was wohl auf die bereits

geschilderte Ungenauigkeit der Abfassung mancher Urkunden zurückzuführen ist. Interessant erscheint die Tatsache, daß die meisten Turmerwähnungen in diese Gruppe fallen. Es zeigt sich daraus, daß die Wurzel mehrerer Hauschlösser weiter zurückliegt als sich dies heute durch rein bauliche Untersuchung feststellen läßt und daß etliche dieser Schlösser aus Turmhöfen hervorgegangen sind, also entwicklungsge-
schichtlich in Gruppe II einzureihen sind, während sie nach ihrer Bauanlage in Gruppe III geführt werden müssen. Die bereits geschilderte Entwicklung der Burg zum Schloß geht aus Spalte I hervor.

Tabelle 3. Die Burgtypen der Steiermark. Ihre Lage und Art der Befestigung.

I	II	III	Lage		Befestigung
			zur Siedlung	geographisch	
Ringburg 	Turmburg Turmhof   	Haus 	Auf d. Grenze zwischen Einzel- und Sammel-siedlung	In der Höhe, meist un- ebenes Ge- lände	Abschnitt- graben natür- licher Schutz durch Steil- abfall
			Im Sammel- siedlungs- gebiet	Niederung, ebeneres Ge- lände	Wassergraben (Wall)

Ob zu einer Folgerung aus den festgestellten Zusammenhängen geschritten wird, erscheint ein kurzer Vergleich mit anderen außerhalb der Steiermark liegenden Gebieten nicht unangebracht. Eine Bearbeitung des Überetsch und Eisener Mittelgebirges und eine gleichgerichtete über die Innsbrucker Umgebung liegen druckfertig vor. Leider fehlte hier eine siedlungsgeographische Vorarbeit, so daß eine Betrachtung der Flurformen nicht herangezogen werden konnte. Auch dort sind es geographisch verschieden gelegene Burgengruppen, die sich jedoch im Bautypus von den gleichliegenden der Steiermark unterscheiden. Dieselbe landschaftliche Bindung weist in beiden Gebieten die Ringburg auf; jede dieser Stellen findet sich in Randlage. Auf den Flußübergangstypus, der hier als neu hinzutritt, kann in diesem

Zusammenhänge nicht näher eingegangen werden. Die Hausburg konnte nur ein einziges Mal in Höhenlage festgestellt werden; dort überwiegt als Höhenburg der Ringtypus bei weitem. Die Turmburg steht durchweg mit der Gruppensiedlung in Verbindung, während die Ringburg mit dieser nirgends in direktem Zusammenhange steht. Im nordtiroler wie im südtiroler Gebiet zeigen sich, durch die klar geprägte Geländeformung vorbedingt, Ketten von Randburgen hochgelegener Geländestufen, welche durchweg über höhergelegenes Siedlungsland verfügen, während im Überetsch unterhalb der vorderen Kette sich noch heute Sumpf- und Au-

Tabelle 4. Urkundliche Benennung der typologisch sichergestellten Burgstellen

Urkundliche Benennung	Bautypus (s. Tab. 3)		
	I	II	III
Burg	2		2
Haus	3		17
Beste	5	3	17
Schloß	5	1	19
Turm			4
Sitz			2

gebiet findet, dessen Kultivierung erst in jüngster Zeit in Angriff genommen wurde. Es zeigen sich also auch hier dieselben siedlungsgeographischen Zusammenhänge wie in der Steiermark; die Abweichungen liegen lediglich im Bautypus. Ein Rückblick auf die Typenentwicklung und die nach Sidaritsch gegebene Datierung der Siedlungszonen vermitteln im Zusammenhang mit dem Vergleich der geschichtlichen Ereignisse einen interessanten Einblick in die Wechselbeziehungen zwischen Burg und deutscher Kolonisation (Tabelle 5). Während die tirolischen Gebiete bereits im 5. und 6. Jahrhundert einer Germanisierung von bleibendem Erfolg unterzogen wurden, spielten sich die parallelen Vorgänge in der Steiermark erst im 10. Jahrhundert ab, allerdings auf einer früheren Grundlage aufbauend, die mit der deutschen Landnahme in Tirol gleichzeitig anzusetzen ist. Aus der zeitlichen Differenz wird der Typenunterschied im Burgenbau zu erklären sein. Auf die erste Besetzung des steirischen Landes dürften die wenigen Ringburgen hinweisen, welche im Typus den tirolischen Höhenburgen gleichen. Während nun im Überetsch nur an einer einzigen Stelle die Hausburg als Höhenburg in Erscheinung tritt, nämlich in Boimont, überwiegt dieser Typus in Steiermark, wie bereits gezeigt wurde, stark. Diese Tatsache weist ohne Zweifel auf die spätere Erfassung des Landes durch die deutsche Kolonisation hin. So scheint es denkbar, daß sich aus der Verbindung von Landschaftslage und Bautypus Rückschlüsse gewinnen lassen auf den Zeitpunkt der Erfassung einer Gegend durch deutsche Dauerbesiedlung. Vor allem im Zusammenhang mit dem Siedlungsbild gewinnen diese zunächst nur als Vermutung möglichen Annahmen an Wahrscheinlichkeit. Eine Beweiskraft vermögen sie frei-

lich erst dann zu erlangen, wenn auf vielen Teilgebieten dahingehende Forschungsergebnisse vorliegen. Hier kann nur gezeigt werden, welche Möglichkeiten auf dem über Burg und Siedlung eingeschlagenen Forschungswege zu erwarten sind. Zur Übersicht wurden auch diese letzten Beobachtungen in eine Tabelle zusammengefaßt. Zum Vergleich habe ich auch Württemberg herangezogen, obwohl hier die burgenkundlichen Untersuchungen noch in ihren Anfängen liegen und noch keine wesentlichen Ergebnisse vorhanden sind. Immerhin zeigt sich auch hier eine Spanne von zwei Jahrhunderten, welche ähnlich wie in den anderen Gebieten zwischen der ger-

Tabelle 5. Burgentypus und Kolonisation

	Beginn der Dauergermanisierung	Überwiegender Bautypus		nachweisbarer Beginn der Talkolonisation
		in Höhenlage	in der Niederung	
Etschland Bozen—Meran	5.—6. Jh.	Ringburg	Turmburg (Schwemmkegel)	8.—9. Jh.
Steiermark	10. Jh. auf älterer Grund- lage	Haus soweit bis jetzt festgestellt	Turmhof Hauschloß	12.—13. Jh. ³
Württemberg	3. Jh.	Forschungsergebnisse liegen noch nicht vor	Turmhof Wohnturm Hauschloß	5. Jh. (alemannische Reihengräber)

manischen Landnahme und der erstmöglichen wissenschaftlichen Erfassung und frühesten Datierung der Gemeinschaftssiedlung liegt, welche auch in Württemberg, soweit sich das übersehen läßt, mit Turmburg, Turmhof und Hauschloß, nie mit der Ringburg in ursprünglicher Verbindung steht. Es sind das die vielfach in Dörfern liegenden „Burstel“, wie sie sich auch in Niederösterreich, im Burgenland, in Schlesien und anderwärts unter anderer Benennung zeigen. Ihre Zugehörigkeit zu der erwähnten Typengruppe ist in den meisten Fällen unschwer festzustellen. Es ist denkbar, daß in ihnen die letzten Reste der Sitze des Dorfadels vorliegen, dessen Entstehung Ernst auf historischem Gebiet eingehend untersucht und in klarer und überzeugender Weise dargelegt hat. Weiterer Forschung ist es vorbehalten, den Schleier zu lüften, welcher noch immer über den Geschehnissen liegt, die sich unmittelbar an die deutsche Landnahme schließen. Die Lösung dieser Frage kann nur bei der Burgenforschung liegen und bei ihr nur, wenn sie die hier gezeichneten Bahnen einschlägt.

Die vielumstrittene Frage nach einer Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung des mittelalterlichen Burgenbaus, welche bereits Schuchhardt mit einem bestimmten

³ Einige frühere Nennungen, wie Bruck an der Mur, Haus im Ennstal, Pettau in Südsteiermark weisen auf Fortführung der früheren Siedlungsgrundlage hin, die wesentliche Talkolonisation fällt jedoch nach Ausweis des Ortsnamensbuchs in die oben angegebene Zeit.

ja beantwortet, erhält nun eine noch weitergehende Klärung. Einer stammlichen Gliederung auch in weitestem Sinne, wie sie Schuchhardt versteht, möchte ich mich vorerst nicht ohne weiteres anschließen. In seiner neuen Veröffentlichung „Grundriß der Schönhengster Burgenkunde“ schreibt Weinelt: „Sachsentyp; damit ist natürlich nicht gemeint, daß die Burg von einem Sachsen erbaut wurde, sondern das besagt, daß sie in der Art ihrer Anlage dem sogenannten sächsischen Stil folgt. Es sind das Burgen, die dem Schema der alten indogermanischen und germanischen Volksburg folgen, die im Sachsenlande zur Herrenfeste umgestaltet worden ist.“ Damit ist nicht viel mehr als die Benennung dieses Typs gegeben. Nach den vorhergehenden Untersuchungen scheint eine allgemeine, in der Wandlung der sozialen Struktur begründete Wandlung der Anlagen von der Volksburg zum Herrensiß vorzuliegen, die sich jenseits von der stammlichen Bindung vollzogen hat. Zur restlosen Klärung dieses Problems sind jedoch noch viele Untersuchungen nötig. Heute können keine fertigen Ergebnisse vorgelegt werden, was bei der Jugendlichkeit der Burgenforschung als vollgültiger Wissenschaft wohl verständlich erscheint. Eines jedoch glaube ich schon heute sagen zu dürfen: Gerade dieser Wissens- und Forschungszweig scheint besonders dazu berufen zu sein, Licht in jene Zeitabschnitte zu fragen, welche der historischen Wissenschaft nur wenig zugänglich sind, in welchen jedoch der Grundstein für unsere gesamtdeutsche Kultur gelegt wurde. Sie sollte daher um so mehr in den Vordergrund des Interesses künftiger Forschung gestellt werden.

Schrifttum

- E. Schuchhardt, die Burg im Wandel der Weltgeschichte, Potsdam 1931.
 H. Weinelt, Probleme schlesischer Burgenkunde. In: Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte Bd. 36, 1936.
 — Grundriß der Schönhengster Burgenkunde. In: Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes, 1937.
 — Die Burgen des nordmährischen Bezirks Römerstadt. In: Sudetendeutsche Monatshefte 6, 1937.
 M. Sidaritsch, Geographie des bäuerlichen Siedlungswesens im ehemaligen Herzogtum Steiermark, Graz 1925.
 H. Pirchegger, Geschichte der Steiermark, Graz 1936.
 W. Plager, Das Bauernhaus in der südlichen Weststeiermark, unveröffentlichte Dissertation an der L. H. Graz 1937.
 J. v. Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter, Wien 1893.
 Baraballe-Knapp, Steirische Burgen und Schlösser, Graz 1936/37. Hierin viele Grundrisse der erwähnten Anlagen.
 B. Ernst, Die Entstehung des niederen Adels, Berlin-Stuttgart-Leipzig 1916. Karten: Landkarte der Steiermark 1:400000 von H. Grengg, Schulwissenschaftlicher Verlag Haase, Wien. Geologische Karte 1:400000, Beilage zu Geologie und Mineralogie von Dr. J. Stiny. In: Heimatkunde der Steiermark 6 ebenda.
 A. Daehn, Die Verbreitung und Gestaltung der ländlichen Orts- und Hausformen im württembergischen Unterland. In: Stuttgarter geographische Studien 60/61, 1937.

Werke deutscher Meister im Friaul

Von Werner Rörte

Mit sieben Textabbildungen

Die Frage nach der künstlerischen Eigenart des Friaul wird in der deutschen wie der italienischen Forschung gern als eine entlegene Frage der Lokalforschung behandelt, und so mag denn hier schon eingangs angedeutet werden, in welchem Zusammenhang wir sie stellen. Selbst derjenige, der mit Italien gut vertraut ist, pflegt sich zu sagen, daß dieser östlichste Teil der oberitalienischen Ebene, den die hohen Rämme der karnischen und julischen Alpen umgeben, in künstlerischer Hinsicht immer ein Nebenland gewesen ist, das nur wenige Meister von Rang, wie Gima da Conegliano und Pordenone hervorgebracht hat. Man war bisher stets gewohnt, diese Landschaft von Venedig her zu sehen und mußte sie als ein provinzielles Hinterland wenig ergiebig finden. Wenn wir sie dagegen heute als ein Alpenvorland, von den Bergen herab, betrachten, so ist diese Fragestellung erst möglich geworden durch den großen Wandel, der in unserem Verhältnis zu Italien eingetreten ist. Der Italiensfahrer der Goethezeit konnte über die Alpen ziehen in der frohen Erwartung, das „Land der Kunst“ schlecht hin zu betreten; denn was er hinter sich ließ, bedeutete ihm künstlerisch ein leeres Feld. Seitdem wir aber unseres eigenen Reichthums inne geworden sind, ist unser Verhältnis zu unseren Nachbarn im Süden an Spannungen nur reicher und darum fruchtbarer geworden. Je ernster wir uns heute mit ihrem Wesen auseinandersetzen, dem wir wahrlich viel verdanken, um so weniger können wir, wie einst, flüchtig an jenen Grenzstrichen vorüberreiten, in denen der Formwille beider Völker aufeinanderstößt. Wir sind vielmehr vor die ernste Aufgabe gestellt, die Grenzen des deutschen Kunstgebietes nach Süden hin sorgsam und besonnen abzutasten, um auf die Frage nach dem Geltungsbereich der deutschen Kunst eine klare Antwort zu finden. Wir wissen, daß diese künstlerische Südgrenze nicht zusammenfällt mit der Sprachgrenze, noch weniger mit der heutigen politischen Grenze, und so ist denn unsere Frage nach der künstlerischen Sonderart des Friaul eine Teilfrage aus diesem größeren Zusammenhang. Vor die gleichen Probleme werden wir uns gestellt sehen, wenn wir etwa die deutschen Bildwerke in den Tälern am Süd-

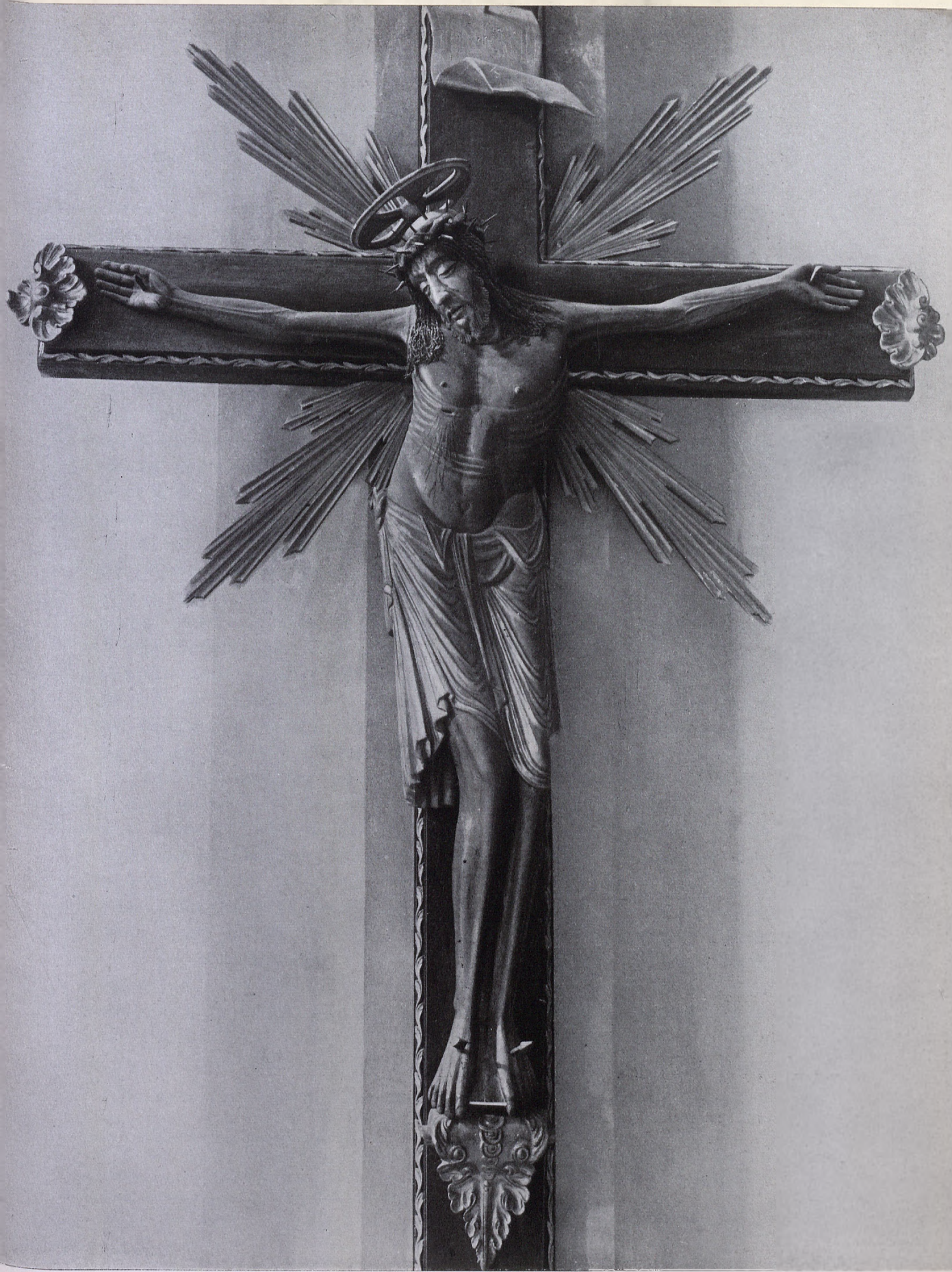


Abb. 1. Cividale, Dom. Kreuzifix. Friaulischer (?) Meister des 13. Jhs.

Phot. Österr. Bildbibliothek

abhäng des Monte Rosa oder des Simplon betrachten; sie werden methodisch in der gleichen Weise zu lösen sein, und wir greifen diese Aufgabe nur deshalb zuerst in ihrem östlichen Abschnitt an, weil uns hier wertvolle Vorarbeiten den ersten Überblick erleichtert haben.

Als im Jahre 1917 deutsche und österreichische Truppen das Friaul bis zum Piave besetzten, da wurde in beiden Heeren alsbald ein Denkmalschutzkommando gebildet, das den beweglichen Kunstbesitz des Landes in sicheren Gewahrsam bringen und die bedrohten Baudenkmäler wenigstens notdürftig instand halten sollte¹. Damals wurden deutsche Forscher zuerst auf die entschieden nordischen Elemente in der Kunst dieser Landschaft aufmerksam, und sie gewahrten zum ersten Male wieder die mannigfachen Fäden, die das Friaul künstlerisch mit den deutschen Alpenländern verknüpfen. Eine Reihe schöner Einzelfunde bestätigte jetzt, was man früher allenfalls durch die ungenauen Angaben italienischer Kunsthändler erfahren hatte², und dennoch ist es in der Nachkriegszeit nicht zu einer Verwertung dieser Ergebnisse gekommen.

Wenn wir heute diese Arbeiten wieder aufnehmen wollen, so haben wir uns zunächst zu fragen, ob wir hier überhaupt mehr als versprengte Einzelfunde erwarten dürfen — einzelne Werke wandernder deutscher Meister, wie sie uns in ganz Italien begegnen. Damit aber haben wir schon die Frage nach der Geschichte dieses Landes in seinem Verhältnis zum Reich gestellt, und sie muß zunächst in wenigen Worten beantwortet werden. Die geschichtliche Kette, der wir folgen wollen, beginnt nicht schon dort, wo ein germanischer Stamm, das Volk der Langobarden, von diesem Lande Besitz ergreift. Es ist gewiß eine wichtige Aufgabe, die Kunst dieses Stammes, dessen Herzöge seit 569 in Cividale residierten, einmal zugleich besonnen und gründlich zu erforschen, und leider hat die deutsche Wissenschaft hier vieles nachzuholen. Die deutschen Bildwerke aber, die uns beschäftigen sollen, dürfen wir hier erst erwarten, seitdem das Friaul ein Teil des Reiches geworden war. Wenn langobardische Erinnerungen im deutschen Mittelalter fortlebten, so geschah das durch die alten Sagen wie etwa die von König Huthari und seinen Getreuen — jene Sagen, die im Friaul ihren Schauplatz haben. Künstlerisch aber gibt es keine verbindende Brücke aus der Völkerwanderungszeit hinüber zu den deutschen Werken, die wir hier sammeln wollen. Denn in die deutsche Geschichte und damit Kunstgeschichte wurde das Land erst einbezogen, seitdem Karl der Große in der civitas Austriae, d. h. in Cividale einen Markgrafen eingesetzt hatte, und nachdem auch die höchste geistliche Würde des Landes, das Patriarchat von Aquileia, in deutsche Hände übergegangen war. Otto der Große unterstellte dann 952 die Mark Friaul dem

¹ Vgl. den Bericht von Walter Mannowsky in dem Sammelwerk von P. Elemen, *Kunstschutz im Kriege*. Leipzig 1919, S. 39 ff.; der Verfasser hat Herrn Direktor Mannowsky für wertvolle Auskünfte und Abbildungen aufrichtig zu danken.

² Für das Deutsche Museum erwarb Wilhelm von Bode in Bologna ein schönes Vesperbild, das angeblich aus dem Friaul stammen sollte. Vgl. die Arbeit des Verfassers, *Deutsche Vesperbilder in Italien*. Kunstgeschichtliches Jahrbuch der Bibliotheca Hertziana, I, 1937, S. 65 ff.

Herzog von Bayern, 976 wurde sie mit Kärnten vereinigt, und so bildete sie seither einen festen Teil des Reiches. Heinrich IV. übertrug 1077 die herzoglichen Rechte auf den Patriarchen von Aquileia, der fortan in Aquileia selbst, teils in Cividale und später in Udine residierte, und fast ausschließlich waren es jetzt Männer des heutigen Hochadels, die das Land regierten. Als Beispiel mag uns hier eine Folge von Namen genügen: es sind die Suffraganbischöfe, die der große Patriarch des 11. Jahrhunderts Poppo von Treffen (1019—1045) um sich versammelte, als er 1031 die wieder aufgebaute Basilica von Aquileia weihte: hier erscheinen nebeneinander u. a. Rothari von Treviso, Alstulf von Padua, Ulrich von Brescia, Hermann von Belluno, Regiso von Feltre, Ulrich von Trient und Helmege von Ceneda. Auch in den folgenden Jahrhunderten bleiben die Patriarchen vorwiegend von deutscher Herkunft. Hier sind Volker von Leubrechtikirchen (1204—1218) und Berthold von Andechs, Graf von Meran (1218—1251) die führenden Gestalten, und noch im 14. Jahrhundert werden wir Markward von Randeß als dem Erneuerer der Basilica begegnen. Politisch also ist das Land fest in deutscher Hand, ja mit Innerdeutschland wird es dadurch noch fester verbunden, daß der wichtige Zugang von Kärnten her, das Kanaltal zwischen Villach und dem Oberlauf des Tagliamento, dem Bistum Bamberg gehörte. Ein tragfähiger Grund für eine deutsche Kunst war damit allein aber noch nicht gegeben; denn eine wirklich zusammenhängende Schicht deutscher Meister können wir uns für die Dauer ja nur auf einem deutschen Volksboden denken. Die Frage aber, ob wesentliche Teile des Friaul jemals zum deutschen Siedlungsbereich gehört haben, kann nur von dem Siedlungsgeographen, dem Historiker, dem Sprachforscher und dem Volkskundler gemeinsam beantwortet werden, und sie ist wohl nur für den nördlichsten Teil des Landes zu bejahen. Hier hat sich noch heute, südlich der großen Wasserscheide, in den einsamen Gebirgsdörfern der karnischen Alpen, eine deutsche Bevölkerung rein deutsch erhalten — nicht etwa als ein Rest aus der Völkerwanderungszeit, sondern als eine Volksgruppe, die wohl im 11. Jahrhundert aus Tirol über die Berge gekommen ist. In Gappada, deutsch „Bladen“, in Sauris und Timaù, deutsch „Tischlwang“, wird eine Mundart gesprochen, die dem Pustertaler Dialekt verwandt ist. Hier haben die Kirchen gotische Schnitzaltäre, und die Holzhäuser sind denen Kärntens und Tirols ähnlich. Unten in der Ebene aber hat in der Zeit, die uns beschäftigen wird, d. h. im 13. bis 16. Jahrhundert, das italienisch friaulische Element schon eindeutig vorgeherrscht. Nur in den Städten haben wir uns hier eine gewisse Schicht deutscher Kaufleute und Handwerker zu denken, und auf solche Mischung der Volksteile ist es zurückzuführen, daß der friaulische Dialekt noch heute einen gewissen Prozentsatz deutscher Lehnworte aufweist. Für die weitgehende Durchdringung des Landes von deutscher Seite her dürfen wir immerhin anführen, daß es für fast alle friaulischen Städte neben dem meist älteren italienischen Namen auch einen deutschen gibt. Gewiß, auch wir sagen heute noch „Venedig“ und „Mailand“, ohne daraus Schlüsse auf den Charakter dieser Städte zu ziehen. Im Friaul aber werden auch viele kleinere Orte abseits der großen

Straßen deutsch benannt. So wird Gemona zu „Glemaun“, Udine zu „Weiden“, Cividale zu „Cibidat“, Aquileia zu „Agley“, Pordenone zu „Portenau“ und Treviso zu „Tervens“. Statt Epilimbergo heißt es „Spengenberg“, ja Venzone führt sogar einen vom Italienischen ganz unabhängigen deutschen Namen: „Peuschldorf“, und diese Bezeichnungen sind vielfach erst im 17. Jahrhundert aus der Übung gekommen.

Dies also sind die Grenzen, innerhalb deren wir deutsche Kunst im Friaul erwarten dürfen, und sie kündigt sich an in dem Bereich, der einer politischen Macht am ehesten zugänglich ist: in der Architektur. Die Basilica von Aquileia, die der große Patriarch Poppon von Treppen vor 1031 auf der Grundlage eines frühchristlichen Baues neu errichtete, kann aus der italienischen Entwicklung allein nicht erklärt werden. Ihr riesiges Querhaus mit den eingestellten Säulen an den Seitenschiffsenden ist eher aus deutschen Bauten wie St. Michael in Hildesheim abzuleiten, und die Herkunft des Bauherren entspricht ja durchaus diesem Befund.

Auf dem Felde der Architektur also ist das Friaul im frühen 11. Jahrhundert in mancher Hinsicht ein Teil des „ottonisch-salischen“ Kunstgebietes; im Bereiche der darstellenden Künste aber kennen wir einstweilen kein Werk, das wir, ohne Unrecht zu tun, dem nordischen Kunstkreise zurechnen dürften. Hier ist uns erst aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts ein Bildwerk erhalten, für das wir zum mindesten nahe Verwandte in Tirol nachweisen können. Im Dome zu Cividale, einem Bauwerk, das selbst von einem Kärntner Meister, Erhard von Villach, begonnen wurde, hängt ein lebensgroß in Holz geschnitzter Kreuzifixus, der bisher u. W. kaum in seiner Bedeutung gewürdigt worden ist³ (Abb. 1). Sehen wir von den barocken Zutaten, der Strahlenglorie, dem natürlichen Haar und den Kartuschen am Ende der Kreuzarme ab, so bleibt uns eine Arbeit von edler frühgotischer Formengebung. Nicht auf die Entfaltung des plastischen Volumens hat es der Schnitzer in erster Linie abgesehen; er projiziert den Körper Christi flach auf die Ebene des Kreuzes, und nur in wenigen Zonen, an der Brust, den Hüften und den Knien, runden sich die Formen in die Tiefe. Viel bewußter wird vielmehr der Linienwert des menschlichen Körpers entwickelt, und alle Formen werden, in edler Schlantheit, nach ihrer Längsrichtung hin gesteigert: in den ausgebreiteten Armen geschieht das durch die stark herausgearbeiteten Adern. Die Beine strecken sich, während der Rumpf ganz auffällig verkürzt wird, übermäßig lang und sie werden begleitet von den parallelen Falten des Lententuches, ja in ihrer Länge noch eigens betont durch die scharfen Grate der Schienbeine. Im gleichen Sinne wird die gotische Leitlinie der Figur in ihrer doppelten Brechung als lineare Achse in jeder Zone deutlich herausgehoben: hier durch die Schattenschlucht zwischen den Knien, dort durch eine einzelne, sonst kaum motivierte Längsfalte, auf der Brust wiederum durch die flache Mittelrinne und im Antlitz durch den scharfen, schmalen Grat der übermäßig langen Nase. Man könnte hier an einen Zusammenhang mit der zeitgenössischen Malerei denken, denn namentlich die Zeichnung des Gewandes

³ Vgl. nur E. Th. Müller, *Mittelalterliche Plastik Tirols*, Berlin 1935, S. 27 und Abb. 34.

wird mit ausgesprochen graphischen Mitteln bestritten. Seine Falten ordnen sich in immer neuen Doppelwellen, seine umgeschlagenen Zipfel aber sind an den Hüften rein ornamental in die Fläche geplättet, und nur unter der rechten Hüfte löst sich das Lendentuch, seiner natürlichen Schwere folgend, zu freierem Falle vom Körper.

Versuchen wir den Kruzifixus von Cividale zunächst nach seinem Gewandstil zeitlich und räumlich einzuordnen, so dürfen wir ihn etwa in die Mitte zwischen zwei bedeutende Werke der benachbarten tirolischen Kunst stellen: zwischen die Gestalten einer Kreuzigungsgruppe aus Sonnenburg im Pustertal, die eine ähnliche Formengebung auf einer etwas früheren Stufe und daher in archaisch strengerer Bindung zeigen, und anderseits den schönen Kruzifixus in der Laubengasse zu Bozen, dessen Lendentuch nun schon in ganz freiem, gelöstem Fall herabsinkt. Dieses wahrhaft erlesene Werk ist seiner Proportion wie seiner Gesamterscheinung nach dem Kruzifixen von Cividale nahe vergleichbar. Wollen wir aber für dessen besonders eindrucksvolle Bewegung, d. h. für die zwiefache Brechung seines Leibes noch nähere Parallelen finden, so müssen wir innerdeutsche Werke heranziehen, wie etwa den Kruzifixus aus Walsdorf im Saunus, der in das Wiesbadener Landesmuseum gelangte. Alle diese zum Vergleich herangezogenen Stücke sind nicht fest datiert, sie ermöglichen es uns aber, die Entstehungszeit des Kruzifixes von Cividale auf das erste Drittel des 13. Jahrhunderts einzukreisen.

Es ist nun gewiß kein Zufall, daß uns hier ein Werk der bildenden Kunst zu bestätigen scheint, was wir aus der Geschichte und aus der mittelhochdeutschen Dichtung ohnehin wissen: in eben dieser Zeit wurde auch politisch das Friaul besonders eng in den Lebensraum der Deutschen hineingezogen. Im gleichen Cividale wie in dem benachbarten Aquileia und Udine versammelte Kaiser Friedrich II. 1232 jenen glänzenden Hoftag der deutschen Fürsten, dessen Beschlüsse für die inneren Schicksale des Reiches so folgenreich werden sollten. Dem deutschen Adel wurde damals das Friaul vollends ein vertrauter Boden, und umgekehrt scheint auch der friaulische Adel kulturell nach Norden geblickt zu haben. Seiner Abstammung nach war der Sänger dieser Landschaft, Thomasin von Zirclare, der als Domherr in Aquileia lebte, gewiß kein Deutscher. Für sein großes Lehrgedicht aber, das um 1216 entstand, bediente er sich, etwas unbeholfen, der mittelhochdeutschen Sprache. Als „welscher Gast“ erscheint er, nach seinen eigenen Worten, unter den Deutschen, und die geistige Welt, in der er lebt, ist völlig die adlige Welt des deutschen Rittertums.

Dennoch fallen die deutschen Bildwerke im Friaul, die uns hier beschäftigen sollen, nur zum geringsten Teil in diejenige Zeit, in der das deutsche Element zugleich eine politische Macht darstellte. Die edelsten deutschen Leistungen entstanden hier in den Jahrzehnten, in denen der deutsche Bildschnitzer einen politischen Schutz von seiten deutscher Landesherren nicht mehr erwarten durfte, in denen er vielmehr ganz allein auf sein künstlerisches Vermögen angewiesen war. Für einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen einer deutschen Schöpfung auf diesem Boden und einem adligen Auftraggeber deutschen Blutes können wir bisher nur ein einziges Beispiel nachweisen:

Markward von Randeck, 1365—1381 Patriarch von Aquileia und zugleich Kanzler Kaiser Karls IV., übernahm mit seinem geistlichen Amte auch die Aufgabe, die Basilica seines Patriarchensitzes wiederherzustellen, die 1348 durch ein schweres Erdbeben beschädigt worden war. Die Bauformen, die er — um 1379 — dafür wählte, lassen im allgemeinen nicht darauf schließen, daß der deutsche Kirchenfürst Bauleute aus seiner Heimat herbeigezogen habe, und die gotischen Arkaden des Langhauses, die er erneuerte, sind zwanglos aus der Formenwelt der italienischen Gotik zu erklären. Unverkennbar deutsche Steinmetzen aber waren an den Kapitellen der Vierungspfeiler tätig (Abb. 2), und namentlich an dem rechten Kämpferkapitell des Triumphbogens, das gegen das Querhaus hin einen Bischof, in der Mitte eine Marienkrönung und rechts einen gepanzerten Ritter zeigt. Auch hier ist die Kapitellform keine eigentlich deutsche: ein schwerer massiger Block ist an den Ecken abgekantet und wird oben von einer Hohlkehle mit Wulst abgeschlossen. Die Hand aber, die diese Figuren schuf, hatte innerhalb des deutschen Kunstkreises eine bestimmte Schulung genossen. Ein Werkmeister aus der Schule Peter Parlers ist hier an der Arbeit, wie ja der Kanzler Markward selbst in engster Beziehung zum Prager Hofe Karls IV. stand. Typen, die uns aus der Prager Hofkunst der karolingischen Zeit ganz vertraut sind, kehren hier fast unverändert wieder. Namentlich der Christus der Marienkrönung, der mit seinen formelhaft geschwungenen Seitenlocken und seinem breiten Vollbart von dem herkömmlichen Typus merklich abweicht, ist dem Idealbilde des böhmisch-luxemburgischen Herrschers angeglichen, wie es die Werkstatt des großen Peter Parler in Prag formuliert hatte. Parlerische Arbeiten aus dem gleichen Jahrzehnt, wie etwa der Artuskopf vom „Schönen Brunnen“ zu Nürnberg (um 1385), sind dem Christus von Aquileia nächst verwandt, und echt parlerisch ist auch der breite massige Körper des Krönenden mit der ungeschlachten Rechten, die Mariens Krone berührt. Vollends noch deutlicher aber führt uns eine andere Gestalt dieses Pfeilerkapitells, der stehende Ritter an der Kante, in den Kreis der Prager Přemysliden-Denkmäler. Man kann ihn nicht erblicken, ohne sofort an das edle Standbild des heiligen Wenzel aus dem Jahre 1373 im Weitsdome zu denken. Denn dort gewahren wir den gleichen adligen Anstand eines gelösten Stehens auf unverhüllten Beinen, das erst ein Parler wieder hatte wagen dürfen, wir sehen die gleiche Haltung von Schwert und Lanze, und wenn sich auch die schwere, grobe Schuppenpanzerung beim heiligen Wenzel nicht wiederfindet, so begegnet sie uns um so ähnlicher bei dem Sitzbilde Karls IV. selbst am Altstädter Brückenturm. Es wäre gewiß nicht schwer, auch für die Maria eine Analogie in der Reihe der Prager Trisorienbüsten und für die bärenhaften Heiligen an der Seite ein Vorbild unter den Grabtumben des Prager Domes zu finden. Uns mag einstweilen hier die Feststellung genügen, daß jetzt auch das Friaul, auch Aquileia in den künstlerischen Bereich jener großen schwäbischen Baumeister- und Bildhauerfamilie einbezogen wird, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die gotischen Bauhütten von Basel und Freiburg, von Schwäbisch Gmünd, Nürnberg und Prag beherrschte.

Wie in so vielen anderen Randgebieten des deutschen Siedlungsbereiches fiel aber auch im Friaul die Blütezeit des deutschen Kunstschaffens, am Anfang des 15. Jahrhunderts, zusammen mit den Jahrzehnten eines politischen Zurückweichens. Als sich die Republik Venedig im Jahre 1420 wichtiger Teile des Landes bemächtigte und damit das Erbe der deutschen Standesherrn antrat, da tat zunächst der Wechsel in der politischen Leitung dieses Gebietes den vielen dort ansässigen deutschen Meistern keinen Abbruch. Wenn ihre Kunst fortan noch begehrt wurde, so verdankte sie das nicht mehr irgendeinem politischen Vorspann, sondern nur noch ihrer rein künstlerischen Überzeugungskraft. Je mehr die deutschen Maler, Schnitzer und Steinmetzen, die uns in den Notariatsarchiven von Udine und Cividale so zahlreich begegnen, all jenen Gefährdungen ausgesetzt waren, denen der Landesfremde nun einmal unterliegt, um so mehr mußte es bedeuten, daß sie sich dennoch bis in das 16. Jahrhundert hinein behaupteten, und an der Ebenbürtigkeit ihres Könnens hat man damals im Friaul nicht gezweifelt.

Die äußeren Bedingungen ihres Schaffens werden wir uns auch jetzt noch in zwiefacher Art vorzustellen haben. Einen gewissen Rückhalt mußten sie, als ansässige Meister, noch immer in den allenthalben wohnhaften deutschen Kaufmannschaften finden, die naturgemäß gern die eigenen Landsleute beschäftigten. Diesen Vorgang der Auftragserteilung können wir zum mindesten in einer dem Friaul nahe benachbarten Stadt, in Treviso, belegen, wo eine starke Kolonie deutscher Kaufleute fest zusammenhielt. Für die „Scuola“, die „Schule“ der Deutschen zu „Serevys“ arbeitete ein salzburgischer Meister im Jahre 1414 das erlesen schöne Vesperbild, das noch heute auf dem Altar dieser deutschen Landsmannschaft in der Kirche San Niccolo steht. Das edle Werk mag uns schon eingangs zeigen, was wir von einer Sammlung der deutschen Bildwerke in Oberitalien erhoffen dürfen. Es steht hier vor uns in einer morgendlichen Frische und Reinheit der Neuerfindung, die noch nicht durch eine allzuhäufige Wiederholung ihrer Formen verbraucht ist. Nicht das allein aber ist unser Gewinn, daß wir eine auch aus der Heimat vertraute Gattung der deutschen Pietà in den Formen des weichen Stiles nun auch auf fremdem Boden wiederfinden. Vielmehr fällt, als Reflex gleichsam, von dieser Schöpfung helles Licht auf ihr Ursprungsland zurück. Die Aufstellung dieser Gruppe in der Fremde war ein Ereignis, dessen Gedächtnis man lebendig erhielt, und so erfahren wir denn urkundlich, was wir für innerdeutsche Kunstwerke dieser Zeit so gut wie niemals wissen: das Entstehungsjahr 1414, und den Auftraggeber, die deutsche Gemeinde. Im öffentlichen Leben Italiens war ja der schriftliche Verkehr schon so viel weiter verbreitet als im Norden, daß uns viel häufiger als dort urkundliche Nachrichten auch über deutsche Werke Auskunft geben. So wird es denn möglich sein, von auslandsdeutschen Arbeiten her wichtige Rückschlüsse auf das innerdeutsche Kunstschaffen zu ziehen, und dieser Gewinn kommt zu jenem anderen, größeren hinzu, der in der Kenntnis dieser deutschen Leistungen selbst liegt.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts aber scheint das Friaul für deutsche Meister nicht das eigentliche Ziel ihrer Wanderung gewesen zu sein, sondern vielfach nur eine Etappe ihres Weges nach Venedig. Manche der deutschen Arbeiten, die wir heute kennen, ist gewiß nur unterwegs entstanden, um ihrem Schöpfer die weitere Wanderung nach dem Süden zu ermöglichen. Denn in Venedig schickte man sich eben damals an, die Fassadengiebel von S. Marco mit einem reichen Besatz von gotischen Figuren zu schmücken, auch die innere Ausstattung der Kirche wurde ergänzt, und so scheinen denn geschickte Meister willkommen gewesen zu sein. Kamen sie aus dem deutschen Südoften, der in dieser Zeit des „weichen Stiles“ an schöpferischer Kraft den Westen ja fast übertraf, so war für sie das Friaul ein natürliches Durchgangsland, und es überrascht uns daher nicht, die besten deutschen Werke längs der Paßstraßen und großen Flußtäler zu finden, die aus den Alpen nach dem Süden führen: zu Cividale, wo der Weg vom Sonzotal her mündet, zu Venzone und Gemona am Tagliamento, und endlich in Lizians Heimat, Pieve di Cadore, im oberen Piavetal. Zum mindesten einen deutschen Bildhauer können wir auf seinem Wege etappenweise verfolgen. Er scheint aus Kärnten über die Berge gekommen zu sein und scheint zuerst in Venzone Halt gemacht zu haben, dort also, wo der Tagliamento aus seinem engen Gebirgstale hervorkommt und zwischen den letzten Felsen hindurch in die friaulische Ebene eintritt. Hier, in der kleinen venezianischen Grenzfestung, steht auf dem Hochaltar des Kirchleins S. Giovanni eine Gruppe der thronenden Maria mit Kind (Abb. 3), die zwar vielfach beschädigt ist — so ist z. B. das Kind fast völlig ergänzt —, die uns aber dennoch das südoßdeutsche Madonnenideal des weichen Stiles in seiner reifsten und glücklichsten Ausprägung zeigt. In weich gerundeten Wellen rauschen die Mantelsäume vom Haupt auf die Schultern, von dort, sich überkreuzend, auf die Knie, und endlich abermals reich verschränkt, auf den Boden herab. Von den volleren Formen des schweren Stoffes setzt sich dann das feine Gefältel eines zarten Kopfstüchleins ab, dessen freigewordene Enden sich vor der Brust überkreuzen und von dem spielenden Christkind ergriffen werden. Zu Füßen der Jungfrau aber tummelt sich eine Schar pausbäckiger Engellkaben, die ihre Gebieterin samt ihrem Wolkenthron in die Lüfte zu heben scheinen. — Diese gleiche Meisterhand finden wir nun in einem anderen Werke fern von Venzone wieder: in einer stehenden Heiligen, die zusammen mit drei anderen deutschen Figuren über dem Gestühl im Chore von S. Marco steht. Wir bedürfen nicht erst der beiden Engellkaben zu ihren Füßen, um die Identität des Meisters zu erkennen; sie offenbart sich uns schon in der Anlage des zart geneigten Kopfes und in der schweren Fülle der weich gewellten Mantelfalten, und so sehen wir denn, wie es diesem Meister gelungen ist, mit seiner Kunst durch das venezianische Vorland bis in das zentrale Heiligtum Venedigs vorzudringen, das auch manches andere Werk von deutscher Hand aus dieser Zeit in seinen Mauern birgt.

Vor allem aber waren es die Vesperbilder, die man immer wieder von den Deutschen Meistern begehrte, und sie bilden auch den Kernbestand der uns erhaltenen

Plastik im Friaul. Der Verfasser hat es an anderer Stelle (s. o. Anm. 2) zu erklären versucht, warum der Italiener seit dem späten 14. Jahrhundert eben diese Form des deutschen Andachtsbildes allen anderen deutschen Werken vorzog, ja warum er sie so bereitwillig aus der Hand deutscher Meister entgegennahm, daß wir heute schon mehr als sechzig deutsche Pietätsgruppen in Italien kennen. Das Bild der Mutter Maria, die ihren toten Sohn auf den Knien hält, war der italienischen Malerei längst bekannt; ein unverlierbares Grundempfinden des Italieners für körperliche Ponderation scheint aber dieser Zusammenordnung zweier schwerer Körper widersprochen zu haben, und so haben sich bis in die Generation, die Michelangelo vorausging, alle großen italienischen Bildhauer dieser Aufgabe versagt. Dennoch war das geistliche Bedürfnis nach dieser Form des Andachtsbildes durch vereinzelte deutsche Gruppen geweckt worden, und so wurde man seit etwa 1400 nicht müde, sie immer wieder bei den wandernden oder ansässigen deutschen Meistern zu bestellen.

Auch von der Hand des Meisters, der die thronende Maria in Venzona schuf, oder zum mindesten von der Hand eines ihm sehr nahestehenden Landsmannes, besitzen wir im gleichen friaulischen Orte, in einer Kapelle des Domes, ein herrliches Vesperbild (Abb. 4). Es ist das einzige der hier besprochenen Bildwerke, das der deutschen Forschung schon lange vertraut war, und es ist zugleich die edelste deutsche Leistung auf diesem Boden. Im Jahre 1424 ist es, nach der Inschrift auf seinem Sockel, entstanden, und diese Jahrzehnte sind eine wahrhaft glückliche Zeit der deutschen Kunstgeschichte; denn jetzt verstehen es deutsche Meister elegant zu sein, ohne flach zu werden, und eben darum sind sie in dieser Sprache ihres reifen „weichen Stiles“ dem Südländer auch so gut verständlich. Die damenhaft verfeinerte, herbstlich reife Schönheit dieses Werkes wendet sich an einen erlesenen Geschmack, sie will von Kennern verständnisvoll genossen werden, und dennoch verliert die Gruppe dadurch nichts von dem echten religiösen Gehalt des Andachtsbildes; ja dessen Sinn durchdringt uns um so tiefer, je mehr wir das Gesetz dieser künstlerischen Rechnung erkennen. Der Meister von Venzona schwelgt nicht im Leiden der Mutter und des Sohnes, er sucht das Kunstwerk im Andachtsbild, und so gibt er uns dort, wo die Lösungen des 14. Jahrhunderts gern besonders kraß gewesen waren, schön artikulierten Kurven voll immer neuer Reize. Die geschwungene Linie des einsinkenden Christusleibes hebt sich wirkungsvoll gegen die waagrecht gelagerten Arme ab, und die federnde Eleganz der Wadenlinie offenbart sich erst dadurch in ihrer ganzen Schönheit, daß sie sich von der geraden Seitenwand des Thrones abhebt. Am freiesten aber kann der Künstler natürlich mit dem gefügigen Stoff des Faltenwerkes schalten, und hier vernehmen wir ein pathetisches Rauschen aufgewühlter Gewandmassen. Diagonale Verschränkungen sind es, die dem Meister vor allem gefallen. Die sorgfältig gepflegten Wellensäume des Kopfstuches, die gleich einem Tränenstrome zur Rechten des Madonnenhauptes herabrauschen, wechseln unten auf das linke Knie hinüber, um sich von hier aus in üppiger Flut hinabzuergießen. Die an der linken Wange melodisch aufsteigende Bewegung des Kopfstuches wird



Abb. 2. Aquileia, Basilica.
Pfeilerkapitell. Deutscher Meister
aus dem Parlerkreise. 14. Jh.

Phot. Ministero Pubbl. Istruzione



Abb. 3. Benzone, G. Giovanni.
Maria mit Kind. Um 1420.

Phot. Dr. Mannowsky-Danzig



Фот. в. Мамонты-Дангиг

Abb. 4. Pienza, Dom. Vesperbild. 1424.



Ауфnahme des Verfassers

Abb. 5. Gemona, Dom. Vesperbild. Um 1420.



Phot. Ministero Pubbl. Istruzione

Abb. 6. Midiis, Schnitzaltar. Um 1520.



Thor. Briggheft, Udine

Abb. 7. Gemona, S. Maria delle Grazie. „Anna Selbdritt“ mit anderen Heiligen. 1505.

durch die flach verebbenden Falten beantwortet, die vom rechten Knie herabströmen, und so vollendet sich in all diesen wohlüberlegten Entsprechungen der Eindruck einer kunstvoll geordneten Drapierung.

Die lokalen Meister des Friaul hatten einer solchen erlesenen Feinkunst um diese Zeit nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen, und nur unter dieser Voraussetzung war ja der Zustrom deutscher Meister möglich geworden. Das Vesperbild von Venzone ist nur aus einer langen künstlerischen Erfahrung, ja aus dem äußersten Raffinement ostdeutscher Spezialwerkstätten zu erklären, und so hat denn Wilhelm Pinder schon erkannt, daß die diesem Werke nächst verwandte Gruppe in der Breslauer Elisabethkirche steht. Wenn wir deshalb auch noch nicht sogleich an einen schlesischen Meister zu denken brauchen, so dürfen wir doch als wichtiges Ergebnis festhalten: das Auftreten deutscher Meister im Friaul ist nicht ein Vorgang des nahen Grenzverkehrs allein, sondern es vollzieht sich in ganz großen und Länder umspannenden Arbeitszusammenhängen.

Andere deutsche Vesperbilder in der Nachbarschaft halten sich nicht mehr auf der gleichen Höhe der plastischen Feinarbeit. Eine Gruppe im Dome zu Cividale scheint zwar auf das Vorbild in Venzone zurückzugehen, mit dem sie motivisch weitgehend übereinstimmt. Die Formen von Körper und Gewand aber, die dort in feinsten Ziselierung aus dem Stein hervorgeholt worden waren, werden stumpfer, und sackartig schwer umhüllt der Mantel jetzt die Gottesmutter. Auch diese geringeren Werke sind deshalb für uns wichtig, weil sie uns zeigen, daß gleichzeitig ganz verschieden geschulte Werkstätten und Meister von verschiedener landschaftlicher Herkunft im Friaul tätig waren. Sie schließen sich also nicht in der Fremde organisatorisch zusammen, um den Wettbewerb mit den einheimischen Künstlern durch den „Vertrieb“ einer genormten Ware auszuhalten — diesen Vorgang können wir erst in Mittelitalien beobachten, wo der Existenzkampf der zugewanderten Fremden naturgemäß noch schärfer war — sie äußern sich vielmehr in der Fremde hie und da so unbefangen wie in der Heimat, ja sie passen sich gelegentlich dem italienischen Formgefühl überraschend wenig an. So ist z. B. in einer Gruppe des Domes zu Aquileia das Mißverhältnis zwischen dem schweren männlichen Körper und dem zarten weiblichen, der ihn tragen soll, mit einer Kraßheit herausgearbeitet, die wir an dieser Stelle schärfer empfinden als auf deutschem Boden. Denn eben diese statischen Bedenken wären es ja offenbar, aus denen wir uns die Scheu des Italieners vor dem plastischen Vesperbilde zu erklären haben. Wo sich deutsche Meister aber der italienischen Auffassung zu nähern suchten, da formten sie ihre Gruppen gern im Sinne des repräsentativen Kultbildes um. In der schönen Pietà des Domes zu Gemona (Abb. 5) neigt sich das jugendliche Haupt Mariens nicht mehr zu Christus herab, und das des Sohnes selbst kehrt sich in scharfer Wendung dem Beschauer zu. Das zarte Motiv der sich zum letzten Male begegnenden Blicke wird also einer neuen Symmetrie und frontalen Schaulbarkeit zum Opfer gebracht, und damit wird gerade der innerste Gehalt, die lyrische Einsamkeit des deutschen Vesperbildes dem fremden Emp-

finden zuliebe preisgegeben. Häufig aber griffen die Veränderungen, die im Auftrage außerdeutscher Besteller erfolgten, noch viel tiefer in den Urbestand ein. Auffällig oft mußten deutsche Meister die einsame Gruppe der Maria mit ihrem Sohne zu einer dramatischen Szene umwandeln, wie sie der Auffassung des Italieners entsprach. So wird denn die Maria einer deutschen Be Weinungsgruppe in der Kathedrale von Triest⁴ von einem ganzen Chöre Klagender begleitet, von denen Magdalena das Haupt und eine andere Frau die Füße des Heilandes aufnimmt. Statistisch mochte diese Lösung einem italienischen Besteller mehr zusagen als das deutsche Urbild in seiner labilen Verteilung der Massen. In ihrer tiefen Eindringlichkeit aber leidet die Marienklage unter diesem vielstimmigen Echo, und gerne mögen sich die deutschen Meister zu dieser szenischen Erweiterung nicht verstanden haben. Der Standort dieses Werkes weist uns nun schon über die Grenzen des Friaul hinaus, und so sei hier denn wenigstens angedeutet, daß die deutsche Erfindung des plastischen Vesperbildes auch noch weiter nach Süden, durch Dalmatien bis nach Cattaro in schönen Werken zu verfolgen ist.

Ein späterer deutscher Meister genügte der gleichen fremden Forderung in höchst eigentwilliger Weise. Leonhard Thauer, ein vielbeschäftigter deutscher Maler und Schnitzer, der seit 1465 in Udine und später in Cividale ansässig war⁵, hatte 1487 für G. Daniele im Friaul eine achtsfigurige Be Weinungsgruppe zu liefern. Er beharrt dabei, die Mittelgruppe der klagenden Maria als das zu geben, was sie für ihn ist und bleibt: einsames Vesperbild auf eigener Sockelplatte. Wohl fügt er das trauernde Gefolge hinzu, aber er erzwingt keine verbindende Handlung unter den Trauernden, und keiner von ihnen darf helfen, die Last des Toten zu tragen. Bäche also verteidigt der deutsche Schnitzer, für den uns die Altaraufträge noch in Fülle überliefert sind, seine deutsche und spätgotische Gesinnung; dennoch müssen wir uns sagen, daß er sich mit seiner Kunst nicht mehr an die gleichen anspruchsvollen Kreise des Friaul wird haben wenden können, zu denen einst das schöne Vesperbild von Venzona gesprochen hatte. Jetzt, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, ist der deutsche Meister, der nun mehr in der Breite wirkt, dem einheimischen nicht mehr unbedingt überlegen. Ein Ausgleich der Kräfte ist eingetreten, und unter deutschem Einfluß kommt es zur Bildung einer bodenständig friaulischen, von örtlichen Meistern getragenen Volkskunst, die aber noch immer unverkennbar alpenländisch-deutsche Züge aufweist. Träger dieser Kunst sind namentlich die vielen Glieder der Familie Mioni aus Tolmezzo⁶ in der Carnia, die künstlerisch und gegenständlich mit ihren Schnitzaltären in enger Beziehung zu dem deutschen Kunstkreis Tirols und Kärntens stehen. Für ihr Schaffen darf es vor allem gelten,

⁴ Vgl. Dorothee Westphal, Eine gotische Gruppe der Be Weinung Christi in der Kathedrale von Triest. Goldschmidt-Festschrift 1935, S. 64 ff.

⁵ Vgl. Joppi, Vincenzo. Contributo quarto ed ultimo alla storia dell'arte nel Friuli. Venezia 1894, S. 15 f.

⁶ Vgl. die ungedruckte Wiener Dissertation Nr. 10805 von G. R. Müller, Gian Francesco da Tolmezzo. Friaul als ein Ursprungsland des venezianischen Barock (1930).

was schon Crowe und Cavalcaselle in ihrer Geschichte der italienischen Malerei bemerkten: daß die Kunst des Friaul zwischen deutschem und italienischem Wesen schwankte und oft in einer altertümlichen Behandlungsweise befangen sei. Das unvermischt deutsche Element aber wurde durch diese Entwicklung naturgemäß immer mehr zurückgedrängt, und um 1500 ist die deutsche Maler- und Schnitzkunst im Begriff, zur bäuerlichen Volkskunst der Grenzgemeinden „herabzusinken“. Ihr Geltungsbereich beschränkte sich fortan auf die stillen Täler der Carnia oder allenfalls noch auf einen Landstrich nordwärts von Udine am Fuße des Gebirges. Schon Leonhard Thanners Werke müssen wir in den abgelegenen Dorfkirchen aufsuchen, wir finden sie also nicht mehr, wie die des „weichen Stiles“, in den großen Domen von Aquileia oder Cividale. Offenbar halten jetzt diese deutsch-friaulischen Meister nicht mehr wie einst mit der Stilentwicklung in der Heimat Schritt, und mancher der Altäre aus der Carnia wirkt jetzt provinziell und rückständig.

Immerhin waren auch jetzt noch tüchtige Leistungen möglich. Der Schnitzaltar von Midiis (Abb. 6) führt uns nun schon ins 2. oder 3. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts hinüber, und wiederum ist es eine andere deutsche Landschaft, auf die er zurückweist. In einer bäuerlich derben Umformung setzt er den Stil des bairischen Leinbergerkreises und auch den „Parallelfaltenstil“ des schwäbischen Meisters von Ottobeuren voraus, der ja ganz allgemein im deutschen Südoften so bereitwillig aufgenommen worden war. Betrachten wir nur den Florian zur Rechten mit dem kecken Zellerhut, dem völlig asymmetrisch angelegten Kopf und den wallenden Locken; verfolgen wir die radial auseinanderstrebende Riffelung seines Panzers und die rauschenden Parallelfalten seines Mantels, so treten uns die ritterlichen Heiligen bairischer Schnitzer ins Gedächtnis, wie etwa der herrliche Georg des Deutschen Museums, und auch die Gottesmutter erinnert von fern an Hans Leinbergers großartige Landshuter Maria. Bayern und das Allgäu wirken offenbar in dieser Zeit künstlerisch stärker als das unmittelbar angrenzende Tirol, und nur vereinzelt vernehmen wir noch im italienischen Dolomitengebiet Nachklänge der großen Pacherzeit. So birgt die Kirche von Rocca Pietore, am Fuße der Marmolatagruppe gelegen, einen schönen Flügelaltar, in dem die künstlerische Überlieferung Michael Pachers noch unmittelbar lebendig ist. Der Aufbau der Staffel, deren Dreikönigsgruppe später ins Gesprenge versetzt wurde, und die Gliederung des Schreines entsprechen jetzt, um 1510—1520, noch immer dem großen Vorbilde, das Pacher selbst in seinem Grieser Altar gegeben hatte, und nur aus Einzelformen wie etwa den Renaissanceputten zu Häupten der Maria, der Ornamentik des Sockels oder dem barocken Faltenwurf der stehenden Heiligen können wir es ablesen, daß mehr als ein Menschenalter seit jener großen Heldenzzeit der Tiroler Schnitzkunst vergangen ist. Immer von neuem aber bestätigt sich uns die Feststellung, auf die wir Wert legen müssen: der künstlerische Zustrom in dieses Vorland des deutschen Siedlungsbereiches war aus dem gesamten deutschen Kunstgebiet gekommen. Neben Leonhard Thanner arbeitete ein „Stefano di Settecastelli“, ein Siebenbürger also, eine ostdeutsche Werkstatt hatte einen

ihrer besten Meister nach Venzona entsandt, tirolische, bairische und schwäbische Hände konnten wir nachweisen, und selbst die oberrheinische Kunst wirkte durch ihre Graphik bis hierher in den Osten: die Passionsdarstellungen des Gian Francesco da Tolmezzo in Provesano bei Spengenberg sind fast wörtlich nach Schongauerstichen ausgeführt. Damit verglichen erscheint der Beitrag des angrenzenden Kärnten gering, und jedenfalls war das Friaul im 15. Jahrhundert mit dem gesamten deutschen Hinterland verbunden.

Wurde also die spätgotische Plastik immer mehr zu einer rein volkstümlichen Kunstübung der örtlichen deutschen Bildschnitzer, so erhob sich die deutsche Malerei in diesem Lande noch einmal zu einer Leistung von höchstem deutschen Rang. In der Kirche S. Maria delle Grazie zu Gemona hängt ein Altarbild aus dem Jahre 1505 (Abb. 7), das wir neben den edelsten deutschen Schöpfungen der Dürerzeit ebenbürtig nennen dürfen. Dargestellt ist die Heilige Sippe. In der Mitte thront die Anna Selbdritt, d. h. die Mutter Anna mit Maria und dem Christkind auf dem Schoß, ihr zur Seite der alte Joachim, Mariens Vater, auf einen Stoc gestützt; rechts Joseph, und im Vordergrund zwei Heilige: Rudbert zur Linken, und Margareta auf dem Drachen zur Rechten; in der Mitte kniend endlich die beiden Stifter, die sich mit dem Anruf auf ihren Spruchbändern an ihre Schutzheiligen wenden. Das prachtvolle Wappen in der rechten unteren Ecke mit einem stämmigen nackten Burschen im Schild gibt uns einen Hinweis auf die äußere Geschichte des Bildes. Es ist das Wappen der salzburgischen Familie Heldt, die noch heute als das Haus der Grafen „Elt“ in dieser Gegend ansässig ist. Ein Andreas Held, salzburgischer Kaufmann in Gemona — oder „Glemaun“, wie die Deutschen sagten — wurde im Entstehungsjahre des Bildes, 1505, in den Rat dieser Stadt aufgenommen und gründete den friaulischen Zweig der deutschen Familie. Wahrscheinlich steht die Stiftung des Gemäldes mit dieser Niederlassung in irgendeinem Zusammenhang. — Inhaltlich stellt uns das Bild zunächst vor manches Rätsel, denn seine Motive sind seltsam gehäuft. Wie es sonst nur der Catharina zukommt, gibt hier die Margareta dem Christkind ihren Ring. Gleichzeitig aber empfängt Maria aus der Hand ihrer Mutter den Apfel, der doch im Grunde nur das Kind erfreuen kann, und über der Gruppe schwebt, durchaus ungewöhnlich, die Taube des Heiligen Geistes. Joachim ist eigentümlich verzeichnet, als früge er, wie Dionysius, das eigene Haupt vor sich her, und Joseph scheint seiner Bewegung nach eine Fahne oder Lanze schultern zu sollen, die doch in seinen Händen fehlt. Dennoch spüren wir das gesamte malerische Können der oberdeutschen Meister um 1500 in diesem Bilde verarbeitet: die heilige Margareta mit der blasigen Stirn und dem aufgelösten Haar läßt uns an den jungen Cranach denken, in dem heiligen Bischof gegenüber leben Pachtersche Gestalten nach, zugleich aber ist der Umkreis dieser gewaltigen Erscheinung erfüllt von der gewittrigen Geladenheit, von dem Dampfen und Sprühen mancher Landschaften aus der „Donauschule“. Der heilige Joseph endlich wendet sich uns entgegen mit einem Blick von einer Tiefe, wie er erst durch Dürers Erlanger Selbst-

bildnis möglich geworden ist, und zugleich müssen wir bei diesem Aufblick über den eigenen Arm hinweg an den kämpfenden Michael der Apokalypse denken.

Gehen wir nun den äußeren Spuren nach, die uns nach Salzburg und in das Innviertel wiesen, so kommen wir zu keinem völlig befriedigenden Ergebnis. Stilistisch nahe verwandt ist hier zweifellos der Meister von Mühldorf, von dem wir den Stammbaum des Geschlechts der Pfäffinger aus dem Jahre 1516 kennen (München, Bayerisches Nationalmuseum). Nahe vergleichbar sind hier gewiß einzelne Köpfe, nahe vergleichbar auch das ornamentale spätgotische Geflatter der Spruchbänder. Abgesehen aber von dem schroffen Unterschied der Qualität läßt dieser Meister nirgends die schöpferische Auseinandersetzung mit Italien erkennen, die der Maler von Gemona vollzogen hat. Denn was er uns gibt, das ist, in einer eigenwillig spätgotischen Umdeutung, die „Santa Conversazione“ der Venezianer. Diese feierliche und klar überschaubare Bildordnung hatte sich über das venezianische Festland in der Formulierung verbreitet, die das Geschlecht der Vivarini diesem Thema gegeben hatte. Offenbar hielt sich der deutsche Meister an große Altarbilder wie das des Alwise Vivarini, das einst in Belluno stand (um 1493, heute in Berlin). Nur von dort konnte er den halbrunden Bildabschluß übernehmen, der ja der spätgotischen Malerei nicht geläufig ist, nur von dort die beiderseits gleichmäßige Staffellung der Heiligen, und statt der musizierenden Putten gibt er im Vordergrund die knienden Stifter. Ja wir dürfen sogar fragen, ob nicht die halbrunde Glorie hinter dem noch außerdem gegebenen Heiligenschein der Mutter Anna dadurch entstanden ist, daß die Kuppel des Venezianers herabgezogen und in die Fläche gebreitet worden ist. Denn alle räumlichen Werte sucht der deutsche Meister zu unterdrücken: die gemalten Pilaster des Venezianers scheidet er aus dem Bilde aus und weist sie der realen Rahmung zu, alle Gelenke des Baues, die dort sichtbar werden, hat er sorgfältig verdeckt, und nur in der vordersten Schicht duldet er den klar konstruierten Raum. Die Statik seines Vorbildes hat er also verwischt; was er stattdessen sucht, ist das ganz ornamentale Kräftespiel in der Fläche; er findet es in den Spruchbändern und Wappen, vor allem aber in der turbinenartig kreisenden Mittelgruppe der sich begegnenden Arme und Hände.

Jetzt also war es die schöpferische Auseinandersetzung mit der italienischen Kunst, und nicht mehr die ruhige, sehnsuchtsfreie Selbstbehauptung, die unseren deutschen Meistern im Friaul den Weg zur höchsten Leistung bahnte. Blickten also auch sie jetzt nach Süden, um wieviel mehr mußten es die einheimischen Künstler tun, die jetzt, an der Wende zum 16. Jahrhundert, zum erstenmal in den Werken des Cima und des Pordenone einen wesentlichen Beitrag zur Kunst ihres Volkes lieferten. Nun wurden aus dem Salzburger Kaufmannsgeschlechte der Helder, die den deutschen Maler nach „Glemaun“ gerufen hatten, die Grafen Elti, und in diesem Sinne vollzog sich denn auch kunstgeschichtlich der weitere Verlauf.

Die germanische Landnahme in den Niederlanden

Von Jan de Vries

Das Wort „Landnahme“ hat für die Germanisten einen besonderen Klang; es ruft in ihrem Gedächtnis die isländische *landnáma* auf, deren Geschichte so meisterhaft in dem bekannten *Landnámabók* beschrieben worden ist. Landnahme ist die Besitzergreifung eines Gebietes durch eine neu sich ansiedelnde Bevölkerung, und die Geschichte dieses Ereignisses sollte so geschrieben werden, wie es uns das isländische Beispiel zeigt: „*Öríkr* hieß ein angesehener Mann. Er zog aus Norwegen nach Island. Er war der Sohn von *Hróaldr* *Geirmundsson* *Öríksson*. Er nahm das Land von dem Schluchtsfluß bis zur Nordahe und wohnte zu Hof in *Goddalir*. Seine Frau war *Þurid*, die Tochter von *Þord* mit dem Bart und die Schwester von *Helga*, die mit *Ketilbjorn* dem Alten von *Mosfell* verheiratet war. Ihre Kinder waren *Þorkell* und *Hroaldr*, *Þorgeirr* und *Starri* und *Gunnhildr*¹.“ Bei solchem Ahnenbuch kann man sich leicht vorstellen, daß die heutigen Isländer ihr Geschlecht bis auf die Landnehmer zurückführen können.

Ein solches Siedlungsbuch steht einzig in der Welt da. Gewöhnlich findet ja die Landnahme unter Umständen statt, die eine so ins einzelne gehende Festlegung des Verlaufes nicht gestatten. Namentlich, wenn ein geschlossener Volksverband auf einmal eine Gegend in Besitz nimmt und sich inmitten einer artfremden Bevölkerung ansiedeln und behaupten muß, ist die Landnahme des einzelnen von so untergeordneter Bedeutung, daß sie nicht in der Erinnerung haften bleibt. Nach einigen wenigen Generationen ist man schon überzeugt, immer auf dem väterlichen Boden gewohnt zu haben, oder ist die Tatsache der Landnahme schon zu einem Mythos geworden. Was wissen wir über die Landnahme in den Niederlanden? Kein zeitgenössischer Schriftsteller bezeugt uns etwas darüber, daß zu einem gewissen Zeitpunkt eine bestimmte Volksgruppe sich hier angesiedelt hat. Wir hören von Völkerverschiebungen in mehreren Teilen der germanischen Welt; wir finden in unseren leider allzu spärlichen Geschichtsquellen in einer bestimmten Gegend neue Volksnamen statt der früher erwähnten, und wir schließen, daß z. B. die Sachsen sich auf dem Boden der Tubanten und Chamaven angesiedelt haben.

Man darf wohl sagen, daß die Schriften der klassischen Autoren bis in die letzten Schlupfwinkel durchforscht sind; für die Niederlande ist das gesamte Material in dem musterhaften Quellenbuch, den *Excerpta Romana* von *Byvanck*², aufge-

¹ *Landnámabók* (Ausg. F. Jónsson) S. 64.

² *Excerpta Romana*, De bronnen der Romeinsche geschiedenis van Nederland, I. El., Haag 1931.

speichert. Ich möchte nicht behaupten, daß wir aus diesem Material schon alles hervorgeholt haben, was uns für die Erforschung der Landnahme förderlich sein kann, aber wohl darf man sagen, daß aus diesem Schutthaufen der Geschichte nur ein sehr unvollständiges Bild der Ereignisse hervorgehen kann.

Das Wort Landnahme statt der üblichen Bezeichnung Völkerwanderung zeigt eine Verschiebung der Blickrichtung, die zu andern Fragestellungen die Veranlassung gibt. Aber diese neuen Fragen finden in den historischen Schriften nur eine dürftige Antwort. Man wird sich von der Mangelhaftigkeit der geschichtlichen Überlieferung eine Vorstellung machen können, wenn man erwägt, daß die Forschung bis auf den heutigen Tag nicht einmal einwandfrei feststellen konnte, ob die germanischen Stämme sich in geschlossenen Verbänden auf dem neu erworbenen Boden festgesetzt haben, oder aber nur als eine Herrschicht zwischen der am Orte gebliebenen ursprünglichen Bevölkerung. Wir müssen uns nur zu oft mit Namen zufriedengeben, statt auf gesicherten Tatsachen weiterbauen zu können.

Nun ja, es gibt der Rätsel viele in der Geschichte, und wir müssen uns zu bescheiden wissen. Was treibt uns heutzutage dazu, mit so fieberhafter Energie nach der Lösung gerade dieser anscheinend unlösbaren Probleme zu streben? Ein nur aus Wissensbegierde hervorgegangenes Ringen mit der Vergangenheit würde wohl schon längst die eifeln Versuche aufgegeben haben, aus historischen Quellen hervorzuholen, was nicht darin verborgen liegt. Daß wir energischer als je, und wie wir hoffen dürfen, mit mehr Erfolg als vorher, uns um die Erkenntnis der germanischen Landnahme bemühen, wird durch eine Reihe von Umständen erklärt, die ihrerseits für die Art der Fragen, die wir heute stellen, bestimmend sind. Der Wille zur Erkenntnis ist gesteigert, und zu gleicher Zeit haben wir neue Hilfsmittel gefunden, um das Problem der Lösung näherzuführen.

Das Bedürfnis, die germanische Landnahme in unserem Land genau kennenzulernen, ist eine Folge der veränderten Einstellung zu den germanischen Problemen überhaupt. Es ist noch nicht so lange her, daß wir uns unserer in Tierhäute gehüllten Vorfahren schämen zu müssen glaubten. Die früh- und vorgeschichtliche Forschung hat sich begreiflicherweise mehr denjenigen Völkern zugewandt, bei denen die materiellen Erzeugnisse einer hochentwickelten Kultur zu finden waren; man kommt zu schöneren Ergebnissen, wenn man eine Pyramidengrabkammer als wenn man ein Urnengräberfeld untersucht. Aber die wachsende Beschäftigung mit der altnordischen Literatur hat das Auge für die kulturellen Leistungen der germanischen Völker geöffnet, und das erhöhte Interesse für Edda und Sagas hat sich sogar über die Kreise der Fachgelehrten hinaus bis in die Laienwelt verbreitet. Die archäologischen Funde, namentlich aus der skandinavischen Bronzezeit, haben das Vorurteil über die primitiven Kulturen der vorgeschichtlichen Bevölkerung Nordeuropas endgültig beseitigt, und damit regte sich wieder der Wunsch, etwas mehr von den Vorfahren auf eigenem Boden zu wissen. Die Gefahr, an Stelle der Wirklichkeit idealisierte

Wunschkilder zu sehen, ist natürlich groß, besonders weil gerade für diese Gebiete die vorgeschichtliche Forschung nur dürftige Resultate liefern konnte.

Auch die Neuorientierung der Volkskunde hat dazu beigetragen, das Interesse für die Siedlungsgeschichte der Germanen zu steigern. Ich brauche nicht näher auszuführen, wie sich die Volkskunde aus einer am Stofflichen allzusehr haftenden Volkloristik zu einer richtigen Volkstumswissenschaft entwickelt hat; damit aber wurde die Forschung von der einseitigen Hervorhebung des internationalen Charakters der volkstündlichen Erscheinungen auf die Verwurzelung der Volkskultur in dem eigenen Volksboden gelenkt. Falls man aber aus den vieldeutigen und verwinkelten Kulturererscheinungen das Wesen eines Volkes erkennen will, muß man über die Art und die Geschichte dieses Volkes klare Vorstellungen haben.

Wenn mehrere Wissenschaften sich in einer bestimmten Periode auf neue Ziele besinnen, so hat sich das geistige Gesicht der Zeit entsprechend gewandelt. Die germanische Vorgeschichtsforschung ist in den Vordergrund getreten, weil die Wertschätzung des germanischen Wesens gesteigert ist, weil man die Bedeutung der Germanen für die Weltgeschichte mit größerem Selbstbewußtsein anerkennt. Das 20. Jahrhundert zeigt ein ganz anderes geistiges Antlitz als das vorhergehende; seine Eigentwerte werden gewiß nicht durch ein Wort wie Neuromantik in erschöpfender Weise umschrieben, aber damit dürfte doch wohl im allgemeinen die Richtung der heutigen Strebungen gekennzeichnet sein. Ich berühre das nur im Vorübergehen, weil es nicht zu meinem eigentlichen Thema gehört; aber es ist immer gut, sich gegenwärtig zu halten, daß das Objekt und das Ziel der heutigen Forschung wesensbestimmt sind durch das ganze Lebensgefühl unserer Zeit. Dieses bestimmt ja auch, welche Aufgaben wir uns stellen. Wir wollen die germanische Landnahme nicht nur erforschen, weil wir über sie genaue Kenntnisse haben wollen, um dann unser eigenes heutiges Volkstum richtig zu verstehen, sondern wir vergegenwärtigen uns auch, daß es die Besiedlung unseres eigenen Landes gilt, und daß die Siedler unsere eigenen Vorfahren sind. Damit ist auch die Notwendigkeit gegeben, das Germanische klar von dem Nichtgermanischen zu sondern und zu bestimmen, inwieweit die beiden Elemente bis auf den heutigen Tag fortleben.

Wir haben schon bemerkt, daß die historischen Quellen uns nur die schattenhaften Umrisse der Landnahmezeit zeigen und wir müssen deshalb fragen, wie es möglich sein wird, in dieses Dunkel Licht zu bringen. Kurz zusammengefaßt können wir die zu lösenden Probleme in folgender Weise formulieren. Wir entnehmen den archäologischen Befunden, daß die Germanen sich erst ziemlich spät, im letzten vorchristlichen Jahrtausend, in unserem Land angesiedelt haben. Wie war das Verhältnis zwischen der autochthonen nicht indogermanischen Bevölkerung und den neu sich ansiedelnden Germanen? Wurde sie vertrieben, oder blieb sie an der Scholle haften, wie das eine Bauernbevölkerung immer versucht hat? Haben die Germanen sich neben ihr angesiedelt und sich mit ihr allmählich vermischt? Ist die alte Bevölkerung von den Germanen aufgesogen worden, oder hat sie sich bis heute behaupten können? Wir

wissen, daß die Germanen in verschiedenen Schüben hintereinander in das niederländische Gebiet eingedrungen sind: die zu gleicher Zeit Nord-Süd- und Ost-West-Bewegung der germanischen Stämme hat immer wieder neue Volksgruppen nach dem Nordseegebiet abgedrängt; wie verhalten sich die späteren Ankömmlinge zu den bereits Jahrhunderte früher angesiedelten Germanen? Sind die Bataver spurlos verschwunden, und haben die Franken sich an ihrer Stelle in einem verlassenen Gebiet eingerichtet, oder aber lebten beide nebeneinander weiter? Haben diese Stämme jeder seine Eigenart bewahrt, oder sind sie unterschiedslos miteinander verschmolzen? Ist die heutige Gliederung des niederländischen Volkes, das sich ja nach äußerer Erscheinung und seelischer Haltung ziemlich scharf unterscheidet, eine Folge der germanischen Landnahme oder der späteren geschichtlichen Entwicklung?

Fragen dieser Art mögen in Anbetracht unserer dürftigen Zeugnisse über die Völkerwanderung unlösbar scheinen, einmal formuliert, werden sie uns nicht wieder loslassen. Eine Karte, die die Siedlung der römischen Zeit skizzenhaft darstellt, indem Namen germanischer Stämme kreuz und quer über das niederländische Gebiet eingeschrieben worden sind, kann uns jetzt nicht mehr befriedigen. Wir wünschen genau zu wissen, wie sich die Volkselemente der frühhistorischen Zeit gegeneinander abgegrenzt haben. Die Auffassung, daß man mit der Hilfe der heutigen Dialektgrenzen die Gebiete der Friesen, Franken und Sachsen bestimmen könnte, ist natürlich schon längst überholt.

Man kann, bei dem heutigen Stand unserer Kenntnisse, nicht erwarten, daß ich in einigen wenigen Worten eine klare Vorstellung der Landnahme in den Niederlanden geben werde. Die Niederlande haben noch kein Werk wie das von Petri³, das einen Anfang mit der Rodung in unserem wissenschaftlichen Urland gemacht hätte. Ich werde also nur die Probleme, die der Lösung harren, zeigen und die Wege der Forschung andeuten können, in der Hoffnung, daß in der nächsten Zukunft sich mehrere jüngere Kräfte dieser Arbeit widmen werden. Denn das Problem muß von verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit in Angriff genommen werden, weil auf jedem Teilgebiet der Forschung unsere Kenntnisse lückenhaft sind und also von anderen Wissenschaftszweigen vervollständigt werden müssen.

Zu einem Volk gehört ein Wohngebiet. Es gilt also zuallererst die geographische Lage des niederländischen Gebietes auch für die ältere Zeit festzustellen. Die Rodung der Wälder, die Trockenlegung der Moräste, die Einpolderung der Watten und Binnenseen haben das Anlitz des Landes in den letzten Jahrhunderten durchaus verändert. Die Geschichte des Kulturbodens bietet also die erste Grundlage für das Gewinnen einer Vorstellung, wie unser Land zu Anfang unserer Zeitrechnung beschaffen war. Nun wird aber diese Rekonstruktion besonders erschwert durch die eingreifenden Umwälzungen, die im Westen des Landes zwischen etwa dem 9. und 13. Jahrhundert vor sich gegangen sind. Man muß sich nur einmal die vorhergehende Lage vorzustellen versuchen: die Zuidersee und das Wattengebiet waren damals

³ F. Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich, 2 Bde., Bonn 1936.

noch nicht gebildet; es gab noch keine Dünen, sondern breite Sandebenen dehnten sich viel weiter als die jetzige Strandlinie in die Nordsee aus; diese selber lag ja viel niedriger als jetzt. Wir können uns also kaum eine Vorstellung davon machen, wie das Land zur Zeit der Römer beschaffen war. Man rechnet in der Bodengeschichte der Niederlande mit einer Katastrophenzeit, in der das allmähliche Steigen der Nordsee das ganze Küstengebiet eingreifend umgestaltet hat. Jetzt wurden die sumpfigen Gebiete des Haffs ein Opfer der immer höher steigenden Wasserfluten. Die Bildung der Dünenreihe hat zwar den Verheerungen des Meeres eine neue Schranke gesetzt, aber überall, wo sie durch die Mündungen der Flüsse durchbrochen war, fand die Nordsee Einfallstore für ihre verheerenden Sturmfluten. Wenn wir noch im 12. Jahrhundert in einer friesischen Chronik lesen, daß Marken eine Insel war, die von allen Seiten nicht von salzigem, sondern von süßem Meereswasser umgeben wurde, und daß man noch 1250 sich erinnern konnte, daß von Harlingen und Stavoren westwärts bis Enkhuizen und südwärts bis Kampen alles früher Land gewesen war, so verstehen wir, daß das Wohngebiet der Friesen noch bis ins Mittelalter hinein durchaus verschieden von dem jetzigen war.

Wir müssen also das Land rekonstruieren. Nur der diluviale Teil ist unverändert geblieben, wenn auch die Kulturtätigkeit der Menschen die bewohnbare Fläche im Laufe der Jahrhunderte vervielfältigt hat. Das westliche Haffgebiet scheint sumpfiger Urwald gewesen zu sein, mit Ausnahme der sandigen Küstenebene und der Kleieablagerungen den Flüssen entlang; hier finden sich auch fast ausschließlich die römischen Funde. Das friesische Gebiet lag durch die niedrigere Höhe der Nordsee günstiger als jetzt und dehnte sich also wohl auch weiter nordwärts aus. Am Rande aber fand schon damals der verzweifelte Kampf statt, den Plinius so anschaulich für das Chaukenland geschildert hat. Wir müssen also mit der Möglichkeit rechnen, daß während der Katastrophenzeit beträchtliche Teile des Landes verlassen worden sind oder sogar ganz vom Meere verschlungen und erst in relativ später Zeit wieder zurückerobert und neubesiedelt wurden. Die geschichtliche Überlieferung hilft uns zwar eine gute Strecke auf unserem Forschungsweg in die Vergangenheit, aber, wo sie versagt, muß die Ortsnamenkunde zu Hilfe genommen werden. Eine der schmerzlichsten Lücken unserer wissenschaftlichen Vorarbeiten ist gerade der Umstand, daß die Ortsnamenkunde in vieler Hinsicht noch Brachland ist. Erst müssen alle Ortsnamen gesammelt und — soweit möglich — durch historische Belege gesichert werden, ehe wir mit der eigentlichen Forschung anfangen können. Dann muß man die großen Siedlungsfragen in Angriff nehmen; die Ortsnamen, die Wörter für Wald, Rodung, Sumpf u. a. enthalten, müssen gesammelt, historisch gesichtet und kartographisch festgelegt werden, damit wir die fortschreitende Urbarmachung des Landes verfolgen können; erst so wird es gelingen, eine Einsicht in die Gestaltung des Kulturlandes im hohen Mittelalter zu gewinnen. Die Terpen in Friesland, die Woerden in der Betuwe, Holland und Seeland geben Auskunft über die gefährdete Lage dieser Teile während und nach der Katastrophenzeit. Es ist selbst-

verständlich, daß nebenher die Bodenforschung energisch betrieben werden soll; ein Buch wie „De Lekstreek“ von L. Vink⁴ zeigt uns schon, welche überraschenden Ergebnisse damit erzielt werden können.

Das so gewonnene Bild muß jetzt die Grundlage für weitere Forschungen bilden; in Zusammenhang mit den Änderungen des Bodens sollen die Schicksale der Bevölkerung erforscht werden. Die Landnahme ist nur ein Teil der niederländischen Volksgeschichte, weil ihr ja schon andere Volkselemente vorangegangen sind, die für die Siedlungsgeschichte unseres Landes von großer Bedeutung gewesen sind. In den diluvialen Teilen hat sich eine vorindogermanische Bevölkerung angesiedelt, die uns die großartigen Riesengräber hinterlassen hat. Die Kultur dieses Volkes muß schon eine beträchtliche gewesen sein, weil ja die Errichtung solcher gewaltigen Grabstätten eine bedeutende soziale Organisation voraussetzt und nur einer sesshaften Bauernbevölkerung zugeschrieben werden kann. Als später die Germanen sich westwärts ausdehnten, hat sich das Hünengräbervolk natürlich in dem alten Wohngebiet behauptet und ist erst allmählich mit der germanischen Herrschicht verschmolzen. Mehr als das früher der Fall war, muß man grundsätzlich mit der Kontinuität der Bevölkerung rechnen; eine Völkerwanderung bedeutet in den wenigsten Fällen einen vollständigen Wechsel der Bevölkerung, sondern nur einen Zusatz neuer Volkselemente, die sich über und zwischen das bodenständige Volk schieben. Falls es richtig wäre, daß das Hünengräbervolk irgendwie mit der Cro-Magnonrasse zusammenhängt, könnte man vielleicht seine Bedeutung in der anthropologischen Struktur des niederländischen Volkes genauer bestimmen. Jedenfalls muß der Versuch gewagt werden, auch in dieser Hinsicht aus dem Ortsnamenmaterial die Spuren ihrer Siedlung hervorzuholen; eine methodische Untersuchung der Ortsnamen in Drente dürfte wohl nähere Aufschlüsse darüber geben.

Aber ehe wir uns an diese Arbeit heranwagen, sollen erst die späteren Schichten bestimmt werden. Hier häufen sich ebenfalls die Schwierigkeiten, weil ja die germanische Landnahme nicht ein einmaliger Vorgang gewesen ist, sondern sich in mehreren, durch viele Jahrhunderte getrennten Schüben vollzogen hat. Um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends haben die Germanen in ihrer westlichen Ausbreitung das niederländische Gebiet erreicht und es, soweit wir darüber urteilen können, allmählich überflutet. Wenn wir den Nachrichten Cäsars glauben dürfen, sind sogar die belgischen Stämme, obgleich äußerlich durchaus keltischer Prägung, von germanischer Herkunft; das dürfte also darauf hinweisen, daß aus dem NO die Germanen in beträchtlicher Zahl eingewandert sind, bis sie in Nordgallien in der bodenständigen Bevölkerung versickerten.

Wir haben schon bemerkt, daß eine uralte Bevölkerung überall in den Niederlanden vorausgesetzt werden muß. Diese umfaßt aber weit mehr als das Hünengräbervolk. Die anthropologische Zusammensetzung des niederländischen Volkes be-

⁴ Leunis Vink, De lekstreet een aardrijkskundige verkenning van een bewoond dettagebild. Amsterdam 1926.

steht aus zwei Hauptelementen, die durch das Rhein- und Maasdelta voneinander getrennt sind: im Norden findet sich der mehr oder weniger ausgeprägte nordische Typus, im Süden aber eine Menschenart von kleinerem Wuchs, von dunkler Haar- und Augenfarbe und brachykephaler Schädelform, die man gewöhnlich als alpine Rasse bezeichnet. Über die Beziehungen zu dem keltischen Volke möchte ich bemerken, daß man sich davor hüten soll, den sprachlich-kulturellen Begriff „Kelten“ mit dem anthropologischen Begriff der alpinen Rasse gleichzusetzen; diese alpine, oder wie man neuerdings auch sagt, die ostische Rasse, ist sowohl vorkeltisch wie vorgermanisch⁵. Es ist wieder ein Beweis für die Unbesiegbarkeit einer ursprünglichen sesshaften Bauernbevölkerung, daß in dem heutigen Volkstum der Niederlande diese beiden Rassenelemente scharf voneinander getrennt noch immer fortleben.

Wie sich die erste germanische Landnahme vollzogen hat, wissen wir nicht. Die Germanen sind einfach da, sobald die Geschichte unseren Weltteil zu erhellen anfängt. Die klassischen Autoren nennen eine Reihe von Stämmen, die wir nur annäherungsweise im niederländischen Gebiet lokalisieren können, wobei richtige oder nur geahnte Wortgleichungen wie Bataven = Betuwe, Tubantes = Twente oder Caninefates = Kennemerland eine Rolle spielen. Wir hören sogar, daß die Bataven ursprünglich zu dem mächtigen Stamme der Chatten gehörten und erst von den Römern im niederrheinischen Gebiet angesiedelt worden sind; archäologische Tatsachen scheinen diese Nachricht zu bestätigen.

Wieder einige Jahrhunderte später kommt die eigentliche Völkerwanderung, die das ethnische Antlitz unseres Landes vollständig geändert hat. Die alten Namen sind mit einem Male verschwunden, und neue treten an ihre Stelle. Wir reden nicht mehr von Tubanten oder Chamaven, sondern von Franken und Sachsen. Aber wieder müssen wir mit Nachdruck betonen, daß die alte Bevölkerung nicht ganz verschwunden sein kann und daß nur eine neue Herrscherschicht sich über sie gelegt hat. Deshalb können wir auch nicht von vornherein sagen, wie groß ihr Anteil an dem ethnischen Aufbau der späteren Bevölkerung gewesen ist; dem Wechsel der Stammnamen steht das Fortbestehen der Landschaftsnamen gegenüber, wie Twente, Betuwe, Hamaland, und das dürfte schon zur Genüge beweisen, daß auch jetzt die Kontinuität der Bevölkerung gewahrt wurde.

Zwei Möglichkeiten sind von vornherein zu erwägen: die Völkerwanderung bedeutet ein Einströmen großer Volksmengen, die demnach die ethnische Zusammensetzung dauernd beeinflusst haben, oder sie ist nur eine mehr oder weniger starke Herrscherschicht, die sich über die einheimische Bevölkerung gelagert hat. Ich brauche hier nicht zu sagen, wie sehr die großartige Untersuchung von Petri die erste Alternative für Belgien und Nordfrankreich als die wahrscheinlichere bewiesen hat. Die Franken haben sich nach Ausweis der Ortsnamen bis tief in Frankreich massenweise verbreitet. Inmitten der gallischen Bevölkerung, die in den letzten Jahr-

⁵ Vgl. meine Ausführungen in dem Aufsatz: De hypotheese van het Keltische substraat, in der Tijdschrift voor Nederlandsche Taal- en Letterkunde 50 (1931), S. 101–221.

hundertten der römischen Herrschaft stark zurückgegangen war, haben sich die fränkischen Eroberer angesiedelt und das nicht nur auf dem schon in Kultur genommenen Boden, sondern auch dort, wo das Land noch urbar gemacht werden mußte.

Man darf natürlich nicht voreilig aus den Vorgängen in Gallien schließen, daß auch im niederländischen Gebiet daselbe stattgefunden hat. Denn hier waren die natürlichen Voraussetzungen teilweise ganz anders. Die Römer haben nicht das ganze Gebiet ihrem Reiche einverleibt, sondern es sind drei verschiedene Gürtel zu unterscheiden: im Süden bis etwa zu der Rheingrenze wohnte eine wohl ziemlich stark und namentlich in materieller Hinsicht romanisierte Bevölkerung, die überdies, wie wir schon bemerkt haben, größtenteils als eine vorher germanisierte alpine Bevölkerung zu betrachten ist. Den Rhein entlang haben die Römer, wie es bei ihnen üblich war, einen breiten Streifen unbesiedeltes Land offengelassen; deshalb ist der größte Teil der heutigen Provinz Gelderland als solches militärisches Niemandsländchen zu betrachten. Weiter nord- und ostwärts wohnten unabhängig gebliebene Stämme oder jedenfalls Stämme, die nur vorübergehend mit dem römischen Imperium in engerer Berührung gestanden haben. Die Völkerwanderung hat sich unter so verschiedenartigen Verhältnissen nicht überall gleichartig auswirken können. Während im Süden die Verhältnisse den von Petri für Belgien und Nordfrankreich nachgewiesenen ähnlich gewesen sind, bot der Norden einen ganz anderen Anblick. Das wird ja schon dadurch bezeugt, daß die Friesen sich in ihren alten Stammsitzen behauptet und sogar in westlicher wie in östlicher Richtung kräftig ausgedehnt haben. Als die stürmischen Wellen der Völkerwanderung sich gelegt hatten, wohnten neben den Friesen im Osten des Landes die Sachsen, im Süden und Westen die Franken.

Gerade hier können wir leicht an die Ergebnisse von Petri anknüpfen, weil an beiden Seiten der Reichsgrenze daselbe fränkische Volkselement wohnt. Man denke aber nicht, daß hier die Verhältnisse so einfach und klar sind, wie man das wohl wünschen möchte. Früher betrachtete man die Herkunft der salischen Franken aus der an der Geldrischen Züffel gelegenen Landschaft Salland als etwas so selbstverständliches, daß man über die Richtung der fränkischen Wanderung nicht in Zweifel sein konnte: aus einem Gebiet im Nordosten waren sie erst nach Salland gezogen, hatten sich dort zeitweilig angesiedelt und waren nachher als sog. Salische Franken südwärts nach Belgien und Nordfrankreich abgewandert. Das stand ja auch in schönem Einklang mit der allgemeinen Richtung der germanischen Völkerwanderung. Aber nachdem ich darauf hingewiesen habe⁶, daß wir einer bloßen Namensgleichheit halber das Salland nicht ohne weiteres als den Ausgangspunkt der salischen Franken betrachten dürfen, war der Weg zu einer andern Auffassung geöffnet. In dieser Hinsicht hat Petris Hinweis, daß die Trennung in ripuarische und salische Franken, die früher auf die Zeit der Völkerwanderung zurückgeführt

⁶ Vgl. meine Besprechung von Petris Buch in der Tijdschrift voor Nederlandsche Taal- en Letterkunde 56 (1937,) S. 294—296

wurde, in viel späterer Zeit stattgefunden haben kann und sich erst allmählich während der Weiterentwicklung in historischer Zeit ausgebildet hat, außerordentlich klärend gewirkt. Es ist jetzt nicht mehr nötig, sich die fränkische Völkerwanderung so vorzustellen, als sei sie auf zwei getrennten Wegen vor sich gegangen, und die salischen Franken brauchen sich also gar nicht in einer Nord-Süd-Richtung bewegt zu haben. Hinzu kommen die Ergebnisse der archäologischen Forschung: sie hat ins Licht gestellt, daß die Ausbreitung der fränkischen Funde in den Niederlanden gerade eine entgegengesetzte Richtung zeigt: der Küste und der Maaslinie entlang greifen diese Funde immer weiter nach Norden durch. Sie sind nicht in erster Linie die Beweise für eine weitausgreifende Volksbewegung, sondern vielmehr für die politische Ausdehnung der fränkischen Macht, die sich der wirtschaftlichen und militärischen Knotenpunkte im Rheindelta zu bemächtigen versucht und deshalb immer weiter in die friesischen Interessensphäre hineingreift. Die Bestrebungen der christlichen Missionare gehen mit der Ausdehnung der fränkischen Macht parallel; das Ende ist ein kurzes aber erbittertes Ringen mit den Friesen, die sich in dem ungleichen Kampf nicht behaupten können.

Man muß also erwägen, ob die fränkische Landnahme nicht in ost-westlicher Richtung vor sich gegangen ist und sich durch die Rheinprovinz über Maastricht und Lüttich auf das heutige belgische Gebiet gerichtet hat. Hier hat die erste Kolonisation stattgefunden, und dann sind die Franken, nachdem sie sich hier festgesetzt hatten, in südlicher Richtung weitergezogen, wie Petri ausgeführt hat. Erst nachdem die Merowingische Macht stark genug geworden war, hat sie sich zielbewußt nach Norden gewandt und damit die alte Rheinpolitik der Römer wieder aufgenommen.

Wenn diese Vorstellung die richtige sein sollte, würde die fränkische Landnahme in den Niederlanden einen ganz anderen Charakter gehabt haben als jene in Belgien und Nordfrankreich. Denn eine Massenansiedlung dieses Volksstammes hat nicht stattgefunden, sondern die fränkischen Beamten und Kolonen sind den großen Verkehrswegen entlang allmählich gen Norden eingesickert und haben die einheimische Bevölkerung in kultureller Hinsicht verfränkt. Inwieweit die Bevölkerung von Brabant und Limburg mit fränkischen Elementen durchsetzt ist, läßt sich nicht auf Grund von allgemeinen historischen Erwägungen bestimmen, sondern es müssen spezielle, und namentlich Ortsnamenkundliche Untersuchungen die Verhältnisse klären. Ortsnamen, die mit *maal* aus älterem *mahal* zusammengesetzt sind, weisen auf die fränkische Gerichtsverfassung hin; die Namen auf *sel*, soweit sie aus älterem *sala* entstanden sind, scheinen ebenfalls eine fränkische Signatur zu tragen. Im allgemeinen wird aber eine große Zahl der brabantischen Ortsnamen auf jüngere Kolonisation hinweisen.

Wenn wir jetzt nun noch kurz die Verhältnisse im sächsischen Teile berühren wollen, müssen wir einleitend feststellen, daß wir hier einer noch größeren Unsicherheit gegenüberstehen als in den fränkischen Gebieten. Im Osten der Niederlande liegt ja die frühmittelalterliche Geschichte in tiefstes Dunkel gehüllt. Man kann

nur sagen: die Sachsen sind nun einmal da, sobald die Wellen der Völkerwanderung sich gelegt haben; woher und wie sie dorthin gekommen sind, entzieht sich fast ganz unsern Augen. Im allgemeinen dürfte auch hier die Vorstellung einer geschlossenen Landnahme den tatsächlichen Vorgängen nicht gerecht werden. Diese Gegend liegt an der Peripherie des Sachsentums, und es ist deshalb wohl wahrscheinlicher, daß hier, wo der Abstand zum sächsischen Kerngebiet am größten ist, ihr Volkstum am schwächsten gewesen sein wird. Ich habe schon früher die Vermutung ausgesprochen⁷, daß die Namen Franken und Sachsen für das niederländische Gebiet hauptsächlich politischen Wert haben, also nur andeuten, in welche politische Interessensphäre die entsprechenden Volksteile einbezogen worden sind. Man könnte auch sagen, daß diese Volksnamen im Grunde nicht viel mehr andeuten als die ohnehin genügend klar hervortretende Tatsache, daß die sächsischen Gebiete nach Osten, die fränkischen nach Süden orientiert waren. Auch hier läßt sich von vornherein nicht feststellen, in welcher Ausdehnung die Bevölkerung der östlichen Provinzen als eine sächsische anzusprechen ist. Die Erhaltung der alten Landschaftsnamen, wie Twente und Hamaland, beweist schon zur Genüge das kräftige Fortleben der ursprünglichen Bevölkerung. Auch von allgemein sozialgeographischem Standpunkte betrachtet muß die Kontinuität der Bevölkerung als wahrscheinlich angesehen werden. Besonders aufschlußreich dürfte wieder, wie wir schon bemerkt haben, eine eingehende Untersuchung der Ortsnamen von Drente sein, denn hier gilt es zwischen wenigstens drei aufeinanderfolgenden Volkselementen zu unterscheiden: erstens das Hünengräbervolk, das dem Hügelstreifen des Hondsrug entlang angesiedelt war, sodann die germanische Überlagerung und schließlich die sog. „sächsische“ Schicht.

Aber am schwierigsten sind wohl die Verhältnisse in dem westlichen Teil der Niederlande. Nicht nur deshalb, weil dort die Bevölkerungsschichten vielfach verzahnt sind, sondern weil dort der Boden zahlreichen Umgestaltungen ausgesetzt gewesen ist. Wenn wir die Geschichte von Holland und Zeeland kurz skizzieren wollen, so müssen wir natürlich den Vorbehalt machen, daß vieles noch durchaus hypothetisch ist. In der römischen Zeit war ein bedeutender Teil dieses Gebietes unbewohnbar und tatsächlich unbewohnt. Die Küste war eine breite Sandebene, wo sich der germanische Stamm der Caninefates angesiedelt hatte; auch die Kleieablagerungen den Rhein entlang waren schon besetzt, und sie boten den Römern die Gelegenheit, einen Verbindungsweg von Vechten nach der Küste zu bauen. Übrigens war das Land sumpfiger Urwald, wie das die klassischen Schriftsteller mit schaurigen Farben gemalt haben. Die Zeit der Katastrophen hat die Lage wesentlich ungünstiger gemacht; wenn wir die Karte um 1300 betrachten, bemerken wir, daß ein großer Teil von Holland und Zeeland in das Meer zurückgesunken und daß die Küstenstrecke viel schmaler geworden ist; im allgemeinen scheint die heutige Provinz Südholland noch die günstigsten Bedingungen für die Besied-

⁷ Vgl. meinen Aufsatz Over den vorsprong van het Nederlandsche volk, in der Zeitschrift Leiding I (1931) S. 217—233.

lung geboten zu haben. Der Name *Kaninesaten* verschwindet; die friesische Macht hat sich bis *Flandern* ausgedehnt, aber auch jetzt erhebt sich wieder die Frage, ob hier wirklich der Volksstamm an sich aus seinen alten Grenzen getreten ist. Jedenfalls ist es auffallend, daß diejenigen Teile *Hollands*, wo die Sprache am deutlichsten friesisch Spuren zeigt, gerade in der Gegend nördlich der Linie *Alkmaar-Hoorn* liegen, die ja um 1300 größtenteils überschwemmt waren. Während der Republik sind die großen Binnenseen trockengelegt worden, wurden auch große Teile *Seelands* Polder nach Polder aus der Nordsee zurückerobert. Die Bevölkerung, die sich in diesen neuerworbenen Gebieten angesiedelt hat, ist wohl sehr verschiedener Herkunft gewesen. Sie hat allem Anschein nach hauptsächlich einen fränkischen Charakter gehabt.

Es ist notwendig, hier das Problem der *Ingväonismen* zu berühren. Die Sprache dieser westlichen Gebiete zeigt bekanntlich mehrere Eigentümlichkeiten, die man wohl als allgemeine Merkmale der westgermanischen Küstensprache betrachten darf. Einerseits sind es Relikte, wie die Erhaltung des u-Vokales, während die holländische Sprache durch brabantischen Einfluß palatalisiert hat zu ü und weiter diphthongiert zu ui. Häufiger aber sind Neubildungen, wie die zahlreichen Palatalisierungen von Vokalen und Konsonanten; beispielsweise nenne ich die Formen *Ge*, *Je* und *Ji* für das allgemeingermanische *Ja* aus *aha* „Wasser“, wie in den geographischen Namen *Edam*, *Krommenie*, *Het J.* Weiter den Übergang von *k* zu *ts* wie im Worte *Beets* statt *Beck* „Bach“ oder *Callantsoog* statt *Callingssoog*. Auch gehören hierher nasallöse Formen wie *Muiden* neben *Monde* oder ein Ortsname *Dosemundskerke* für *Ans mundskerke*. Die früher von *Wrede* ausgesprochene Ansicht, daß die *Ingväonismen* ein Überrest der ältesten westgermanischen Sprache seien, der durch einen ostgermanischen Einfluß vom Süden her in eine Randlage getrieben wurde, ist in dieser Form wohl kaum richtig. Dagegen spricht schon, daß die sog. *Ingväonismen* in der Mehrzahl der Fälle gerade Neuerungen sind und also nicht als ein Hinweis für eine Reliktlage, sondern vielmehr für ein schöpferisches Sprachzentrum zu betrachten sind. Friesisch und Sächsisch lassen sich überdies in dieser Hinsicht kaum trennen. Die *Ingväonismen* gehören, wie *Kloffe* das formuliert hat⁸, zu den Spracherscheinungen der Seeküste und beziehen sich nicht auf bestimmte Gruppierungen der westgermanischen Stämme. Es ist einleuchtend, daß für die Frage der Bevölkerung in den Provinzen *Holland* und *Seeland* das *Ingväonismenproblem* von ganz besonderer Bedeutung ist. Wenn wir aus dialektischen Reliktformen und aus Ortsnamen unter der fränkischen Oberfläche der holländischen Sprache die *ingväonischen* Sprachformen durchschimmern sehen, so deutet das auf eine kulturelle Beeinflussung durch ein fränkisches Kulturzentrum, die ihrerseits wieder mit der Einwanderung neuer Volkselemente zusammenhängen dürfte. Zwei Fragen bedürfen hier zunächst der Erörterung: In welcher Periode haben die *ingväonischen* Neuerungen stattgefunden? Die Antwort wird uns erlauben, sie mit einem bestimmten historischen

⁸ Zum *Ingväonismenproblem* in *Niederdeutsche Studien* (Vorchling-Festschrift) S. 330–366.

Ereignis in Verbindung zu bringen. Und zweitens ist eine genaue Verbreitungskarte der Ingwäonismen notwendig, damit wir das Verhältnis zwischen den bewohnten und den nicht bewohnbaren Teilen während der Zeit des hohen Mittelalters annähernd bestimmen können. Es scheint dabei nicht ausgeschlossen, daß man die u-Relikte, die sich in dem ganzen niederländischen Gebiet finden, von Groesbeek bei Nijmegen und Zoek bei Almelo bis Moesbergen auf Texel, von den mehr speziellen ingwäonischen Neuerungen wie Ter Bregge oder Nortga in Südholland trennen müssen, und daß nur die letzteren als Indizien für Volksstichtungen zu verwerten sind.

Es sind also der Fragen mehr als genug. Wenn die Frage nach der Siedlungsgeschichte der Niederlande überhaupt jemals befriedigend gelöst werden soll, so wird noch vieles eingehend untersucht werden müssen. Die Verhältnisse scheinen mir in dem Deltagebiet, das von jeher ein Durchzugsgebiet von verschiedenen Volkselementen gewesen ist und als ein Magnet auf die weiter landeinwärts wohnenden Stämme gewirkt haben muß, viel verwickelter als in Belgien und Nordfrankreich. Überdies bilden die Niederlande ein typisches Randgebiet für Westeuropa; gerade wie Irland für die keltische Welt, waren die Nordseeküsten ebenfalls ein Rückzugsgebiet für eine ursprüngliche, aus dem Osten verdrängte Bevölkerung. Aber zu gleicher Zeit war Holland auch Stappengebiet für die Wanderungen der germanischen Stämme nach dem Westen, namentlich nach England; die Angelsachsen haben sicherlich teilweise ihren Weg durch Friesland und Holland genommen und hier nicht unbedeutende Volkssplitter hinterlassen. Wie große Bedeutung die Römer dem strategisch und ökonomisch wichtigen Deltagebiet beigelegt haben, braucht kaum erwähnt zu werden. So haben sich in der Bildung des holländischen Volkstums zwei Stränge miteinander verbunden, und deshalb kreuzen sich hier der Charakter eines Reliktgebietes mit demjenigen eines rührigen Kolonistentums. Hier die richtige Entscheidung zu treffen ist aber nur möglich, nachdem unsere Volksgeschichte eingehend untersucht worden ist.

Das soll die Arbeit der nächsten Zukunft sein. Ich habe in der letzten Lieferung der *Niederländischen Zeitschrift für Volkskunde*⁹ einen Plan vorgelegt, um durch das zielbewußte Zusammenarbeiten verschiedener Forschungsgebiete Fragen dieser Art zu lösen. Daß die Siedlungsfrage in einem größeren Raum als, sagen wir beispielsweise, den Provinzen Holland und Zeeland, in Angriff genommen werden muß, ist von vornherein klar; das niederrheinische Gebiet muß im weitesten Umfange einbezogen werden. Aber es gibt auch keine einzige Wissenschaft, die ganz aus eigener Kraft das Problem der Lösung näherbringen kann. Die unentbehrlichen Wissenschaftszweige für die Behandlung dieser Fragen sind meiner Meinung nach Anthropologie, Archäologie, Ortsnamenkunde, Mundartforschung und Volkskunde. Eine

⁹ Vgl. meinen Aufsatz *Nieuwe Wegen in de Studie der Volkskunde*, in der *Tijdschrift voor Volkskunde* 41 1937, S. 3—29 und mein Schlußkapitel in dem Sammelwerk *Volk van Nederland*, Amsterdam 1937.

neue anthropologische Untersuchung tut nach der freilich seinerzeit bahnbrechenden, aber jetzt methodisch veralteten Arbeit *Volks* dringend not. Die Altertumsforschung kann uns wichtige Aufschlüsse über die Bevölkerung in den vorhistorischen Perioden geben, besonders falls die Probleme, von einer Zentralstelle geleitet, zielbewußt in Angriff genommen werden. Die Ortsnamenkunde ist nach verdienstvollen Vorarbeiten noch nicht soweit gediehen, daß wir eine vollständige und kritisch gesichtete Materialsammlung besitzen, und statt der vielfach notwendigen Kleinarbeit sollen die großen Siedlungsfragen eingehend untersucht werden. Die Mundartforschung ist im Augenblick wohl das am besten bearbeitete Gebiet, denn hier sind die Methoden schon mehrfach erprobt und hat man auch schon wichtige Resultate erzielt. Die Volkskunde endlich tritt jetzt auch in das Stadium der kartographischen Methodik, und das vor kurzem erschienene Buch von Roukens¹⁰ hat uns überzeugend gezeigt, wie wichtige Aufschlüsse für die Stratigraphie der Kulturererscheinungen dadurch erreicht werden können. Aber das Wichtigste nenne ich zuletzt: Einheit der Zielsetzung und Einheit der Forschung. Denn falls Mundart-, Ortsnamen- und Volkskundeforschungen auf ein und dasselbe Ziel gerichtet sind, wenn also ein Siedlungsproblem von verschiedenen Seiten her in Angriff genommen wird, wird man um so schneller und um so sicherer zum Ziel gelangen können. Die Unterbauung durch die anthropologische und archäologische Forschung ist aber unbedingt notwendig.

¹⁰ Win. Roukens, Wort- und Sachgeographie Südost-Niederlands und der umliegenden Gebiete. 2 Bde., Nijmegen 1937.

Die Krise der Volkskunde

Von Max Hildebert Boehm

Seit mehr als einem Menschenalter befindet sich die Wissenschaft, die wir seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts als Volkskunde bezeichnen, in einem merkwürdigen Zustand der inneren Erregung. Schon im Jahre 1902 veröffentlichte der kürzlich verstorbene schweizerische Volkskundler Hoffmann-Krayer eine Schrift, die ihren auch seither mehrfach wieder aufgenommenen, zu einer Art von kanonischer Geltung gelangten Titel „Die Volkskunde als Wissenschaft“ von dem berühmten Vortrag Wilhelm Heinrich Riehls aus dem Jahr 1858 entlehnte¹. Angesehene Forscher wie Strack, Dieterich, Mogk, Hans Naumann, v. Geramb, Spamer, Rumpf, Helbok, Freudenthal, Harmjanz und neuestens Mackensen haben u. a. in dieser Erörterung das Wort ergriffen. In der soeben erschienenen Schrift des Letztgenannten „Volkskunde in der Entscheidung“ (Tübingen 1937), die sich selbst als einen „Versuch der Standortbestimmung“ dieser Wissenschaft bezeichnet, heißt es zu Anfang: „Die deutsche Volkskunde will nicht zur Ruhe kommen. Sie schafft große und eindrucksvolle Werke; die Zeiten, in denen man ihren Anspruch auf wissenschaftlichen Rang belächelte, sind längst vorüber. Aber es gärt hinter der breiten wirkungsvollen Außenwand weiter. Die Erörterungen um ihr wissenschaftliches Sein hören nicht auf; man scheint sich über ihre Grundbedingungen nicht einigen zu können. Eine gewisse innere Unsicherheit beeinträchtigt die Auswirkung ihrer ernstlichen Bemühungen und gibt immer von neuem Anlaß, eine Klärung der feinsinnigen Voraussetzungen zu suchen.“ Eine eindringliche erkenntnistheoretische Untersuchung über diesen Gegenstand hat kürzlich Heinrich Harmjanz („Volk, Mensch, Ding“, 1936) vorgelegt, in der sich junges nationalsozialistisches Wollen mit stellenweise scharfer Kritik gegen den überkommenen Zustand der Wissenschaft wendet. Auch die umfassende und gehaltvolle „Deutsche Volkskunde“, die Adolf Bach zu Beginn dieses Jahres (Leipzig 1937) herausbrachte, ist durch eine ständige Selbstkritik — verbunden mit einer manchmal beschwörend apologetischen Haltung — bestimmt. Dasselbe gilt für die erwähnte Schrift von Mackensen.

Besonders umstritten ist das Verhältnis zur Politik. Otto Lauffer, einer der Älteren des Faches, möchte die „Angelegenheiten des politischen Lebens“ aus der

¹ Vgl. die ausführliche Einleitung meiner Neuauflage des Riehlschen Vortrages, Tübingen 1935; siehe auch meine „Volkskunde“, Berlin 1937, S. 1 ff.

vollkundlichen Betrachtung ausgeschieden wissen². Die jüngere Altersreihe der Junft kennt diese Beschränkung nicht mehr und bringt damit Riehl gegenüber der apolitisch-positivistischen Zwischengeneration wieder zu Ehren. Freudenthal fordert eine „politische Volkskunde der deutschen Gegenwart“³. Bestimmte Richtungen einer „religiösen Volkskunde“ plakatieren dieses Anliegen nicht, behalten es aber auf ihre Art um so schärfer im Auge. Bei Mackensen lesen wir: „Was denn eigentlich die Aufgabe der Volkskunde sei, läßt sich schließlich in einem Worte sagen: es ist die Bestimmung darauf, daß sie ihrem Wesen nach eine politische Wissenschaft ist“ (a. a. O., S. 39). Die politische Bedeutung der Volkskunde wird Mackensen, einem jüngeren Forscher an dem Herderinstitut in Riga, auf umkämpftem ausland-deutschen Boden zum unmittelbaren Erlebnis. Die Frage ist aber, ob dieser politische Anspruch der jungen Volkskunde außerhalb ihres Fachbereiches anerkannt wird. So versichert uns Alfred Baeumler: „Eine politische Wissenschaft muß einen politischen Gegenstand haben. Dem Volke als einer politischen Größe entspricht die Wissenschaft vom Volke als Teil der Wissenschaft der Politik. Dem Volke als einem bloß Seienden in Raum und Zeit entspricht die Volkskunde. Die Volkskunde, die das Volk nimmt, wie es ist, gehört zu den Wissenschaften, die wir vorzüglich ehren. Aber eine politische Wissenschaft ist die Volkskunde so wenig wie die Heimatkunde oder die Deutschkunde⁴.“ Die „innere Unsicherheit“, die Mackensen bei seiner Wissenschaft feststellt, findet in diesem an Beispielen erläuterten Meinungszwiespalt ihre ausreichende Erklärung.

Über eines sollte man sich dabei nicht täuschen. Der seit Jahrzehnten währende Streit um den Gegenstand der Volkskunde darf nicht mit den methodologischen Vor-erörterungen verwechselt werden, wie sie unter dem Einfluß der neukantianischen Philosophie vor dem Krieg so beliebt waren. Es geht hier nicht um den Forschungsweg, auf dessen methodische Fragen später zurückzukommen ist, sondern um das Forschungsziel selber. Es geht — genauer gesagt — um die Einheit und Wesenhaftigkeit des Gegenstandes der Volkskunde. Auf diese eigentümliche Fragwürdigkeit des vollkundlichen Forschungsbetriebes weist schon Riehl mit seiner oft zitierten Bemerkung hin: „Die Volkskunde selber aber ist gar nicht als Wissenschaft denkbar, solange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat.“ Der Hinweis ist bedeutsam. Denn die „zerstreuten Untersuchungen“, auf die Riehl anspielt, sind uns aus den Teilüberschriften der vollkundlichen Sammelwerke von heute noch wohlbekannt. Sie sind nur in sehr begrenztem Maße im Rahmen der Volkskunde wirklich aufgegangen. Das hat seine guten Gründe. Denn diese auf „vollkundliche“ Sonderziele abgezielten Untersuchungen wie Märchenforschung, Volksliedkunde, Trachtenkunde, Siedlungskunde usw. sind teilweise mindestens so alt, jedenfalls aber ihrem Forschungsziel nach

² „Land und Leute in Niederdeutschland“ (1934) S. 32.

³ „Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk“ (1935) S. 27.

⁴ „Politik und Erziehung“ (1937) S. 46.

viel eindeutiger und klarer als der Versuch, gerade diese Untersuchungen und — was entscheidend ist! — nur sie in einer geschlossenen Wissenschaft zusammenzufassen und diese mit dem gewichtigen und verpflichtenden Namen „Volkskunde“ zu benennen. An sich bestünde ja durchaus die Möglichkeit, etwa das Volkslied der Literatur- und Musikgeschichte, den Aberglauben der vergleichenden Religionswissenschaft, die Weistümer der Rechtswissenschaft zuzuweisen, was teilweise auch geschieht und all den genannten Wissenschaften eine größere Volksnähe verbürgen würde. Versucht man aber weiterhin die Zusammenfassung in einer „Volkskunde“, so kommt es zwangsläufig zu dem von Mackensen widerwillig, aber unbestreitbar festgestellten Tatbestand: sofern diese unter sich in der Tat verwandten Forschungsgegenstände der „zerstreuten Untersuchungen“, deren gemeinsamer Träger ein primitiv-traditionalistisches Menschentum im Volk ist, ihren Ort also keineswegs in „der Nation“ und auch nicht im Volk als Ganzem, sondern in einem bestimmten Volksteil haben sollten, wird die Volkskunde in überkommener Blickrichtung dazu genötigt, zunächst einmal den Träger dieses ihres „Volksgutes“ genauer zu bestimmen. Die Volkskunde geht auf die Suche nach „ihrem“ Volk.

Außer dem ominösen vulgus in populo Hoffmann-Krayers liegen dafür eine Reihe von Formulierungsvorschlägen vor, wie Unterschicht, primitive Gemeinschaft, Mutter-schicht, Grundschicht, Kernschicht, Keimschicht usw. Hierbei handelt es sich offenbar um mehr terminologische, mit entlehnten Bildvorstellungen operierende Versuche, einen schon feststehenden, in sich identischen Gegenstand der herkömmlichen Volkskunde schärfer herauszuarbeiten und zugleich gemüthlich zu erklären. Dabei bilden vulgus und Kernschicht etwa die Pole einer dialektischen Entwicklung, in der sich diese seelische Aufwertung des Forschungsgegenstandes der Volkskunde äußert. Die fehlende und ursprünglich auch gar nicht behauptete Deckung des Volkskunde-Volkes mit der Volksgesamtheit soll offenbar mit Hilfe organisch-biologischer Vergleichsvorstellungen, deren sich zu Schöffles Zeiten auch die Soziologie zu erwehren hatte, durch seine „zentrale“ Stellung im Volksganzen weitzgemacht werden. Neben diesen kollektivistischen Deutungen des Volksgutsträgers, die zumeist mit dem soziologischen Begriff einer „Schicht“ arbeiten, gibt es noch die individualistische Lehre vom „Volksmenschen“, der als ein Gegenstück zum homo oeconomicus der vergangenen Wirtschaftswissenschaft verstanden werden kann. Auf alle Fälle gelangt man auf diesem Wege nicht zum Volksganzen oder auch nur zur lebendigen Ganzheit des einzelnen Volksgenossen, sondern eben zu einem Volksteil oder im Fall des „Volksmenschen“ zu einer modellartigen Figur aus der Werkstatt wissenschaftlicher Abstraktion, der die Merkmale eines echten Typus abgehen. Die Volkskunde wird nach einer (kritisch gemeinten) Bezeichnung von Mackensen zu einer „Volksteilskunde“.

Da sie nun aber einmal Volkskunde heißt, wird sie von solchen in der Tat beunruhigenden Überlegungen zu einer Art von Namensanalyse an sich selbst weitergetrieben. Sie identifiziert ihr „Volksgut“ mit dem seit Jahr sichtbar gewordenen „Volkstum“ und konstruiert in Augenblicken erkenntnistheoretischer Selbstbesinnung

ein „Volk im Sinne der Volkskunde“⁵. Sie schafft sich aber damit keineswegs eindeutig, wie Mackensen meint, ihren eignen Volksbegriff, sondern sie landet zum mindesten in nächster Nähe eines tiefeingewurzelten, verengenden und die soziale Atmosphäre vergiftenden Sprachgebrauches, der besonders seit dem absolutistischen Zeitalter der frühen Neuzeit „das Volk“ gegen die „oberen Zehntausend“ der regierenden, gebildeten, wohlhabenden oder sonstwie gehobenen Schichten absetzt⁶. Noch heute wird vielfach von sozial aufgestiegenen Personen gesagt, sie „stammten aus dem Volk“. In zahllosen Ausdrücken wie Volksschule, Volksbad, Volksbücherei, neuestens leider noch Volksempfänger und Volkswagen findet dieser bedauerliche, geschichtlich freilich nur zu gut erklärbare Sprachgebrauch einen einstweilen schwer zu erschütternden Rückhalt. Das Ressentiment des Marxismus hat sich seiner mit zeitweilig großem politischem Erfolg zum schwersten Schaden der nationalen Geschlossenheit unseres Volkstums zu bedienen gewußt.

Die Gefahren, die mit dieser Nähe zu einem soziologisch und politisch schwer belasteten Sprachgebrauch verbunden sind, blieben naturgemäß der Volkskunde nicht verborgen. Daraus erklären sich ja gerade die Bemühungen, die besonders von Hans Naumann überspizend herausgestellte Formel von der Unterschicht als Ausnahmestellung für sinkendes Kulturgut etwa durch Keimsschicht zu ersetzen. Gerade dadurch erfolgt aber eine neue soziologische Verengung. Die Volkskunde gerät in den Bannkreis der Gegenüberstellung Volk — Masse, die ebenfalls sehr umstritten ist. Ihr droht die Schrumpfung zu einer Landvolkskunde, genauer zur Bauernkunde, da der moderne Großgrundbesitzer wohl nur bedingt als Spielart des „Volksmenschen“ anzusprechen ist. In der großstädtischen Arbeiterschaft sah man bislang weniger völkische Keimsschicht organischer Art, als ein atomisiertes Ablagerungserzeugnis eines sozialen Verschleißvorganges. Erst der Nationalsozialismus hat mit einer „Entmassung der Massen“ ernstlich und erfolgreich begonnen. Aus dem Bewußtsein, als „Volksteilskunde“ auf einen immer engeren, mit bestimmten Entwicklungsstadien behafteten Volksteil angewiesen zu sein, erklären sich die Bemühungen um eine „Gegenwartsvolkskunde“, die sich wenigstens vor 1933 auch eindeutiger als Großstadtvolkskunde oder Volkskunde des Proletariats entschleierte. Auf diesem Wege aber wurde es immer schwieriger, aus Bauern und Großstadtarbeitern ein „Volk im Sinne der Volkskunde“ zusammenzuaddieren, von dem schon der „denkende Bürger“ ausgeschlossen war.

Die Tragweite dieses Schrumpfvollbegriffes, in den sicherlich sehr gegen den Willen der Volkskunde bedenkliche geschichtlich und politisch bedingte Sprach- und Denkgewohnungen der letzten Jahrhunderte einfließen, wurde erst nach 1933 in

⁵ Dagegen Mackensen, a. a. O., S. 5.

⁶ Noch in einem jüngst erschienenen wertvollen Standwerk der Volkskunde, „Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutschen Stämme und Volkschläge“, hrsg. von Martin Wähler (Jena 1937) stellt beispielsweise ein Mitarbeiter (Hermann Kügler) unter den Berlinern den „Volksmenschen“ zum „denkenden Bürger“ in Gegensatz (S. 135). In der Gedankenlosigkeit dürfte das hervorstechende Merkmal des deutschen und ganz bestimmt des berlinischen „Volksmenschen“ nicht zu suchen sein.

vollem Umfange sichtbar. Jetzt griff die elementare Kraft einer politischen Volksbewegung, die durch das Schützengrabenerlebnis des großen Krieges ausgelöst wurde und letzte Tiefen der nationalen Leidenschaft aktivierte, durch die verhärteten Schichten- und Standesgruppen unseres Volkes hindurch und führte mit der Kraft einer echten Revolution eine durchaus neue Volksordnung herauf. Sie erhob damit den beglaubigten geschichtlichen Anspruch, das Reich aus Volk und Volkstum heraus von Grund auf zu erneuern, wobei Volk und Volkstum selber im Schmelztiegel des politischen Schicksals eine revolutionäre Umgestaltung erfahren. Weder „Unterschicht“ noch „Keimschicht“ (von vulgus gar nicht zu reden!) genügen seither zur Deutung des Volkes. Auch das „Unterschichtliche im Volksmenschen“ (Spamer) ist eine untragbare Formel. Spätestens von diesem geschichtlichen Wendepunkt ab hat die „Volkskunde“ ihr letztes Recht verloren, die Gesamtheit eines traditionellen und weithin museal gewordenen „Volks-gutes“ als Volkstum schlechthin und die überlieferungsgebundenen Schichten und Gruppen, in denen dieses „Volks-gut“ beheimatet ist, als „Volk“ nach dem eigensinnigen Sprachgebrauch einer in ihrer Einheit und Reife noch durchaus ungesfestigten Wissenschaft zu bezeichnen, deren Verdienste an sich niemand leugnet. Ein Deuteln an dieser etwas brutal klingenden Feststellung dürfte kaum möglich sein. Sie erst macht die gesteigerte Unruhe der Volkskunde in unserer Zeit voll verständlich. Gewiß wird die Volkskunde sich der Ehre freuen, die ihr Alfred Baeumler schon als einer Wissenschaft vom „bloß seienden“ Volk erweist. Aber es kann nicht wundernehmen, wenn sich etwa Mackensen — aus dem nur unvollkommen zur Selbsterkenntnis gelangten Sendungsbewußtsein einer jüngeren Forschergeneration heraus — mit diesem Standort der Volkskunde in der Nachbarschaft der Heimatkunde, die gerade ein altes Verhängnis des volkskundlichen Ansehens darstellt, mit der Festlegung auf einen statisch-unpolitischen Volksbegriff nicht begnügen will. Daß Riehl als politischer Schriftsteller begann und als äußerlich gefeierter Landeskonservator und Idyllenmaler endete, sehen wir alle heute als eine Katastrophe an. Mit zeitbedingtem Recht suchte die Volkskunde im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert tastend genug den Weg vom sorglich gesammelten und mit Mottenschutz versehenen „Volks-gut“ zum Volk. Sie wird heute mit einer wesentlich größeren Entschlossenheit, als das ansatzweise schon in der letzten Zeit auf einzelnen Gebieten versucht wurde, herzhast vom Volk als erlebter Ganzheit ausgehen und von da aus nicht mehr den Weg zum „Volks-gut“, sondern zum gesamten Volkstum suchen müssen. Zaudert sie auf halber Strecke und hält sie diese kopernikanische Wendung aus methodischen oder anderen Gründen für unmöglich oder untunlich, so wird sie sich über kurz oder lang dazu entschließen müssen, ihr eigentliches Anliegen bescheidener aber klarer zu umreißen. Sie könnte sich z. B., wie ich an anderer Stelle⁷ vorgeschlagen habe, als Grundkulturfunde bezeichnen, um damit die volkstheoretischen Mißverständnisse breitester Kreise endgültig zu beseitigen, die sich bislang an ihren Namen heften.

⁷ Vgl. meinen Aufsatz „Grundkultur und Völkertum“ im „Volkspiegel“ I 1934, S. 217 ff.

Mit der geforderten Wendung zum totalen Volk fallen eine ganze Reihe von Begriffen, die für die bisherige volkskundliche Forschung trotz der im einzelnen oft genug versuchten Achsendrehung bedeutsam geblieben sind. Auf die Untragbarkeit des Begriffes Volksmensch (auch bei Spamer, Rumpf u. a.) wies ich bereits hin. Es würde die Mühe lohnen, an Hand eines beliebigen Sammelwerkes über Volkskunde (z. B. des von John Meier hauptsächlich für Volksschullehrer 1926 herausgegebenen) einmal konkret darzustellen, wie sich das Tun und Lassen, der Tages- und Jahreslauf eines solchen „Volksmenschen“, d. h. eines Menschen, dessen seelisches Inventar sich auf die von der herkömmlichen Volkskunde erforschten Gegenstände beschränkte, in Wirklichkeit abwickeln würde. Die Karikatur eines lebendigen deutschen Volksgenossen wäre das unvermeidliche Ergebnis eines solchen Versuches. Des weiteren wäre zu fragen, was eigentlich als Gegenstück eines „Volksmenschen“, als seine soziologische Folie zu verstehen ist. Es liegt nahe, hierbei an den „Gesellschaftsmenschen“ zu denken. In der Tat enthält diese Gegenüberstellung einen gewissen Wahrheitskern. Der moderne gebildete Großstädter etwa, in dessen Alltagsleben das „Volksgut“ eine verhältnismäßig geringe Rolle spielt, seit er den Kinderschuhen entwachsen ist, glaubt in der Tat in romantischer Aufgeschlossenheit auf der Sommerreise in abgelegene Gebirgstäler oder einsame Fischerdörfer (soweit es das noch gibt!) dort einem Menschentyp zu begegnen, dessen Leben noch in urhafteren beharrenden Formen verläuft. Auch in entlegenen deutschen Volkstumsinseln ist dergleichen noch in unverfälschter und noch nicht salon-tirolerhaft auf den Fremden geschmack zugestutzter Form zu finden. In diesem Sinne erlebte Goethe in Italien das „Volk“ als „eine große Masse, ein notwendiges unwillkürliches Dasein“. Ob der in der Tat durch die weltbürgerlichen Züge und den völkertümlich abgeschliffenen Einschlag aller modernen Kultur dem Volksgrund entfremdete Gebildete dieses volkhaftere, auf einer früheren europäischen Entwicklungsstufe stehengebliebene traditionale Leben mehr als rückständig ablehnt oder es in der Nachfolge Rousseaus und Herders — mit schwärmerischer Selbsttäuschung — wunschträumerisch verklärt, ist eine Frage der Einstellung und hat mit der polaren Spannung, die hier im Leben der Völker von heute zutage tritt, nichts zu tun. Freilich verwischen sich die Gegensätze immer mehr. Die überkommenen Formeln versagen vor der nüchtern geschauten Wirklichkeit. Der großstädtische Wandervogel der Vorkriegsjahre oder der paddelnde Wochenendler von heute kehrt auch ohne volkskundliche Landschaftsstaffage zu einer eigenen Form von sozusagen moderner Primitivität zurück, die ihm einen notwendigen Ausgleich in seinem leiblichen und seelischen Kräftehaushalt bedeutet. Und der „hinterwäldlerische“ Bauer notiert sich — meist nicht mehr in der Volkstracht — am Radio die neuesten Schlachtviehpreise vom Berliner Schweinemarkt. In den Gliederungen der Bewegung wird vollends bei aller Wertschätzung echten und bestandhaften Brauchtums ein sozialer Ausgleich auf einer neuen Ebene wirksam. Der „Volksmensch“ sinkt in die Vergangenheit ab, der deutsche Mensch bleibt und schafft sich aus blutgebundenen Instinkten eine vielfach durchaus anti-

traditionale volkhafere Lebensform. Der Volkskundler älteren Stiles wird zum Kulturhistoriker soziologisch immer enger umgrenzter Volkstypen. Zu welchem höchst bedenklichen Gesamtbild europäischen Menschentums der folgerichtig durchgeführte und bejahte Dualismus zwischen Hochkultur und „Volkskultur“ führt, in den die Volkskunde unwillkürlich immer wieder zurückverfällt, wird aus den zweifellos scharfsinnigen Untersuchungen Kurt Stavenhagens zur „Gegenstandstheorie der Volkskunde“⁸ sichtbar, die sich in weitem Maße auf den Standpunkt Mackensens berufen, auf dessen Anregungen sie zurückgehen. Der Standort einer selbst allzu traditionsgebundenen Volkskunde wird hier schlaglichtartig erhellt.

Was hat man diesem sodgeweihten „Volksmenschen“ nicht alles nachgesagt! Er habe ein prälogisches und assoziatives Denken, was zur Anlehnung der Volkskunde an die Völkerkunde, Psychoanalyse und Kinderpsychologie verführte. Er produziere nicht, sondern reproduziere. Er zersinge, zerrede, zerdenke das, was als Kulturgut gehobener Schichten zu ihm absinke. Oberhalb seines primitiven Gemeinschaftslebens aber beginne das Reich der „individuellen Spitzenleistungen“. Dort thronen die „einsamen Schöpferpersönlichkeiten“, die der Georgkreis mit geschwungenem Wehrauchfaß anschwärmte, und bereichern die „nationale Kultur“ mit ihren „autonomen Kulturwerten“, die eigentlich keinem Volk gehören und denen nur ein „interesseloses Wohlgefallen“ gewidmet werden darf, fern von der „Masse des Volkes“, frei vom Zwang des Staates zu Nutz und Frommen kleiner Personalgemeinden von „Gebildeten“. Über die Tatsache, daß auch deren Denken weithin prälogisch und assoziativ ist, was jeder Psychologe weiß, daß auch sie — zum Exempel als Sprachbürger — fast nur reproduzieren, dieweil die Sprache fast schon für sie dichtet und denkt, daß auch sie die Sprache zusehends zum Großstadtjargon zerreden, daß sie mit Kunst und Wissenschaft durch ein dichtes Netz sehr realer, aber uneingestandener Interessen verknüpft sind: über all dies täuschte eine spätidealistische Phraseologie hinweg, deren Sprache schon vor 1933 einen immer hohleren Klang gewann. Man sieht: der „Volksmensch“ als Folie zu einem spätbürgerlichen Verfallstyp der Übergangszeit vor dem nationalsozialistischen Umbruch ist eine halb aufklärerische, halb romantische Spiegelung eines intellektuellen Bürgertums, das sich gern als „Geistesadel“ auf die Zehenspitzen hob, um eine Lebenshöhe zu erreichen, die ihm wesentlich verschlossen ist. Der Anteil des Judentums an dieser Entwicklung, in der auch die politische zur „Kulturgeschichte“ verblaßte, ist heute allgemein erkannt. Gerade der Georgkreis war stark von ihm durchsetzt. Die Anthropologie, die hinter der Gegenüberstellung von „Volksmensch“ und „schöpferischem Individuum“ sichtbar wird, wirkt erschreckend. Ihre Frucht waren Schichtendünkel und Klassenkampf. Heute ist sie dem Tode verfallen. Und die Gerechtigkeit gebietet es, festzustellen, daß das ganze Gerede vom Volksmenschen eine schlechte volkstheoretische Begleitmusik zu einer vielfach wesentlich besseren volkskundlichen Forschungspraxis war. Hier rächt es sich, daß die Volkskunde — aus der apologetischen Haltung heraus, die ihr

⁸ Volkskultur und Hochkultur. In: „Kritische Gänge in die Volkstheorie“ (Riga 1936).

durch eine jahrzehntelange Aschenbrödelstellung im Reiche der akademisch anerkannten Wissenschaften nahegelegt wurde — sich noch heute dagegen sträubt, von einem erklärtermaßen volkstheoretischen Ansatz Nutzen zu ziehen, der seinen Ursprung nicht der erkenntnistheoretischen Muße, sondern der schicksalhaften Not des Grenz- und Auslandsdeutschtums dankt und im Kampfe um deutsches Volkstum gehärtet wurde⁹. Dieser Umstand allein sollte es verbieten, Bemühungen dieser Art, mögen sie noch so sehr in den Anfängen mühseliger Pioniersarbeit stecken, als „soziologische Phantasien und Konstruktionen“ und „noch so scharfsinnig aufgebaute volkstheoretische Lehrgebäude“ (Freudenthal) in durchaus unangebrachter Ironie abzutun.

Zu welchen verhängnisvollen Folgerungen die Trennung des sog. „Volksgutes“ oder Volkstums von den „individuellen Spitzenleistungen“ führt, mit denen es die Literatur-, Kunst- und Musikwissenschaft vorzugsweise zu tun haben, wird noch durch die näheren Ausführungen Freudenthals (1935!) offenbar. Er bezeichnet die Volkskunde einmal als „Charakter- und Geisteskunde des artgebundenen volkstümlichen deutschen Menschen“, zugleich aber als eine „sachkundliche Lehre von den volkstümlichen Gegenstandsbereichen, deren sie (die Volkserziehung) sich bedient und in denen sie sich verwirklicht. Es handelt sich eben um jene Gebiete, die wir schon im natürlichen Sprachgebrauch (!) als ‚volks‘zugehörig kennzeichnen: Volksglaube, Volksethik, Volksrecht, Volksweisheit, Volksmedizin, Volkskunst, Volkssprache, Volksbrauch, Volkstracht, Volkslied, Volkstanz — das sind solche gemeinschaftsgetragenen Grundformen, in denen der volkstümliche Mensch ein lebendiges Verhältnis gewinnt zur freischwebenden Ideenwelt einer sich in Staat, Religion, Recht, Kunst, Technik usw. verdichtenden sog. objektiven Kultur. Und in diesen Grundformen, nicht im Höhenbereich der reinen Vernunft und ungebundenen Individualkultur, wird eine echte Volkserziehung und -bildung ihre Gegenstände suchen müssen“ (a. a. O., S. 21). Wohin versteigt sich hier die wildwuchernde Theorie eines kenntnisreichen Volkskundlers und Hochschulleiters, der von „volkstheoretischen Lehrgebäuden“ nichts wissen will? Nun fällt doch einmal der Scheinverfer volkstündlichen Denkens auf das Gespenst des „volkstümlichen Menschen“. Wählen wir also ein beliebiges volkstümliches Beispiel. Ein deutsches städtisches Krankenhaus weist ohne Zweifel Spitzenleistungen individuellen chirurgischen Könnens eines gelernten Chirurgen auf, Kunst, Technik und nicht zuletzt der „freischwebende“ Staat wirken zusammen, um es entstehen zu lassen und es mitsamt seiner Inneneinrichtung und seinem Betrieb zu einem Bestandteil unseres deutschen Volkstums zu gestalten, das uns die meisten Ostvölker im Rahmen ihres Volkstums so nicht nachmachen und auf das wir

⁹ Ernests Brašins hat soeben in lettischer Sprache (Riga 1936) eine „Tautības Macība“ (Volkslchre) veröffentlicht, in deren Einleitung er behauptet, daß seine Darstellung „in ihrer Art den ersten Versuch darstellt, auch nur einigermaßen übersichtlich die Gedanken über das Völkische im Interesse der jungen Sittlichkeit der Menschheit herauszustellen.“ Ich will dem lettischen Kollegen die Priorität einer Darstellung „in seiner Art“ nicht bestreiten. Immerhin ist ihm entgangen, daß bereits Jahn und Riehl eine Lehre vom Volk entwarfen und daß die moderne Volkstheorie 1933 im deutschen akademischen Lehrbetrieb ihre Anerkennung gefunden hat.

unseren berechtigten nationalen Stolz setzen. Was tut aber der „vollstümliche deutsche Mensch“, wenn er Leibweh hat und auf Grund dieser Symptome, deren Bedeutung sich auch im „Volk“ schon herumgesprochen hat, fürchtet, daß mit seinem Blinddarm etwas nicht in Ordnung ist? Läßt er sich vom Kassenarzt in dies Krankenhaus überschieben? O nein, der „Volksweisheit“ folgend, bedient er sich der „Volksmedizin“ eines alten Kräuterweibes, das ihn bespricht oder mit einer Salbe behandelt, deren Bestandteile bei Vollmond gepflückt und nach Zeremonien, über die man sich in jedem Nachschlagewerk über „Volksmedizin“ belehren kann, zurechtgebraut worden sind. In diesen „Grundformen“ sucht eine echte Volkserziehung ihre Gegenstände? Ist ein Schubertlied, das kein „natürlicher Sprachgebrauch“ als ein Volkslied bezeichnet, deshalb ein freischwebendes Gebilde einer ungebundenen Individualkultur? Ist es als „individuelle Spitzenleistung“ kein Stück deutschen Volkstums? Völlig zu Unrecht wendet sich Freudenthal von dieser Position aus gegen Ernst Krieck, wenn dieser angesichts eines solchen prälogischen Aberglaubens an einen „natürlichen Sprachgebrauch“ von Volk im gekennzeichneten Sinne, der in Wahrheit das trübe Erbe von Jahrhunderten schichtenmäßiger Zersetzung der Volkseinheit ist, die folgenden resignierenden Sätze schreibt: „Die von der Romantik herkommende Volkskunde kann wegen ihrer Beschränkung auf bestimmte Wesenszüge, insbesondere des bauerlichen Volkstums, nicht zur allgemeinen Grundlage der Lehrerbildung dienen. Gefordert ist vielmehr eine totale und politisch ausgerichtete Wissenschaft vom Volk, die alle wesentlichen Erziehungsprobleme wie auch das Wesentliche einer Soziologie, einer nationalsozialistischen Staats-, Rechts- und Kunstlehre enthält¹⁰.“ Meine eigne Erfahrung in der Lehrerbildung sagt mir, daß jeder unvoreingenommene Pädagogik-Student von heute hierin mit Krieck völlig einer Meinung ist. Welche Ungeheuerlichkeit aber bedeutet es vollends, wenn wir bei Freudenthal (S. 18) lesen: „In diesem Sinne steht tatsächlich eine Gemeinschaftskultur des Volkes als Gegenstand einer nationalen Volkskunde einer Individualkultur als Gegenstand einer internationalen Geisteswissenschaft gegenüber.“ Die große „Geschichte der deutschen Kunst“ von Georg Dehio, als deren Helden der gefeierte Kunsthistoriker, von der Grenzlanduniversität Straßburg Abschied nehmend, das deutsche Volk bezeichnet, behandelt nur in geringem Ausmaß Erscheinungen, die der „natürliche Sprachgebrauch“ der „Volkskunst“ zuweist. Besteht der mindeste Anlaß, sie deshalb als ein Stück „internationaler Geisteswissenschaft“ anzuprangern? Und welche Gewähr ist überdies dafür gegeben, daß in zahlreichen deutschen Gauen nicht gerade das Volksgut im Sinne Freudenthals, worauf noch zurückzukommen ist, mit keltischem, slawischem und selbst römischem Erbe untermischt ist? Weist nicht gerade die medizinische Volkskunde darauf hin, daß volksmedizinische Anschauungen durch Vermittlung der Kreuzzüge sogar arabischen Ursprungs sein können? Mit derart primitiven Gegenüberstellungen, wie sie Freudenthal im Rahmen vielfach beachtlicher Ausführungen unterlaufen, kommen wir wirklich nicht weiter. Sie führen die Volkskunde im Kreise auf ihre

¹⁰ „Volk im Werden“, II 1934, S. 161.

fragwürdigsten Ausgangsstellungen zurück und stellen das echte volkskundliche Anliegen hoffnungslos bloß.

Nun äußert sich nicht nur bei Mackensen, sondern sehr deutlich beispielsweise auch in der großen Volkskunde von Adolf Bach (S. VII) das Bestreben, die Volkskunde fast ängstlich vor dem Verdacht zu bewahren, daß sie eine bloß mechanische Zusammenfassung und Aufreihung von Märchenkunde, Volksliedkunde, Trachtenkunde usw. sei, was die Vorliebe der Volkskunde für uneinheitliche Sammelwerke immerhin nahelegt. Noch vor einigen Jahrzehnten schreckte dieser Gedanke der Unselbstständigkeit namhafte Vertreter der damaligen Volkskunde nicht. Häufig angeführt wird der Ausspruch von Albrecht Dieterich: „Vor Leuten, die nur Volkskunde als ihre Wissenschaft betreiben, mag uns der Himmel in Gnaden bewahren.“ Die Volkskunde der Gegenwart hat sich von dieser bescheidenen Ausgangsstellung weit entfernt. Sie möchte auf alle Fälle selbständige und in sich abgeschlossene Wissenschaft sein. Deswegen will sie es bei den zerstreuten Untersuchungen, von denen Riehl sprach, um keinen Preis bewenden lassen, sie entwertet sogar bis zu einem gewissen Grade ihre bisherigen Hauptleistungen, indem sie ihre eifrige und erfolgreiche Sammelstätigkeit nur als Vorarbeit einschätzt. Ihre eigentliche Aufgabe sucht sie in einer „Synthese“, über die jedoch noch keine völlige Klarheit und Einhelligkeit besteht. Ein Weg, der noch Hoffmann-Krayer gangbar erschien, ist heute im allgemeinen verlassen. Wir lesen bei ihm: „Die allgemeine Volkskunde ... beschäftigt sich mit den Prinzipien und Grundsätzen der volkstümlichen Anschauungen, mit den überall gültigen Entwicklungsfaktoren, kurz den allgemeinen Agentien, die die Volksseele bewegen, zeigen sie sich nun bei den Bantunegern oder hinterpommerschen Bauern¹¹.“ Der schweizerische Gelehrte, der sich offenbar in der jüdischen Großstadtpresse seiner Zeit, von der Versenkung in die grenzenlose Primitivität des Volksmenschen ausruhend, über die Zustände in „Puttkamerun“ ungenügend unterrichtet hat, wird mit dieser faktvollen Zusammenstellung auch außerhalb von Ostpommern wenig Gegenliebe im deutschen Volk finden. Die Nachkriegszeit, in der die Primitivenpsychologie Lévy-Brühls stark auf die deutsche Volkskunde wirkte, ist vorüber. Trotzdem will die Volkskunde der Gegenwart das Problem des Primitiven nicht ganz aus dem Auge verlieren. So läßt auch Mackensen eine unterste, völkisch kaum bestimmte Schicht des volkskundlichen Stoffes gelten (S. 14), stellt aber fest: „Erkenntnis der deutschen Volkspersönlichkeit ist also letztes und höchstes Ziel deutscher Volkskundewissenschaft. Darüber besteht keine ernste Meinungsverschiedenheit“ (S. 7). Ähnlich äußert sich Freudenthal: „Volk im Sinne der Volkskunde ist ausschließlich die arteigene Gemeinschaftskultur im volksdeutschen Raum“ (S. 19). Verwandte Ziele stellt sich das bereits erwähnte Sammelwerk von Wähler. Liegt die synthetische Aufgabe, nach der die Volkskunde sucht, in der Richtung einer Charakterologie des deutschen Menschen, einer psychologisch ausgerichteten Wesenskunde des arteigenen und spezifisch deutschen Volkstums? Verlagert sich damit, um die

¹¹ „Die Volkskunde als Wissenschaft“ (1902) S. 11.

Begriffe von Harmjan zu gebrauchen, die volkskundliche Forschung eindeutig vom Ding auf den Menschen?

Es leidet keinen Zweifel, daß die Volkskunde das meiste von dem, was bisher unter ihrem Wimpel segelte, in den Bereich der Vorläufigkeit zurückdrängen würde, wenn sie ihre einzige Aufgabe darin sehen wollte, zu einer Formel vom deutschen Wesen vorzudringen. Mit Recht sagt Freudenthal der Volkskunde nach, sie werde „um so fruchtbarer sein, je sachfreudiger und bodenständiger sie ist“ (S. 22). Mag also immer eine Erkenntnis des deutschen Volkscharakters¹² als ein Ziel der deutschen Volkskunde anerkannt werden, dem sie sich aber doch — etwa im Unterschied zur Geschichtswissenschaft — nur auf eigentümlich volkskundlichen Wegen nähern wird, so darf doch der selbständige Erkenntniswert derjenigen herkömmlichen und neu anzusteuern den Forschungsziele nicht mißachtet werden, aus denen allein die Volkskunde bündige Schlüsse auf den „Volkscharakter“ ziehen kann. Fragen wir nun, auf welchem Grundriß der Stoff der Volkskunde als einer Kunde vom gesamten typisch deutschen Volkstum entfaltet werden soll, so melden sich heute mehrere methodische Richtungen, mit denen sich Bach ausführlich auseinandersetzt, wie überhaupt das entscheidende Verdienst seines Buches in der eindringlichen Klärung methodischer Fragen liegt. Seinen grundsätzlichen Standpunkt, daß die allzuoft gegeneinander ausgespielten Methoden aus müßigem Streit in lebendigen Wettbewerb überführt und auf fruchtbare Zusammenarbeit abgestellt werden sollten, ist durchaus zuzustimmen. Trotzdem verdienen auch methodische Vereinfachungen, von denen auch Bachs Haltung nicht ganz frei ist, schon deswegen Beachtung, weil sich gerade in ihnen die erwünschte Ausweitung der Volkskunde bereits weitgehend geltend macht. Für die Zeit seit dem Weltkrieg erlangten neben den älteren Methoden die kulturräumliche und die soziologische Richtung bleibende Bedeutung. Dazu tritt neuerdings eine volksgeschichtliche Arbeitsweise, in der sich zugleich das drängende Interesse unserer Zeit an rassistischer Aufhellung des volkskundlichen Befundes äußert. Darüber hinaus wird der Neubau einer Volkskunde auf rassistischer Grundlage programmatisch gefordert. Zu diesem methodischen Fragenbereich sollen hier einige auf Klärung abzielende Bemerkungen folgen.

Eine eingehende Würdigung der kartographischen Arbeitsweise, für die sich unter den Fachvertretern der Volkskunde schon vor dem Krieg Wilhelm Peßler einsetzte, erübrigt sich in einer Zeitschrift, deren Mitarbeiterkreis für sich in Anspruch nehmen darf, diese Methode im Bereich einer umfassenden Volksforschung durch ergiebige Arbeiten, insbesondere auch in der Form einer fruchtbaren Arbeitsgemeinschaft von Nachbarwissenschaften, begründet und durchgesetzt zu haben. Insbesondere darf hier an die Untersuchungen über den rheinischen Kulturraum und an die Verwertung dieser ursprünglich von Bonn und Köln aus gewonnenen methodischen Erfahrungen in der ostdeutschen Volksforschung erinnert werden. In der

¹² Über die Schwierigkeiten, die die Frage des Volkscharakters als solche bietet, vgl. mein Buch „Das eigenständige Volk“ (1932) S. 288 ff.

„Deutschen Volkskunde“ von Adolf Bach, die sich für diese Richtung besonders einsetzt, wird ihr Spannungsverhältnis zu der älteren „Stammeshypothese“ deutlich (S. 219 ff.). Die eigentümlich deutsche Vorliebe für den Stamm als volkliches Gliederungsprinzip (im Unterschied etwa zum romanischen Regionalismus) hängt mit dem geschichtlichen Entwicklungsgang unseres Volkes zusammen. Seit die Romantik die Anteilnahme an der ursprünglichen germanischen Welt und an frühgeschichtlichen Studien vertiefte, gewann ein stark romantisch gefärbtes Stammesdenken für die deutsche Geisteswissenschaft eine fast dogmatische Geltung. Auch die von Georg Wenker 1876 in Angriff genommene und später von Ferdinand Wrede und seinen Schülern weiterentwickelte exakt-geographische Mundartenforschung wollte der Aufhellung der Stammesgliederung unseres Volkes dienen¹³. Gerade ihre überraschenden Ergebnisse, die sich keineswegs mit den Erwartungen jener Forschergeneration deckten, brachten aber vielmehr für längere Zeit die „Stammeshypothese“ bei der ernsten Wissenschaft geradezu in Verruf. So bedeutete es eine mutige Tat, daß ein grenzdeutscher Germanist, der sudetendeutsche Literaturhistoriker Josef Nadler schon seit 1912 mit einer großangelegten „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ hervortrat. Obgleich Nadlers Forschungen eine letzte Klarheit in den Grundbegriffen (z. B. auch auf rassenkundlichem Gebiet) vermissen lassen und noch einer eindringlichen volkstheoretischen Auswertung harren, haben sie doch entscheidend dazu beigetragen, die „Volksliteratur“ literaturgeschichtsfähig zu machen und dabei dem Stammesdenken neuen Auftrieb zu geben. Im übrigen liegt in dem Titel des Nadlerschen Hauptwerkes bereits der Ausgleich beschlossen, der sich immer mehr durchzusetzen beginnt. Gerade die Sonderlage des Ostsiedelraums mit seinen „Neustämmen“ nötigte Nadler dazu, der Landschaft als einem Schauplatz der Stammesverschmelzung ihren Platz neben dem eigentlichen Blutsverband des Stammes einzuräumen. Damit ist der Ort einer Begegnung und fruchtbaren Durchdringung der Stammes- und Kulturraumforschung bestimmt. Landes- und Volksforschung, wie sie der Titel unserer Zeitschrift zusammen nennt, werden sich des engen Aufeinanderangewiesenseins bewußt. Das Ergebnis dieser fruchtbaren Berührung ist der neuere Begriff des Gauschlages oder Volkschlages, der den Begriffsgehalt des Neustammes von seinen ostdeutschen Sonderbedingungen löst und das kultur- und lebensgemeinschaftlich gebundene Menschentum engerer Teilräume unseres Volksbodens in seiner relativen geschichtlich-biologischen Überlieferungsfestigkeit zu erfassen sucht.

Das Vorbild der erfolgreichen Mundartengeographie wurde wirksam bei den Arbeiten am Atlas der deutschen Volkskunde, die unter wechselnder Leitung und Planung seit 1927 im Gange sind und jetzt dem Abschluß entgegengehen^{13a}. Dabei darf jedoch ein ent-

¹³ Vgl. im einzelnen A. Bach, Deutsche Mundartenforschung, ihre Wege, Ergebnisse u. Aufgaben (1934).

^{13a} Atlas der deutschen Volkskunde. Hrg. mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft von Heinrich Hamjanz und Erich Köhr. Lieferung 1. Leipzig 1937. 23 Bdn. 1:2000000, Größe 70×66 cm.

scheidender Unterschied nicht übersehen werden. Die Standortbefestigung des mündlichen Sprachgutes und damit auch die Sicherheit seiner kartographischen Erfassung ist wesentlich größer als die der meisten sonstigen Volksgüter, zu deren Bestandsaufnahme und kartenmäßiger Darstellung man heute übergegangen ist. Ob in einem bestimmten Dorf irgendein Sprachelement im Gebrauch ist, läßt sich zuverlässiger ermitteln und feststellen als der Umstand, daß „man“ dort ein bestimmtes Märchen erzählt, ein Volkslied singt, einen Brauch übt oder eine Tracht trägt. Der Begriff Verbreitungsgebiet bedeutet für die Sprache, aber auch für verschiedene Volksgüter etwas durchaus Unterschiedliches. Eine Volkskunde zumal, die über die bloße Bestandsaufnahme volkstümlicher Sachgüter und Verhaltensweisen hinausstrebt und auf so schillernde und schwer faßbare Erscheinungen, wie den „Charakter“ oder das „Weltbild“ und die „Geistesart“ eines raumgebundenen Menschenschlages abzielt, wird durch die ange deutete Unsicherheit über eine rein geographisch-räumliche Betrachtungsweise hinausgetrieben. Die Sprache, deren Erforschung nur in losem Zusammenhang mit der herkömmlichen Volkskunde steht, vermittelt unmittelbare Aussagen über Volk und Volksschlag als die meisten der erklärten Lieblingsgegenstände volkskundlicher Forschung. Deren Bindung an die Landschaft vollzieht sich in einem gar nicht leicht zu erfassenden Element, das nicht erdkundlich, sondern soziologisch ist.

Ich rühre hier an die besonders von Schwietering und seiner Schule betonte Frage nach der funktionalen Bedeutung des Volksgutes. Die soziologische Richtung stellt diese Frage in den Vordergrund, ja sie sieht in ihrer Berücksichtigung das Eigentümliche der modernen Volkskunde. Auch die Philologie oder Literaturwissenschaft, die sich für ein Märchen als Literaturdenkmal interessiert, kann ein solches, wenn es nur mündlich überliefert ist, irgendwo finden und von diesem Fundort Notiz nehmen. Die soziologisch gerichtete Volkskunde stellt neben die Frage der örtlichen Verbreitung und Herkunft die nach der gesellschaftlichen Einordnung und dem spezifischen lebendigen Gebrauchswert des einzelnen Volksgutes. Sie wird damit zur Volkslebenskunde (Max Rumpf). Nicht das bloße örtliche Vorhandensein, sondern die besondere gemeinschaftliche Anerkennung und Pflege eines Volkstumselementes muß untersucht werden. So gewinnt die soziale Volkskunde dem Bestand an Volksgut gewissermaßen eine neue Dimension ab, die ein funktional-dynamisches Gepräge trägt. Sie will nicht soziale Vivisektion treiben, wohl aber das Volksgut gleichsam in statu vivendi, im lebendigen Vollzug aufzufangen und nach Möglichkeit darzustellen suchen. Bedient sich die Kulturraumforschung des technischen Behelfs der Karte und wendet sie sich ans Auge, so wird die Volkstumssoziologie vielleicht versuchen, mit Filmstreifen und Schallplatte den Vorgang echten Volkstanzes dem Auge und Ohr zugleich zu vergegenwärtigen. Jüngste technische Errungenschaften werden so einer neuen volkskundlichen Forschungsplanung nutzbar gemacht.

Aber die Verarbeitung und Ordnung volkssoziologischer Befunde setzt doch — dem Kartennetz der Geographen entsprechend — eine Art von soziologischem Fächerwerk voraus. Daß dieses nicht starr sein und erst recht nicht auf phantastische Kon-

struktion zurückgehen darf, versteht sich von selbst. Aber es ergibt sich auch keineswegs mit Selbstverständlichkeit aus dem Befunde im einzelnen. Man bedenke etwa, welche Erschütterungen der Begriff des Standes seit Kiehl erfahren hat, und wie die damit entstandene terminologische Unklarheit auf die Volkskunde bei der Abgrenzung und Gliederung ihrer empirischen Forschung zurückwirken muß¹⁴.

Ähnliche Schwierigkeiten bereitet aber der volkskundliche Grundbegriff der Sitte. Mackensen beginnt seinen Beitrag zu dem Spamerschen Sammelwerk (Bd. I S. 108 ff.) mit den Sätzen: „Die Begriffe ‚Sitte und Brauch‘ sind für unser Sprachgefühl zu einer Einheit zusammengewachsen . . . ‚Sitte und Brauch‘ sind Synonyme und bilden als solche eine in sich geschlossene begrifflich untrennbare Einheit. Für diesen Begriff kann man auch das Wort ‚Brauchtum‘ setzen, da ist kein Unterschied.“ Kann man auch statt Sittenpolizei Brauchtumspolizei sagen oder den dem Rechtswahrer geläufigen Begriff der „guten Sitten“, gegen die ein Vertrag nicht verstoßen darf, durch „gute Brauchtümer“ ersetzen? Führt derselbe Weg von der Sitte zum Sittlichen wie vom Brauch zum Gebräuchlichen oder Brauchtümlichen? So klar und einfach scheint es mit der Synonymität der beiden Begriffe nicht zu liegen, die sich allerdings beide in einem Zustand der Verwahrlosung und Verwaschenheit befinden, der nicht leicht zu überwinden ist. Immerhin haben sich Soziologie und Volkslehre um Scheidungen etwa zwischen Sitte, Konvention, Brauch, Lebensstil, Mode usw. einige Mühe gegeben. Die Volkskunde, die in Wahrheit selbstherrlich als Sitte im Sinne der Volkskunde das ihr geläufigere Brauchtum bestimmt, sollte das ihre zur Klärung dieser Fragen beitragen, statt sich für ihren Hausgebrauch eine solche kurzschlüssige terminologische Vereinfachung zu gestatten.

Im übrigen scheint Mackensen auf dem Wege einer schärferen Erfassung dieses Problems zu sein. Er schreibt an anderer Stelle: „Die Volkskunde hat es mit den Kulturäußerungen der überlieferungsgebundenen Gemeinschaften zu tun. Das bedeutet, daß alles, was in ihren Bereich fällt, Brauchtum ist. Das eben unterscheidet diese Dinge von allen andern; das Leben in der Überlieferung, d. h. in der Sitte,

¹⁴ Auch hierfür ein konkretes Beispiel: In der ausführlichen Bibliographie der von Spamer hrsg. „Deutschen Volkskunde“ (1935) Bd. II Anhang S. 12 werden unter „Stände“ ganze 44 Schriften genannt. Davon sind dem Bauern 29, dem Handwerker 3 (aus den Jahren 1901, 1908 und 1934!), dem Proletariat bzw. dem Großstädtertum 4, den Fischern und Schiffen 1 Schrift gewidmet. Der Rest bezieht sich auf allgemeine Fragen. An einer späteren Stelle (S. 27 f.) werden noch hauptsächlich über einzelne Handwerke einige brauchtümliche Monographien angefügt. Damit ist die ständekundliche Weisheit dieses Standwerkes der deutschen Volkskunde am Ende. Als ich für meine „Volkskunde“ (1937) den Abschnitt „Stand und Schichtung“ schrieb, ließ mich das vorhandene volkskundliche Schrifttum fast völlig im Stich. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit unterschied ich im heutigen deutschen Volk, ohne mich auf einen irgendwie gefestigten natürlichen Sprachgebrauch stützen zu können, 12 standähnliche Gruppen und trug dafür — unter weitgehender Zuhilfenahme von Nachbarwissenschaften — etwa 100 Schriften zusammen, die sich auf die einzelnen Stände einigermaßen gleichmäßig verteilten. Drei Viertel von diesen scheinen nicht zum „Volk im Sinne der Volkskunde“ zu gehören. Unter den sachlichen Teilabschnitten der Spamerschen Volkskunde fehlt die Ständekunde überhaupt, während sich Bach redlich um diese schwierige aber wichtige Frage bemüht.

ist geradezu das Kennzeichen des volkskundlichen Stoffes¹⁵.“ Ich lasse dahingestellt, ob Mackensen hier nicht eine neue Vereinfachung vornimmt, indem er Sitte und Überlieferung in eins setzt. Immerhin entfernt er sich jetzt vom engeren und begrenzteren Bereich des Brauchtums und nähert sich dem Verständnis der Sitte, der zweifellos eine stärkere Würde und verpflichtende Kraft innewohnt als dem Brauchtum, wie es uns in volkskundlichen Darstellungen entgegentritt. Auch der Unterschied zwischen Sitte und Sitten verdient besondere Beachtung in einer revolutionär aufgewühlten Zeit wie der unseren, in der sehr verschiedenartige und verschiedenwertige Formen überlieferungsgebundenen und überlieferungsstiftenden Lebens miteinander ringen. Sehen wir aber in der Sitte den Gegenstand der Volkskunde schlechthin, dann werden wir zu der bereits angeschnittenen Frage zurückgeführt, wodurch ein bestimmtes Volksgut irgendwo ortszuständig und einem bestimmten Menschengeschlecht seelisch zugehörig, für ihn charakteristisch ist. Die Beziehung zwischen Schöpfer und Erzeugnis, die für geschichtliches Denken im Vordergrund steht, ist gerade für die herkömmliche Volkskunde nicht ausschlaggebend. Denn selbst wenn man den Satz, das „Volk“ produziere nicht, sondern reproduziere nur, in seiner zeitweise behaupteten allgemeinen Geltung erheblich einschränkt, wie das heute allgemein geschieht, so bleibt an der Lehre vom „gesunkenen Kulturgut“ doch so viel unbestreitbar, daß das „Volksgut“ größtenteils nicht am soziologischen und geographischen Ort seines eigentlichen Ursprungs, sondern an dem seiner Aufnahme, Verschleifung und Anverwandlung für die „Volkskunde“ erheblich wird. Dort aber ist es in den Bannkreis der Sitte getreten, die ihren Stoff aus der Überlieferung schöpft, ihn aber doch unmerklich den sich wandelnden Lebensbedingungen anpaßt. Hierbei erweisen sich die Brauchtümer als das starrere, die Sitte als das flüssigere Element. Gerade dadurch wirkt auch die Sitte auf das ebenfalls zu formelhafter Erstarrung neigende Recht als eine lebendig ausgleichende Kraft. In diesem Sinne ist die Sitte das Bindemittel, das die volkstümlichen Kulturgüter mit ihrem Verbreitungsgebiet verknüpft, das durch sie zu einem Geltungsgebiet, zu einem Bereiche von mehr als traditionaler Verpflichtung auf das einzelne Volkselement wird. Das überfiehet Mackensen und deshalb kommt er zur einfachen Zueinssetzung verwandter und doch ihrem Wesen nach unterschiedlicher Sozialstrukturen, die für die Volkskunde allerdings von zentraler Bedeutung sind.

Die angeführten Fälle sind nur Beispiele dafür, daß es noch weithin an der nötigen soziologischen und volkstheoretischen Vorarbeit und nachbarlichen Hilfe für die volkskundliche Forschung fehlt. Eine Hauptschuld an diesem Zustand trifft ohne Zweifel die Soziologie selber. Dem Gesetze gemäß, nach dem sie im Zeitalter beginnender sozialer Krisen als ein Faktor westeuropäischen Denkens angetreten ist, hat sie von vornherein weder die Absicht noch die Möglichkeit gehabt, auf die Mitte

¹⁵ Volkskunde in der Entscheidung S. 33. Vgl. auch die Schrift von Dünninger, Volkswelt und Geschichtliche Welt, 1937, S. 128 ff., die mir erst nach Abschluß dieses Aufsatzes bekannt wurde.

der deutschen Volkswirklichkeit und auf die in ihr lebendigen tieferen Überlieferungskräfte zuzustoßen. Sie stand dabei in einem komplementären Verhältnis zur vereinsseitigten Volkskunde. Während diese auch nach Riehl wieder vorwiegend im Bauerntum die Keimschicht des Volkes erforschte, beschäftigte sich die Soziologie mit den Strukturformen verstädterter Massen- und Gesellschaftskreise. Statt auf den organischen Humusboden stieß sie dabei vielmehr auf bürgerlich-proletarische Zersetzungskräfte im deutschen Volkskörper, auf „Fermente der Dekomposition“ (Mommson), die es auch außerhalb des Judentums gab. Ohne ernsten Willen zum Widerstand gegen zeitliche Verfallserscheinungen fand sie in der „Industriegesellschaft“ die ihrem Forschungseifer gemäße Synthese und glaubte ihr Objekt realistisch und „wertfrei“ zu untersuchen, während sie politisch in Wirklichkeit sehr deutlich Partei nahm: für Individuum und Masse gegen das Volk. Das Mißtrauen, das ihr heute im neuen Deutschland begegnet, ist unter diesen Umständen nur zu begreiflich und in weitem Umfang berechtigt¹⁶.

Nun finden wir bei Volkskundlern der Gegenwart nicht selten die Einsicht, daß „volkskundliche“ und „volkssoziologische“ Arbeiten in der Tat weitgehend auf eine gewisse gegenseitige Ergänzung angewiesen sind und daß ihre Probleme sich oft

¹⁶ Vgl. zu diesen Fragen Grever, *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft* (1930), ferner die den Sachverhalt bedenklich verklärende Abhandlung desselben Forschers „Gegenwartsaufgaben der deutschen Soziologie“ *Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss.* Bd. 95 (1934) S. 116ff., E. K. Huber, „Die deutsche Staatswissenschaft“ ebd. S. 1ff. und meine Entgegnung „Gesamte Staatswissenschaft oder gesamte Volkswissenschaft?“, *Volkspiegel II* (1934) S. 36ff. Die Instinktslosigkeit und Gleichgültigkeit der deutschen Soziologie in ihrem Zustand vor 1933 gegenüber völkischen Lebensfragen ersten Ranges sei an einem Beispiel schlaglichtartig erhellt. Im September 1928 veranstaltete die für die deutsche Forschung repräsentative Deutsche Gesellschaft für Soziologie eine Tagung in Zürich, wobei einen der beiden Hauptverhandlungsgegenstände „Die Wanderung“ bildete. Der Bericht liegt gedruckt vor (Tübingen 1929). Es läßt sich nicht leugnen, daß für ein Volk, dessen eigentliche Geschichte mit der Völkerwanderung beginnt und das als Ergebnis der Ostwanderungen und der Auswanderung nach Übersee Millionen seiner Söhne in aller Welt weiß, diese Frage von zentraler Volksbedeutung ist. Und Zürich wäre ein Ort gewesen, wo in die deutschen Wanderungsprobleme und ihre soziologischen Befunde auch die Westwanderung des Deutschschweizertums samt ihren völkischen Begleitumständen zwanglos hätte einbezogen werden können. Wie nützte die Gesellschaft für Soziologie diese einzigartige Gelegenheit? Da sie wertfrei und betont international war, kamen solche Überlegungen für ihre Leitung überhaupt nicht in Frage. So vertraute sie dies wichtige Thema (auch der dritte von vier Hauptrednern war Jude) zwei jüdischen Forschern an. Der Kölner Soziologe Honigsheim behandelte vom prähistorisch-ethnologischen Standort aus die Überwanderung urzeitlicher Hackbauern durch Jägerhorden, sein Frankfurter Kollege Franz Oppenheimer streifte in seinem Referat, das nur verlesen werden konnte, die Wanderungsvorgänge nur lose und entwickelte einen extrem staatsfeindlichen und agrarreformerischen Standpunkt, der sich ihm als universalhistorisch-ökonomischer Gesichtspunkt darstellte. Die völkischen Wanderungsprobleme wurden auch in der Erörterung kaum erwähnt. Von Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft konnte hier in keiner Weise gesprochen werden. Daß die deutsche Volkskunde von einer so eingestellten Fachsoziologie keine Hilfe in ihren grundbegrifflichen Nöten erwarten durfte, versteht sich von selbst. Die ersten Versuche einer volkstheoretischen Grundlegungsarbeit traten seitab vom damaligen Universitätsbetrieb 1932 an die Öffentlichkeit und fanden, nachdem noch Ende dieses Jahres das preussische Kultusministerium unter Nachler sich in dieser Frage völlig verständnislos gezeigt hatte, erst 1933 durch den tatkräftigen Entschluß einer nationalsozialistischen Landesregierung ihre akademische Heimstatt. Auch an etwa vier preussischen Universitäten hat die Volkslehre seither Boden gewonnen.

überschneiden. Auch Bach erkennt die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit an und trennt mehr aus praktischen Gründen die Volkskunde von der Volkssoziologie (S. 52 ff.). Der Nürnberger Soziologe Max Rumpf, von Haus aus Jurist, hat nicht nur frühzeitig das Programm einer „Deutschen Volkssoziologie im Rahmen einer sozialen Lebenslehre“ (1931) entworfen, sondern in den zwei bisher erschienenen Bänden seines umfassenden, manchmal übrigens zu stark in die Breite gehenden Werkes „Das gemeine Volk. Ein soziologisches und volkskundliches Lebens- und Kulturgemälde“ (1933/36) den Beweis für eine gute Ergänzungsfähigkeit beider verwandten Wissenschaften erbracht. Gunther Ipsen ist bisher bei der programmatischen Ankündigung seiner Soziologie des deutschen Volkstums stehengeblieben. Seine anregende Studie über „Das Landvolk“ (1933) bearbeitet nur ein Teilproblem. Eine deutsche Volkssoziologie ist also bisher über verheißungsvolle Ansätze nicht hinausgediehen. Und das Mißtrauen, das begreiflicherweise der Soziologie als solcher noch aus der Systemzeit heraus anhaftet, erleichtert es nicht, einer durchaus möglichen und wünschenswerten volkssoziologischen Forschungstätigkeit, die sich übrigens nur mit einem Teil der eigentlich volkstheoretischen Fragen zu befassen hätte, einen schnellen und wirksamen Auftrieb zu geben.

Dieser Umstand, den eine realistische Betrachtungsweise unmöglich übersehen kann, verdient Beachtung. Wenn wir auf volkskundlicher Seite — so bei Bach und Maassen — den Versuch finden, bestimmte Stoffgebiete, die an sich für den Ausbau der Volkskunde selber in Frage kämen, an die „Volkssoziologie“ zu treuen Händen abzugeben, so gleicht dieses Verfahren in etwa dem eines Fuhrmannes, der zu hoch geladen hat und einen Teil seiner überzähligen Frachtstücke auf ein anderes Fuhrwerk umzuladen sucht, während diese ausgeschiedenen Stücke in Wirklichkeit an den Rand der Straße fliegen und überhaupt nicht befördert werden. Erst an der nächsten Station wird er merken, daß in den einem so ungewissen Schicksal überantworteten Kisten — sagen wir: — Maschinen waren, die erst mit den weiterbefördernden zusammen ein leistungsfähiges Werk ergeben. Die vorhandenen volkssoziologischen Arbeitseinrichtungen können nur sehr begrenzte Aufträge ohne feste Lieferfrist übernehmen. Stünde neben der vorhandenen Volkskunde eine einigermaßen entwickelte „Volkssoziologie“ mit einem zugehörigen wenigstens gleichwertigen Lehr- und Forschungsapparat, so ließe sich über manche Arbeitsteilung ohne Zweifel reden, obwohl im beiderseitigen Interesse die „Teilung“ auch dann nicht zu weit gehen sollte. So aber muß sich die Volkskunde in ihrer Krisenlage darüber klar sein, daß einmal eine Übertragung ihres verengten Volksbegriffes auch noch auf eine im wesentlichen neu zu schaffende „Volkssoziologie“ entschieden abzulehnen ist und daß sie einstweilen jedenfalls bei ihrem zeitgemäßen Umbau die Verantwortung für bestimmte volkssoziologische Sachbereiche einfach deshalb behalten muß, weil deren Bearbeitung auch für ihren eigenen Fortgang unerlässlich ist, während es noch an einer aufnahmebereiten Stellung der Soziologie fehlt. Fürs erste also wird die

Volkskunde, wenn sie sich zur Kunde vom ganzen deutschen Volkstum weiterentwickeln will, ein erhebliches Teil des derzeit herrenlosen Erbes aus der soziologischen Konkursmasse der Systemzeit wohl oder übel mit übernehmen müssen. Und diese — wenigstens zeitweilige — Mitbeackderung volkssoziologischen Arealen wird sich bestimmt nicht zum Schaden der Volkskunde auswirken, sondern wird ihr den Durchbruch in die Breiten deutschen wissenschaftlichen Lebens sogar erleichtern, um die sie sich mit bislang unbefriedigendem Erfolge bemüht.

Der kulturellräumlichen und der soziologischen Volksforschung gemeinsam ist die Einstellung auf die gegenwärtigen lebendigen Volkstumselemente, ihre Gliederung und ihren sinnvollen volkerheblichen Zusammenhang. Fraglich bleibt zwischen Volkskunde im engeren und Volksforschung im weiteren Sinn, ob ein begrenzterer Bereich von Volkstumselementen im Sinne der älteren Volkskunde herausgelöst und mit geographisch-soziologischen Mitteln erforscht, oder ob die Totalität des lebendigen Volkstums zum Forschungsgegenstand gemacht werden soll. Ein neuer Fragenbereich aber öffnet sich, wenn es um die genetische Erklärung, um die Zurückführung empirisch gegebenen, lebendigen gegenwärtigen Volkstums auf Ursprung und Wesensgrund geht. Hier wird zunächst die Frage nach dem Verhältnis von Volkskunde und Geschichte brennend, die in den letzten Jahrzehnten schon deshalb im Unklaren bleiben mußte, weil die zuständige Instanz, die Geschichtsphilosophie, im neukantianischen Fahrwasser als Methodologie der Geschichtsschreibung verkümmert war.

Die Frage nach dem Verhältnis von Volkskunde und Volksgeschichte ist in den letzten Jahren besonders von Adolf Helboß aufgeworfen worden¹⁷. Helboß trennt (sprachlich nicht sehr glücklich) zwischen deutscher Volksgeschichte und Geschichte des deutschen Volkes. „Die Volksgeschichte ist die Entwicklungsgeschichte des Volksleibes aus seinen naturhaften und seelischen Grundlagen heraus“¹⁸. Hier vollzieht sich eine etwas überschärfte Wendung gegen die Volkskunde in ihrem Bemühen nach Gegenwartsnähe. Die „kommende Volkskunde auf rassischer Grundlage“ kann nach Helboß „nicht bestehen ohne die zeitliche Tiefenprojektion, die ihr die Volksgeschichte liefert. Volkskunde und Volksgeschichte sind untrennbar. Die Forderung, die Volkskunde ganz von historischer Problemstellung zu lösen und zur Nurgegenwartswissenschaft zu machen, ist ein liberalistisch-soziologischer Irrsinn“¹⁹. Gegen wen sich dieser heftige Angriff richtet, ist mir nicht bekannt. Auch mit einer Gegenwartsvolkskunde, um das wenig glückliche Schlagwort aufzunehmen, verträgt sich die „Tiefenprojektion“ durchaus, wie in der Folge zu zeigen sein wird. Sie wird durch die grundsätzliche Einstellung auf lebendiges und nicht erstorbenes Volkstum,

¹⁷ Vgl. Helboß, Was ist deutsche Volksgeschichte? (1935); Der Problemkreis von Volkskunde und Volksgeschichte (Zeitschr. f. Volkskde. 1934 S. 1ff.); „Wo steht die Volkskunde und wo sollte sie stehen?“ (Arch. f. Bevölkerungswiss. u. Bev.-Pol. 1936 S. 207ff.)

¹⁸ Was ist deutsche Volksgeschichte? S. 1.

¹⁹ Ebenda, S. 9.

worin sich alle jüngeren Volkskundler heute einig sind, sogar erleichtert. Doch hören wir weiter, welche Aufgaben dieser „Volksgeschichte“ zugewiesen werden. Der deutsche „Volksleib“ soll geschichtlich erfaßt werden:

„1. an seiner räumlichen Ausbreitung (Siedlungsgeschichte als Geschichte des Werdeganges des Lebensraumes von Urzeiten bis zur Gegenwart, in Querschnitten geographisch betrachtet);

2. an seinem zahlenmäßigen und strukturellen Aufbau (Volkskörpergeschichte als über die rein historische Bevölkerungsstatistik hinausgehende Geschichte der Entfaltung der Volkszahl, des Volksaufbaues und der Binnen- und Grenzwanderung, ebenfalls in Querschnitten geographisch betrachtet);

3. an seiner rassischen Zusammensetzung jeweils im Laufe der Jahrhunderte (Rassengeschichte in geographischer Betrachtungsweise des jeweiligen Verhältnisses der einzelnen Rassen zueinander und der Verschiebungen durch die Wanderbewegung);

4. an seiner kulturellen Zusammensetzung jeweils im Laufe der epochalen Zeitabschnitte deutschen Kulturlebens (Kulturgeschichte des sog. primitiven Volkslebens und der sog. ‚höheren‘ Kulturproduktion, jedoch nicht statisch, sondern dynamisch genommen, Atlas der deutschen Volkskunde)“²⁰.

Es ist kein Zweifel, daß hier eine beachtenswerte Ausweitung des volkskundlichen Blickfeldes vorgenommen wird²¹. Auch durchdringt sich die historische ständig mit der geographischen Betrachtungsweise. Die soziologische kommt zu kurz. Offen mag die Frage bleiben, ob es Helbok bereits gelungen ist, seinen methodischen Ansatz zu voller Klarheit zu bringen und die Beziehungen zwischen Volksgeschichte in seinem Sinn, Kulturgeschichte und politischer Geschichte befriedigend zu deuten. Immerhin hat es Helbok nicht bei programmatischen Erörterungen bewenden lassen, sondern legt in Lieferungen seine großangelegten „Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs“ vor. Auch auf die ungemein stoffreiche „Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes“ (2 1936) von Gustav Paul sei in diesem Zusammenhang hingewiesen.

Daß Volkskunde und Volksgeschichte (die letztere auch in einem weiteren Sinne verstanden als bei Helbok) eng zusammengehören, ist kaum zu leugnen. Nur fragt es sich, ob der Satz zutrifft; „Die Volkskunde der Zukunft wird also sein: deutsche Volksgeschichte als Grundlage, auf der die überlieferte historische Volkskunde den Weg in die Gegenwartslage nimmt“²². Allzu leicht könnte die Volkskunde dabei — so möchte es scheinen — zum bloßen Anhängsel der Geschichtswissenschaft werden. Hier wie andernorts zumeist wird ein wichtiger Unterschied übersehen: der zwischen Geschichte und Überlieferung. Ich selber habe jüngst als Aufgabe einer umfassenden Volkskunde, die sich auf volkstheoretischem Grundbau erheben soll, die „Traditions- und Wesenserhellung unseres deutschen Volkstumes“ bezeichnet²³. Ich glaube mich

²⁰ Wo steht die Volkskunde? S. 210 f.

²¹ Noch weiter geht in dieser Richtung Erich Kenser, der als Rahmen einer erweiterten Volkskunde eine historisch unterbaute umfassende „Bevölkerungswissenschaft“ sieht. Eine bevorstehende größere Veröffentlichung des Danziger Historikers wird ein schlüssiges Urteil über seine Vorschläge ermöglichen.

²² Wo steht die Volkskunde? S. 211 f.

²³ Volkskunde S. VII.

gerade darin — über sonstige Meinungsverschiedenheiten hinweg — mit Mackensen und einem großen Teil der jüngeren Volkskundler zu begegnen. Was bedeutet aber Traditionserhellung?

Ein bekannter Roman der Aufklärungszeit nannte sich „Lebensläufe in aufsteigender Linie“. Sollte es nicht möglich sein, den Lebenslauf des deutschen Volkstums, die wechselnde Verknüpfung und Rangordnung, die räumliche Einwurzelung und soziale Funktion seiner Elemente in aufsteigender Linie zu erfassen und darin eine eigenwüchsige Aufgabe der Volkskunde zu erkennen, durch die sie sich gerade von aller Geschichte — auch von der Volksgeschichte Helbofs — unterscheidet? Ist nicht Erkenntnis und Verständnis des lebendigen Volkstums für sie das Primäre und damit auch der Grundbau, von dem aus sie zur Deutung des Volkstums aus Überlieferung und urwesentlicher Art unseres Volkes aufsteigt? In der Tat ist die Entwicklung und Darstellung geschichtlicher Stoffe für den Historiker durch die Einsinnigkeit der Zeit unverrückbar bestimmt. Die Gegenwart kommt hier immer zuletzt. Eine Geschichte des deutschen Dorfes etwa, um einen volkskundlich erheblichen Gegenstand als Beispiel zu wählen, beginnt mit seinen Ursprüngen, verfolgt seine Entwicklung durch Mittelalter und Neuzeit und mündet (manchmal auch nicht und oft etwas widerstrebend) in die Schilderung seines gegenwärtigen Zustandes. Das tiefwurzelnde Mißtrauen des Historikers gegen die sog. Zeitgeschichte ist durchaus begründet. Mit Recht bevorzugt er abgeschlossene Verläufe, soweit sie unserem Verständnis noch zugänglich sind, weil in ihrer Darstellung die eigentümlich geschichtswissenschaftlichen Methoden am reinsten zur Anwendung gebracht werden können. Der Volkskundler aber verfährt genau umgekehrt. Er erforscht das lebendige Dorf. Sein erster Blick ist auf das Gegenwärtig-Zuständliche darin gerichtet. Aber auch er sieht es als ein Gewordenes und Werdenendes, da zum Lebendigen der dynamische Lebensvollzug gehört. Angesichts der nur relativen Stabilität seines gegenwärtigen Bestandes prüft er die einzelnen Elemente auf ihre Traditionstiefe, um ihre Überdauerungskraft ermessen zu können. So schreitet er von Vorform zu Vorform langsam zum Ursprung der einzelnen Elemente des dörflichen Lebens und seiner Gesamtgestalt zurück. Dabei bleibt er immer wieder stehen und sucht sich auch vergangene Zuständlichkeit und vergangenes Spiel lebendiger Wechselkräfte zu vergegenwärtigen. Wie dem Zeithistoriker die Gegenwart fast zur Vergangenheit wird, damit er sie historisch behandeln kann, so zaubert auch der historische Volkskundler noch in vergangene Zeiten Gegenwart — ihre Gegenwart natürlich, soweit das möglich ist — durch die ihm wesentliche Betrachtungsart hinein. Nicht zufällig verlangt auch Helbof von seiner Volksgeschichte Querschnitte, die mit dem Zusatz „geographisch“ nicht ausreichend bestimmt sind.

Gewiß bedarf der Volkskundler bei seiner Bemühung um Traditionsauffhellung der Hilfe des Historikers und seiner Methoden. Aber indem er dessen Darstellung gewissermaßen umstülpt, kommt er doch zu anderen Fragestellungen. Den Historiker fesselt die Veränderung und das wirklich Vergangene, den Volkskundler das je-

weils noch vorhandene in seiner Traditionsverwurzelung und in seinen Überdauerungsaussichten. Ihn interessiert auch die Traditionstiefe eines Volkstumselementes wesentlich um der Traditionsbeständigkeit und der Traditionsfestigkeit willen. Er sucht im Wandel selbst das Beharrende, in der Verwandlung die Substanz. Und gerade auf diesem ihrem ureigensten Wege begegnet die Volkskunde unmittelbarer als die eigentliche Geschichtsforschung der modernen Rassenforschung. Denn das Keimplasma, das sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, ist ja gerade heute als die am zähesten in sich beharrende Grundlage und Substanz der deutschen Volkseigenschaft erkannt worden. Auf der Suche nach den unerschütterlichsten Traditionselementen deutschen Volkstums, die uns zu den wahrhaft unveräußerlichen, auch dem geschichtlichen Wandel entzogenen urtümlichen Zügen unserer völkischen Art hinleiten sollen, auf ihrem sonderbaren Krebsgang durch unsere Volksgeschichte wird die Volkskunde unversehens zu einer Kunde vom deutschen Blut und damit zu einer Lehre, in der das rassisch bedingte, geschichtlich nur begrenzt formbare deutsche Geelentum unmittelbar und im Sinnbild seiner bestandhaften Ausdrucksformen sichtbar wird.

Freilich ist der hier angedeutete und gerade am Gegensatz geschichtlichen und volkskundlichen Verfahrens gewonnene Weg nicht der einzige, der die Volkskunde vor rassische Fragestellungen führt. Durch die anthropometrischen Methoden, die von Hans F. K. Günther, Eugen Fischer, Struck, v. Gieddelt, Reche u. a. und durch die wachsende Zahl der Praktiker in den Rassenämtern angewandt und ausgestaltet werden, erhalten wir in wachsendem Maße exakten Aufschluß über die phänotypische Verbreitung der meßbaren und überhaupt objektiv feststellbaren Rassenmerkmale im deutschen Volk. Wir übersehen immer mehr seinen derzeitigen rassisch-volksgesundheitlichen Zustand. Auch diese Feststellungen drängen über die kartemäßige Erfassung hinaus auf eine räumlich-geographische und soziologische Einordnung in das Gesamtbild unseres Volkes. Nicht das „Volk der Volkskunde“ freilich, sondern das ganze deutsche Volk (vornehmlich innerhalb der Reichsgrenzen leider) wird hier in seiner anthropologischen Struktur kenntlich. Schwieriger zu erfassen und schlüssig zu belegen, vielfach nur dem intuitiven Blick offen, aber von großer Bedeutung sind die rassen-psychologischen Erkenntnisse, um die sich namentlich L. J. Glauß bemüht. Diese verdienstlichen Forschungen leiten auch zu der vergleichenden Physiognomik hinüber, die der Stammesforschung abseits von eigentlich volkskundlichen Fragestellungen neue Seiten abzugewinnen sucht und von Willy Hellpach gefördert worden ist. Dabei wird immerhin die Frage auftauchen, wie weit die leibliche Prägung und Differenzierung des deutschen Volkstypus nur auf ein erbliches Urbild oder auch auf bestimmte geopsychische oder geophysische Umwelteinflüsse zurückgeht. Die Volkskunde ist für Entscheidungen auf diesem Gebiet nicht zuständig und muß die Klärung der Ansichten im Kreise der berufenen Fachforschung abwarten. Je mehr es aber dieser gelingt, über summarische statistische Rohergebnisse

hinauszu kommen und die stammlich-landschaftliche Differenzierung des deutschen Volkes in Gauschläge und seine soziale Gliederung in Standes- und Berufstypen in der Erscheinung seines Menschentums genauer und faßlicher zu bestimmen, desto konkretere Aufgaben ergeben sich aus einer Vergleichung dieser rassenkundlichen Forschungsergebnisse mit dem Bestands- und Überlieferungswissen der deutschen Volkskunde. Gerade die berufene Rassenforschung erwartet am wenigsten von der Volkskunde ein Hineinpfuschen in ihr Fach durch vorschnelle rassenkundliche Deutungen, auf die vielfach eine begreifliche Ungeduld der Jugend und breiter außerwissenschaftlicher Kreise drängt. Wohl aber erwartet die verantwortliche Rassenforschung mit Recht eine größere Aufgeschlossenheit der Volkskunde für biologisch-rassische Zusammenhänge und Erklärungsmöglichkeiten, als sie dort früher anzutreffen war. Und sie wird die ehrliche und freudige Bereitschaft zu einer solchen methodisch sauberen Zusammenarbeit auch zweifellos zumindest bei allen jüngeren Volkskundlern finden. Und diese wiederum werden zu einer solchen Gemeinschaftsarbeit über die Fachgrenzen und Fakultätszäune hinweg um so mehr befähigt sein, je vollständiger und allseitiger sie das deutsche Volkstum, wie es wirklich in unserem Volke gelebt wird, je realistischer sie den ganzen deutschen Menschen in wahrer Lebensreue ohne Puder und Schminke und umechte Kostümierung zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen. Solange die Anthropologen das Volk, die Volkskundler aber ein Volk im Volk vor Augen haben, müssen sie notwendig aneinander vorbeireden.

Einigen wir uns jedoch über das, was Volkstum wirklich ist, und überwinden wir mit dem Schrumpfvolksbegriff zugleich einen überholten Sprachgebrauch, der Teile des Volkstums als Volksgut isolierte und in einen überspannten Gegensatz zu jenen echt deutschen individuellen Gipfelleistungen brachte, ohne die es das deutsche Volkstum der Gegenwart nicht gäbe, dann können wir auch eher Herbert Freudenthal zustimmen, wenn er die „arteigene Gemeinschaftskultur im volksdeutschen Raum“ in den Mittelpunkt der Volkskunde stellen will, so daß diese zu einer „Charakter- und Geisteskunde des artgebundenen volkstümlichen deutschen Menschen“ wird, die auf sachfreudiger Kunde von deutschem Volkstum aufgebaut wird. Damit wird der Volkskunde die schwierige Aufgabe gestellt, zwischen arteigenem und artfremdem, artgemäßem und artwidrigem Volksgut sachverständig zu scheiden. Eine so verantwortliche Leistung ist aber nicht von einer Wissenschaft allein zu erwarten. Es ist eine geschichtlich unbestreitbare Tatsache, daß die europäischen Volkstümer, insbesondere das deutsche, nicht nur auf der vorgeschichtlichen Kreuzung bestimmter Elementarrassen beruhen, sondern daß sie auch im wechselseitigen Austausch von Kulturelementen aufgebaut sind, der als ein geschichtliches Schicksal von der Vorsehung gefügt wurde. Schöpferische Entfaltung aus ureigenem und Übernahme und Einverleibung ursprünglich fremden Stoffes sind im „Volksgut“ ebenso wirksam geworden wie in der „Hochkultur“. Wenn in der Hochkultur stärker die kulturelle Begegnung der führenden europäischen Völker hervortritt, deren Ergebnisse in ver-

wandelter Form oft genug auch in den primitiveren Schichten des Volkes Eingang gefunden haben, so haben diese dafür vielfach stärker das Erbe der keltischen und slawischen Vorbevölkerung angetreten und dieses in die eigene Art eingeschmolzen. Eine wirkliche Entmischung dieser ursprünglichen Elemente ist auf dem Gebiet der Kultur und des Volkstums ebenso unmöglich wie in der blutlichen Substanz des deutschen Volkskörpers. Eine solche analytische Aufgabe darf daher auch der Volkskunde nicht gestellt werden. So wird auch die große Rätselfrage „Was ist deutsch?“ nie zu einer letzten Lösung gelangen; viele Wissenschaften werden an der Antwort beteiligt sein, die ein ewiges Thema volksgebundener Wissenschaft bleibt. Auch eine ansgeweitete Volkskunde wird über Teillösungen nicht hinauskommen. Deshalb sollte sich auch die Volkskunde gerade im Hinblick auf diese Aufgabe die Frage vorlegen, ob sie sich auf ihre Selbständigkeit und Abgeschlossenheit wirklich bis zum Letzten versteifen oder vielleicht gerade ihre eigentümliche Sendung in der Umgestaltung des wissenschaftlichen Kosmos darin sehen soll, zu einem verbindenden Kreuzungspunkt geschichtlicher, rassekundlicher, sprach- und kunstgeschichtlicher, geographischer, soziologischer und mancher andern Bemühungen zu werden, die sich in ihr arbeitsgemeinschaftlich begegnen und ergänzen. Wenn dabei die mehrfach erwähnten zerstreuten Untersuchungen gleichsam als Pfänder des umfassenden volkskundlichen Anliegens auch wieder andern Nachbarwissenschaften zu Lehen gegeben werden, so braucht das nicht ein Auseinanderflattern dieser Forschungen zur Folge zu haben, sofern dadurch die Volkskunde als Kunde von Volk und Volkstum eine Art magnetischer Anziehungskraft bis in die Felder entlegener Wissenschaften ausübt, zumal ja schon der heutige Forschungsumkreis der Volkskunde, wie die Vorliebe für Sammelwerke auf diesem Gebiet zeigt, von einer einzelnen Kraft kaum mehr erschöpfend zu bewältigen ist.

Wenn nun die Frage nach dem Maßstab für das Erkennen arteigener und artgemäßer, umwandlungsfähiger und auszustoßender Kulturelemente gerade an die Volkskunde herantritt, dann wird ihre eigentümliche Fragestellung nach Überlieferungstiefe und Überlieferungsfähigkeit immer eine entscheidende Bedeutung behalten. Wer aber das Arteigene vom Artfremden scheiden will, muß auch das Fremde in den Umkreis seiner Betrachtung einbeziehen. Er muß zum Vergleich fähig sein. Bürdet das der Volkskunde im ganzen die Sisyphusarbeit auf, volkstümliches Kulturgut aller Zonen und Zeiten um sich auszubreiten, um daraus nun das wahrhaft eigene auszuwählen und durch allseitigen Vergleich in seiner Eigenart zu bestimmen? Sollen wir wirklich zu Hoffmann-Krayer und den völkerpsychologischen Bemühungen seiner Zeit zurückkehren und in diesem Sinn vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Fremden zum Eigenen kommen? Und ist das angesichts der Überfülle des heute verfügbaren Stoffes nicht der geradeste Weg, um die spezialistische Zerfaserung der volkskundlichen Arbeit auf die äußerste Spitze zu treiben und die hoffnungslose Zerstreuung ihrer einzelnen Untersuchungen zu einem chaotischen Dauerzustand zu machen?

Es ist kaum zu leugnen, daß Ansätze zu einer solchen Entwicklung auf einzelnen Teilgebieten (z. B. in der Märchenforschung) auf dem Boden einer kosmopolitischen Wissenschaftsgesinnung der vergangenen Jahrzehnte schon ziemlich weit gediehen sind. Daher stammt auch die sehr verständliche Furcht der Volkskunde vor der Einbeziehung neuer Sachbereiche, da die reine Sachforschung diesen Zug in die unüberschbare Weite in sich trägt. Wir sahen bereits, daß die Volkskunde ihren Standort an der schmalen Grenze von Mensch und Ding nicht aufgeben darf, nicht reine Sachkunde, aber auch nicht reine Volkscharakterologie werden darf. Aber gibt es keine andere Möglichkeit, die an sich fruchtbare vergleichende Methode vor der Entartung ins Uferlose zu bewahren?

Wir gelangen hier an den Punkt, wo die wissenschaftlichen Bemühungen, in denen sich der Mitarbeiterkreis dieser Zeitschrift in über zehnjähriger Vorarbeit zusammengefunden hat, auch für die Erneuerung der Volkskunde bedeutsam werden. Auf den notwendigen Rückweg von der Welt der Dinge, der volkstümlichen Sachgüter, zum Volk in seiner schicksalhaften Gegebenheit wurde bereits hingewiesen. Nun sind nicht zufällig gerade von der Geographie die fruchtbarsten Anstöße zu einer Zusammenfassung lebensnaher Volksforschung ausgegangen. Denn die Geographie sieht das Volk in seiner Raumgebundenheit und Bodenständigkeit. Ihr ist der Volksboden als Volksiedelboden und Volkswirkungsraum grundwesentlich. Sie kennt die Grenzen, an denen Volksböden aneinanderstoßen und sich in Misch- und Durchdringungsgebieten überschneiden. Und aus der politischen Erforschung gerade der Nachkriegszeit wissen wir, daß Volksgrenze nicht ein gleichgültiger Befund der Schreibtischgelehrsamkeit ist, sondern daß dieses Wort auf Glück und Leid, auf Tapferkeit und Erschlaffung, auf heroischen Aufschwung und tragischen Verfall zurückweist. Die Welt ist kein Warenhaus, in dem die Kulturgüter aus aller Welt zur Wahl bereitstehen, sondern an seinen Grenzen steht das Volk, das im Binnenreich in seinem Volkstum lebt und webt, jeweils einem bestimmten Nachbarn gegenüber. Dort erlebt es sein Volkstum in schicksalsmäßiger Frontstellung, in einem ganz bestimmten Gegensatz zu andern, fremden. Es erlebt den ständigen Druck eines fremden Volkstums, vorwärts gestoßen von staatlicher Macht, dargelebt in lebendigen Menschen und Gesellschaftsgruppen, denen gegenüber das instinktive Wissen um die eigene Art eine eigentümliche Bewußtwerdung, ja eine bewußtseinsmäßige Übersteigerung erfährt, die vom Grenzkampf untrennbar ist. In den Gudefengebieten ist man nicht Deutscher schlechtthin, sondern man ist und bleibt es, soweit man sich der Verlockung zur Tschechisierung widersetzt. Man hat auch keinen Anlaß, die eigene angestammte Art heute mit der französischen, morgen mit der spanischen, übermorgen mit der des Angelsachsen in kontemplativer Ruhe kosmopolitisch aufgeschlossenen Gelehrtentums zu vergleichen, sondern man ist täglich und stündlich vor den Vergleich der eigenen Art mit einer bestimmten andern, nämlich der des tschechischen Volkes, gestellt. Man

ist genötigt, mit diesem Vergleich blutigen, blutigsten Ernst zu machen und sich für die eigene Volksart und ihre Rechte nicht nur theoretisch oder als Soldat während der Dauer vorübergehender Kriege, sondern jeden Augenblick im gesamten Lebensbereich des einzelnen, in Familie und Beruf kämpferisch einzusetzen. Dabei verblässen die erkenntnistheoretischen Überlegungen des Binnenlandes, ob eine Wissenschaft vom Volk politisch sei oder nicht, zu einer merkwürdigen Gegenstandslosigkeit. Die Tschechen warten nämlich nicht auf den Ausgang dieser erkenntnistheoretischen Erörterungen, sondern sie lassen nicht den mindesten Zweifel darüber, daß im Kampfgebiet deutschen und tschechischen Volkstums auch die wissenschaftliche Betrachtung des einen oder andern eine durchaus politische Angelegenheit ist. Mackensens Anspruch politischer Tragweite für die Volkskunde — ich wies bereits darauf hin — mag im Mutterland umstritten sein: in Riga ist er selbstverständlich. Im Kampf gibt es kein „bloßes Sein“ des Volkstums, sondern es ist schicksalhaft und unerbittlich mitten in die stürmischste existenzhafte Dynamik hineingestellt. Die Volkskunde sinkt dort zur Wesenlosigkeit herab, wenn sie sich dieser Einsicht entzieht.

Das deutsche Volk steht allein in Mitteleuropa durch seine Grenzländer und streu- und inselartigen Siedlungen mindestens 15 Völkern im kulturellen Dauernahkampf Aug' in Auge gegenüber. Es dürfte kaum einen Volkskundler geben, der diese 15 Fremdsprachen so beherrscht, daß er in der Lage wäre, sich im Ernst an einen Vergleich des deutschen Volkstums mit diesen 15 Nachbar-Volkstümern zu wagen. Die Tatsache, daß einige binnendeutsche Fachleute z. B. schwedische, finnische oder türkische Märchen in der Ursprache lesen können und sich in der englischen folkloristischen Literatur auskennen, ist gegenüber diesem unaufhebbaren Versagen des einzelnen gegenüber der schicksalhaften Lage des europäischen Herzvolkes von untergeordneter Bedeutung. Nur durch den gemeinschaftlichen Einsatz unserer Volkskundler in den einzelnen Randgebieten übersieht die deutsche Volkskunde als Ganzes die volkstümliche Umwelt unseres Volkes. Die Einlagerung des deutschen Volkstums in den Ring von außen andrängender Volkstümer ist nicht nur durch methodische Schulung des einzelnen, sondern durch eine Gemeinschaftsleistung mit überlegter Arbeitsteilung und planvollem Austausch der Ergebnisse zu erfassen.

Die Volksforschung der Nachkriegszeit hat durch die Erlebnisse des Weltkrieges und die schicksalhaften Schläge der Jahre 1919/20 eine außerordentliche Aktivierung erfahren. Lebendige Energien des Volkstumskampfes und der leidhaften Volkstumsbewahrung sind in die gelehrte Arbeit eingeströmt. Die organisatorischen Maßnahmen, die diesen Durchbruch volksdeutscher Gesinnung in die deutsche Wissenschaft erleichtert haben, sind an dieser Stelle nicht zu beleuchten. Es kann aber nicht verschwiegen werden, daß innerhalb der Bemühungen um eine Erneuerung der Volksforschung aus der Verantwortung für die Volksgrenze heraus die Volkskunde im üblichen Wortsinne nicht den Platz gehabt hat, der ihr selbstverständlich zukommen würde, wenn sie ihre eingehend gewürdigte Blickverengung auf begrenzte Volkstumsbereiche frühzeitiger aufgegeben hätte. Das Herausgleiten der Volkskunde

aus der oben angedeuteten zentralen Stellung innerhalb der Volksforschung findet darin seinen Ausdruck. Solange die Beschränkung anhält, wird der unbefriedigende Zustand andauern, wonach die Volkskunde es erleben muß, daß in Gestalt von Volkswissenschaft oder auch Volkstumskunde Rahmenkonstruktionen von vielfach improvisatorischer Art geschaffen werden, die für die Volkskunde unbequem sein müssen, weil an ihnen ihre Krisenhaftigkeit offenbar wird, die seit 1933 mit dem Siege des Nationalsozialismus in aller Schärfe durchbrach. Zur „Vorhalle der Staatswissenschaften“ kann die Volkskunde nach dem Vermächtnisse Riehls nur werden, wenn ihr der Durchbruch ins Freie gelingt, den ihre Freunde ihr wünschen und der die ständige, erregende Krisenluft auf natürlichem Wege beseitigen wird. Dann erst werden ihre noch immer nicht plandoll gesammelten Untersuchungen wirklich ihren Mittelpunkt in der Idee der Nation gefunden haben.

Das Schrifttum über Agrarverfassung und Agrarpolitik der deutschen Volksgruppen in Nordost- und Südosteuroopa

II. Das Schrifttum über das deutsche Bauerntum in Wolhynien

Von Hans-Jürgen Seraphim

Im ersten Heft dieser Zeitschrift wurde versucht, einen Überblick über neuere agrarpolitische Arbeiten aus dem Bereich des baltischen Deutschtums zu geben. Die besondere gesellschaftliche Schichtung der deutsch-baltischen Volksgruppe, die wissenschaftliche Tradition ihrer geistig führenden Schicht und die verhältnismäßig gute Kenntnis der baltischen Zustände in Deutschland haben, wie gezeigt wurde, ein Schrifttum beachtlicher wissenschaftlicher Höhe und Vielseitigkeit der Problematik hervorgebracht, das bei seiner kritischen Wiedergabe schon seines Umfanges wegen eine Beschränkung auf die letzten Jahre seit 1930 erzwang. Es waren bestimmte, in den politischen und wirtschaftlichen Geschehnissen der Nachkriegszeit verankerte Fragestellungen, die die Aufmerksamkeit des Forschers erregten, weniger dagegen die Agrarverfassung des ländlichen Deutschtums als solche und auch nur sekundär die geschichtliche Entwicklung derselben, die bereits durch zahlreiche Untersuchungen in der Vorkriegszeit geklärt war.

Nur ein Bestandteil des ländlichen Sektors in den baltischen Ländern nahm und nimmt auch gegenwärtig im Hinblick auf seine literarische Behandlung eine Sonderstellung ein: die Struktur und Entwicklung der erst im 20. Jahrhundert aus Wolhynien eingewanderten deutschen Kolonisten. Verhältnismäßig spät wurde es als Bedürfnis empfunden, sich wissenschaftlich mit diesem bäuerlichen Teil des ländlichen Deutschtums zu befassen. Dabei ist es die Gesamtheit der sozialen und wirtschaftlichen Lebensäußerungen, die in den Kreis der Betrachtung eingeschlossen wurde.

Es lag nahe, bei der Fortsetzung der literarischen Umschau die Heimat jener Kolonisten ins Auge zu fassen, die erst vor einem Menschenalter aus dem östlichen Polen nach Lettland und (in kleinen Splittern) nach Estland gekommen waren. Die deutschen Kolonisten aus Wolhynien stellen die einzige Verbindung zwischen den deutschen Volksgruppen im Baltikum und in Polen dar, die sonst nach Struktur und Geschichte kaum Berührungspunkte aufweisen.

Zum Verständnis der Eigenart des Schrifttums über die deutsche Volksgruppe in Wolhynien müssen ihre soziale und berufliche Schichtung und ihre geistigen

Beziehungen zum deutschen Mutterlande und zu den benachbarten deutschen Volksgruppen kurz gestreift werden.

Wenn man von den Vorläufern der deutschen bäuerlichen Kolonisation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts absieht, dann ist die eigentliche deutsche Besiedlung Wolhyniens zwischen den 60er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, und zwar ganz überwiegend aus Kongreßpolen her erfolgt. Die Gebiete um Kalisch, Lodz, Petrikau haben das Hauptkontingent der Siedler gestellt, die Weichselniederung und das österreichische Galizien folgen mit Abstand; Kolonisten aus Deutschland sind nur vereinzelt zugewandert. Für die Struktur des wolhynischen Deutschtums ist es schlechthin bezeichnend, daß die Einwanderung rein bäuerlich war. Die besonderen Ansiedlungsbedingungen haben es mit sich gebracht, daß es auch in der Folgezeit zu der Ausbildung einer städtischen Intelligenzschicht nicht gekommen ist. Die spärliche deutsche Bevölkerung in den Städten gehört vorzugsweise dem Arbeiterstande an, daneben finden sich einige freie Berufe wie Gastwirte, Fleischer u. a. Ärzte, Anwälte, überhaupt akademische Berufe fehlen. Die einzigen geistigen Führer sind die wenigen evangelischen Prediger, deren Zahl jedoch selbst heute sechs nicht übersteigt. Erst in den letzten Jahren beginnt ein Stamm ausgebildeter Volksschullehrer eine Rolle im geistigen Leben der Wolhyniendeutschen zu spielen. Bis 1932 waren die sog. Kantoren Träger des dörflichen Schul- und Kirchentums. Ihr Bildungsstand war gering und entsprach kaum der verantwortungsvollen Stellung, die sie bei der Abgelegenheit der Dörfer von den wenigen Zentren des kirchlichen Lebens innehatten. Aus der bäuerlichen Bevölkerung selbst ist nur in verschwindenden Ausnahmefällen Nachwuchs über die Gruppe der Kantoren hinaus hervorgegangen. Die über alles Maß schwere Rodetätigkeit der Siedler, die von den polnischen Magnaten auf Urwald- und Sumpfboden angelegt wurden, nahm die ganze Kraft der deutschen Kulturpioniere in Anspruch. Das geringe Alter dieser jüngsten deutschen Volksgruppe verhinderte bis zum Ausbruch des Krieges jede berufliche und soziale Differenzierung.

So blieb das Wolhynien-Deutschtum eine Gruppe von Mittel- und Kleinbauern ohne eigene geistige Führungsschicht, erdverbunden, der täglichen Arbeit des Landmanns verhaftet. Allein seine Religiosität erhob ihn in eine geistige Welt. Das Leben war unzergliedert, alle Bereiche des Daseins wurden und werden auch heute noch unter religiösen Aspekten gesehen und gelebt. Die Auflösung in gesonderte Lebensbezirke, die das 19. Jahrhundert im Westen zur Vollendung brachte, hat im wolhynisch-deutschen Bauerntum nicht zur Auswirkung gelangen können. Das tragische Schicksal der Kolonisten im Weltkrieg, ihre brutale Verschleppung in das Innere des Zarenreiches, die Zerstörung des in zwei Generationen mühsam Aufgebauten und die Notwendigkeit, nach dem Krieg wieder von vorn zu beginnen, haben es verhindert, daß sich am ehemaligen Zustand Nennenswertes ändern konnte. Nur die polnischerseits verfügte Schließung der Kantoratschulen und der Zwang, ein neuzeitliches Volksschulwesen aufzubauen, haben, wie angedeutet, eine Schicht dörflicher

Lehrerintelligenz entstehen lassen. Und auch diese ist überwiegend von außen, aus Kongresspolen und aus der Bielitzer Sprachinsel, ins Land gezogen worden. In ganz bescheidenem Umfang wirken in derselben Richtung, der Schaffung eines bodenständigen geistigen Führertums, die Ansätze eines wirtschaftlichen Organisationswesens, einstweilen vorzugsweise in Gestalt des Genossenschaftswesens. Im Grunde genommen sind es also auch heute noch in erster Linie die Pastoren, die als Träger einer deutschbewußten, natürlich überwiegend kirchlich eingestellten Geistigkeit anzusprechen sind. In ihren besten Vertretern sind die deutschen Pastoren in Wolhynien nicht nur Prediger und Seelsorger, sondern auch Berater und Helfer im täglichen Leben.

Daß unter den geschilderten Verhältnissen von irgendwelchen geistigen Beziehungen der deutschen Volksgruppe in Wolhynien zu Deutschland bis zum Ausbruch des Weltkrieges nicht die Rede sein konnte, versteht sich von selbst. Die räumliche Isoliertheit und die soziale Undifferenziertheit führten verständlicherweise auch zu weitgehender geistiger Abgeschlossenheit. Soweit überhaupt eine Fühlung nach außerhalb aufgenommen wurde, erfolgte sie zum Baltikum hin. Die Auswanderung nicht unbedeutender Splitter nach Kurland ließ hier ein gewisses Interesse am Wolhyniendeutschtum aufkommen. Andererseits verband das Studium an der Universität Dorpat die wolhynischen deutschen Pastoren mit den baltischen Landen, aus denen der eine oder andere von ihnen auch herkunftsmäßig stammte.

In Deutschland selbst endlich war die deutsche Volksgruppe in Wolhynien völlig unbekannt. Kenntnis und Interesse für das Auslandsdeutschtum waren im Reich vor dem Kriege bekanntermaßen gering und soweit sie bestanden, erstreckten sie sich jedenfalls nicht auf die kulturell und wirtschaftlich scheinbar unbedeutenden Waldkolonien Westrußlands. Erst während des Weltkrieges, als deutsche und österreichische Truppen jene Gebiete besetzten, ist für Deutschland das Wolhyniendeutschtum entdeckt worden.

Für die geistigen Beziehungen der wolhynisch-deutschen Volksgruppe ist jedoch nicht so sehr die Fühlungnahme des deutschen Mutterlandes im Weltkrieg als vielmehr die gebietliche Neuordnung im Osten entscheidend geworden. Durch sie ist zunächst der einheitliche Bestand des Wolhyniendeutschtums, wie er sich im Zuge der Kolonisationswelle in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herausgebildet hatte, in zwei Teile zerrissen worden. Der östliche kleinere Teil ist durch den Frieden von Riga 1921 ein Bestandteil der Sowjetunion geworden, der westliche Teil kam zu Polen. Beide Teilgruppen leben völlig beziehungslos nebeneinander her. Der östliche ist im wahrsten Wortsinne dem Blickkreis des Westens entschwunden. Ein selbstständiges geistiges Leben kann sich hier nicht entfalten, Beziehungen zum Mutterland oder zu den benachbarten deutschen Volksgruppen bestehen nicht. Das ostwollhynische deutsche Bauerntum kann insolgedessen vorläufig auch nicht Objekt wissenschaftlicher Betrachtung sein.

Die Gebietsneuregelung im europäischen Osten, die die Einheit des wollhynischen Deutschtums vernichtete, hat für den zu Polen geschlagenen Teil gegenüber der Vorkriegszeit kulturell eine völlig neue Situation geschaffen. Während bisher nur zum Baltentum und — ohne sonderliche Auswirkungen — zum kongresspolnischen Deutschtum mehr oder weniger lose Beziehungen bestanden, eröffnete sich nunmehr die Möglichkeit, Tuchfühlung mit den übrigen, Polen einverleibten deutschen Volksgruppen aufzunehmen. Das sozial reich gegliederte, geistig auf hoher Stufe stehende Deutschtum in den ehemals preussischen Ostprovinzen trat für das Wollhyniendeutschtum freilich bedeutungsmäßig hinter der zwar kleinen, aber bereits aus der österreichischen Zeit an die Problematik des nationalen Kultur- und Wirtschaftskampfes gewöhnten Sprachinsel von Bielig-Biala zurück. Während dort die mentalitätsmäßige Umstellung vom Binnendeutschtum zum Grenz- und Auslandsdeutschtum erst vollzogen werden mußte und die eigene Volkstumsnot im Vordergrund stand, wandte sich hier das Interesse auch den abgelegeneren Volksgruppen zu.

Aus der soeben skizzierten Gesamtsituation des Wollhyniendeutschtums, aus seiner inneren Struktur und seiner Eingliederung in den geistigen Zusammenhang mit den benachbarten deutschen Volksgruppen und mit dem Mutterlande, ergibt sich zwanglos der Charakter auch des Schrifttums über das deutsche Bauerntum in Wollhynien. Ehe wir mit seiner Schilderung im einzelnen beginnen, sei eine allgemeine Bestimmung seines Wesens vorangeschickt. Es ist, im Gegensatz zum deutsch-baltischen, nicht einheitlich. Darin dürfte wohl der bezeichnendste Wesenszug zu erblicken sein. Wenn man bedenkt, daß als Träger der Forschung und literarischen Darstellung, wie der vorstehende einführende Überblick gezeigt hat, einmal das Wollhyniendeutschtum selbst, zum anderen die an ihm interessierten deutschen Volksgruppen und endlich das Binnendeutschtum vorhanden sind, dann muß sich ein fundamentaler Unterschied zum Schrifttum, z. B. des Baltentums, ergeben, der einfach aus den soziologischen Schichtungsverhältnissen hier und da zu erklären ist.

Das Schrifttum, das von den Wollhyniendeutschen selbst getragen wird, zeigt kein eigentlich wissenschaftliches Gepräge. Es ist von Nichtwissenschaftlern für Nichtwissenschaftler geschrieben. Die Forschung im engeren Sinn tritt zurück, die Schilderung von Zuständen und Ereignissen überwiegt. Damit hängt zusammen, daß das Schrifttum weitgehend noch nicht spezialisiert ist; es hat, wenn der Ausdruck gestattet ist, allgemein-volkstundliches Gepräge. Der Wirtschaftswissenschaftler insbesondere vermißt auch den bescheidensten Versuch einer Klärung der ökonomischen Grundlagen und Lebensäußerungen der Volksgruppe.

Anders verhält es sich mit dem Schrifttum, sofern es außerhalb Wollhyniens entstanden ist. Hier sind es nicht Menschen, die wie die deutschwollhynischen Prediger, Lehrer und Kantoren mitten im harten Daseinskampf der Volksgruppe stehen, sondern Gelehrte, die aus wissenschaftlichem Interesse am Objekt, wenngleich natürlich auch aus volksdeutscher Verpflichtung, forschen. Es ist in beiden Fällen also das Ziel, zum mindesten gradmäßig verschieden. Wenngleich in der letzten völkischen

Verpflichtung einig, sind Methode und Wertung naturgemäß höchst unterschiedlich, im letzteren Fall überwiegt der wissenschaftliche Gros die Aktualität des Existenzringens. Daraus folgt, daß die wissenschaftliche Note hier überwiegt. Doch läßt auch das wissenschaftlich ernst zu nehmende Schrifttum manche Seite, vor allem des wirtschaftlichen Lebens der wolhynisch-deutschen Volksgruppe noch unberührt. Es sind vorzugsweise historische, siedlungskundliche und allgemein volkskundliche Gesichtspunkte, die bisher in den Vordergrund gerückt wurden. Die wirtschaftlichen Problemstellungen sind zwar gesehen und erörtert, aber doch nicht von der wirtschaftswissenschaftlichen Seite her. Auch hier zeigt sich wieder, wie wenig Verständnis die künftige Volkswirtschaftslehre den wirtschaftlichen Volksgruppenfragen bisher entgegengebracht hat.

Es könnte demnach so scheinen, als ob für den Agrarwissenschaftler die Schrifttumsausbeute bescheiden ausfallen muß, daß es nicht leicht ist, aus dem Vorhandenen ein Bild von der Agrarverfassung und Agrarpolitik jener Volksgruppe zu gewinnen. Wer mit den Maßstäben etwa der baltischen Agrarliteratur an die wolhynische herantritt, wird in der Tat diese Vermutung weitgehend bestätigt finden; wer jedoch in der Ermittlung auslanddeutscher Wirtschaftszustände eine erst noch zu lösende Aufgabe sieht, kann auch in einem so wenig differenzierten Schrifttum wie dem hier zu analysierenden Ansatzpunkte finden, die der Beachtung wert sind. Die in Aussicht genommenen weiteren Aufsätze dieser Untersuchungsreihe werden zeigen, daß der wolhynische Fall nicht vereinzelt ist, daß vielmehr bei einer Reihe von deutschen Volksgruppen die Verhältnisse ähnlich liegen. Zwar nimmt die Isoliertheit und die Undifferenziertheit einer deutschen Volksgruppe selten so extreme Formen an wie in Wolhynien, aber die angedeutete Problematik ist keineswegs singulär. Der nachfolgenden Analyse kommt infolgedessen in gewissem Sinne ein beispielhafter Charakter zu, läßt sich doch am wolhynischen Schrifttum zeigen, auf welchen Bausteinen künftige Untersuchungen aufzubauen vermögen, und welche Lücken es durch systematische wissenschaftliche Arbeit noch zu erschließen gilt.

Wir beginnen bei unserer Rundschau mit demjenigen Teil des Schrifttums, der im Wolhyniendeutschtum selbst verankert ist. Als Träger desselben kommen, wie ausgeführt, neben den Predigern Lehrer und Kantoren in Betracht. Ihre Aufgabe ist es, dem Bauern ein seiner Aufnahmefähigkeit angemessenes Rüstzeug bereitzustellen, um mit seiner Hilfe ein Verständnis für die volkstumspolitische Lage zu erwecken und zu vertiefen. Daß Berichte, Schilderungen und selbst größere Aufsätze dieser Art nicht wissenschaftliche Qualifikationen aufweisen können, wenngleich sie gelegentlich auch auf den Forschungsergebnissen anderer aufbauen, ergibt sich von selbst. Zwei Themagruppen sind es vor allem, die vorzugsweise behandelt werden: die Schilderung der örtlichen Verhältnisse und die Würdigung akuter Zeitereignisse. Das sind die Dinge, die den Bauern unmittelbar in seiner Existenz berühren, für die er am meisten Verständnis hat. Es bedeutet schon einen beachtlichen Schritt darüber hinaus, wenn geschichtlich zusammenfassende Darstellungen in gemeinverständ-

licher Form versucht werden. Aber auch diese sind in den meisten Fällen unmittelbar gegenwartsbezogen, dienen der Widerlegung eines falsch begründeten Angriffs von der Gegenseite oder der bewußten Stärkung des eigenen Selbstbewußtseins.

Im Regelfall sind es kleine Aufsätze, die im „Wolhynischen Boten“ erschienen sind und unmittelbar oder mittelbar auch dem Wirtschaftswissenschaftler Interesse abnötigen. Die eine Gruppe befaßt sich mit Einzelschilderungen von deutschen Kolonien. Zu ihr gehören z. B. die Beiträge: „Aufstieg und Niedergang einer Kolonie“¹ mit der Schilderung der Begründung und Entwicklung der Dörfer Bogumilow und Dimitrowka, „Nachrichten aus Wolhynien: Krasnopol“², „Beiträge zur Geschichte der deutschen Kolonien in Wolhynien: Zielona-Grüntal“³ und „Beiträge zur Geschichte der deutschen Kolonien in Wolhynien: die Schul- und Bethausgemeinde Julianow-Baralyn“⁴.

Bei der Durchsicht des „Wolhynischen Boten“ fällt es auf, daß die monographische Darstellung einzelner Kolonien systematisch erst in den letzten Jahren gepflegt worden ist, eine Folge des erst allmählich gestiegenen Selbstbewußtseins in vielen deutschen Gemeinden. Neben den Gründungsdaten, der Herkunft der betreffenden Kolonisten und einigen Hinweisen dorfgeschichtlicher Natur finden sich auch Angaben wirtschaftlichen Charakters: sie betreffen meist die Betriebsgrößengliederung des Dorfes, den Inventarbesitz n. a. Es ist zu bedauern, daß derartige Dorfmonographien vorerst nur in ganz geringer Zahl vorhanden sind. Über die meisten deutschen Siedlungen wissen wir noch nichts.

Eine zweite Gruppe von Aufsätzen behandelt einschneidende Ereignisse des Kolonistenlebens im letzten Menschenalter: vor allem den Krieg und seine wirtschaftlichen Folgen und die Gesetzgebung des polnischen Staates. Unter dem Titel „Wiederaufbau in Wolhynien“⁵ finden wir eine Zusammenstellung der materiellen Kriegszerstörungen; der Aufsatz „Unser Schicksal“ skizziert den Wiederaufbau der Kolonistenvirtschaften, und die Beiträge „Deutsche Wolhynier in Brasilien“⁶, „Wie ein Gutsbesitzer in Deutschland über wolhynische Landarbeiter und Siedler denkt“⁷ und „Die Wolhynier in Deutschland“ von W. Althausen⁸ streifen das Problem der wolhynisch-deutschen Abwanderung nach dem Kriege.

Einen breiten Raum nehmen die Erörterungen über die durch die polnische Gesetzgebung geschaffenen Rechtsverhältnisse ein. In erster Linie ist es das einschneidende Pächtergesetz von 1924, das wiederholt im „Wolhynischen Boten“ behandelt wird. Erwähnt seien die Beiträge: „Erdrosselung deutscher Pächter in Wolhynien durch die „Ustawa Uwłaszczeniowa““⁹, „Schutz der Kleinpächter durch die staatlichen Behörden. Was geschieht mit den deutschen Pächtern auf staatlichem Grund und

¹ Wolhynischer Bote, IV. Jg. Nr. 29, S. 226.

² W. B., V. Jg. Nr. 27, S. 215.

³ W. B., V. Jg. Nr. 32, S. 250.

⁴ W. B., V. Jg. Nr. 36, S. 282.

⁵ W. B., I. Jg. Nr. 12, S. 93.

⁶ W. B., III. Jg. Nr. 27, S. 213.

⁷ Die deutsche Post aus dem Osten. Jg. 1929, Heft 7, abgedruckt im W. B., III. Jg. Nr. 33, S. 250.

⁸ Die deutsche Post aus dem Osten. III. Jg. Nr. 8, S. 172.

⁹ W. B., I. Jg. Nr. 9, S. 68.

Boden?"¹⁰ „Der Untergang der Kolonie Kuczkarowka"¹¹ und „Was ist aus unseren Pächtern geworden?"¹². Die Aufsätze befassen sich nicht nur mit der Pachtgesetzgebung als solcher, sondern auch mit ihrer Handhabung und den tatsächlichen Auswirkungen auf die deutsche Volksgruppe.

Eine dritte Gruppe von Abhandlungen beschäftigt sich mit der jeweiligen Gegenwarts- und eine letzte endlich mit den wirtschaftlichen Einrichtungen, die zu ihrer Verbesserung ins Leben gerufen sind. Zu jener rechnet etwa der ganz auf das Ökonomische abgestellte Aufsatz: „Was tut uns Wolhyniern not?"¹³, der die wirtschaftliche Rückständigkeit der Kolonisten geißelt, die Zusammenfassung von Kurt Lück, „Die Lage des Deutschtums in Wolhynien", der auf Grund der wissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers (vgl. unten) einen Gesamtüberblick über den wirtschaftlichen Bestand der Kolonien gibt, und der Beitrag von P. Kleindienst „Das Deutschtum Wolhyniens im Lichte der Zahlen"¹⁴, in dem die Bevölkerungsbewegung in den vier Kirchspielgemeinden Kozyzce, Luczyn, Włodzimierz, Lück und Rowne verhältnismäßig eingehend dargestellt wird. Eine Ergänzung hierzu bieten die Angaben „Natürliche Lebensbewegung in Wolhynien im Jahre 1930"¹⁵. Speziell auf die Wirtschaftsweise des wolhynischen Bauern gehen zwei Abhandlungen ein: „Was sollen wir tun?"¹⁶ und „Reiseindrücke in den Kolonien Wolhyniens" von Dipl.-Landwirt Zum-Birnbaum¹⁷. Der letztgenannte ist wertvoll, weil er mit sehr scharfem Blick die Mängel der Wirtschaftsführung des Kolonisten erkennt.

Unter den Maßnahmen, die zur Überwindung der Notstände durchgeführt wurden, verdient besondere Beachtung der Versuch, ein deutsches Genossenschaftswesen aufzubauen. Im „Wolhynischen Boten" finden sich mehrere Aufsätze, die sich mit diesem Thema beschäftigen: „Einiges über die Genossenschaft Kredit Lück"¹⁸, „Gründung einer Molkereigenossenschaft in Alt-Antonowka im Kreis Lück"¹⁹, und „Generalversammlung der Kredit Lück"²⁰. Ausführlicher handelt über dieses Thema der Leiter des deutschen Genossenschaftswesens Leopold Platenik im „Heimatsbuch der Deutschen Wolhyniens"²¹ unter dem Titel „Das deutsche Genossenschaftswesen in Wolhynien", ab. Derselbe Verfasser gibt einen neueren Überblick im „Evangelisch-lutherischen Volkskalender für das Jahr 1935" (S. 110 ff.) unter derselben Überschrift.

Mit einer sehr wichtigen Zukunftsfrage, dem Problem des Nachwuchses und seiner Unterbringung, beschäftigen sich zwei Aufsätze: „Wirtschaftliche Zukunftsfragen"²², und „Unser Nachwuchs und das Handwerk"²³.

¹⁰ W. B., I. Jg. Nr. 19, S. 148.

¹¹ W. B., I. Jg. Nr. 21, S. 162.

¹³ W. B., I. Jg. Nr. 1, S. 3.

¹⁵ W. B., V. Jg., S. 148.

¹⁷ W. B., IV. Jg. Nr. 27, S. 210.

¹⁹ W. B., V. Jg., S. 124.

²¹ Herausgegeben von Karasch-Lück, 3. Bd., Plauen i. V., 1931, S. 42 ff.

²² W. B., I. Jg. Nr. 38, S. 300.

¹² W. B., IV. Jg. Nr. 6, S. 42.

¹⁴ W. B., IV. Jg. Nr. 50, S. 397.

¹⁶ W. B., IV. Jg. Nr. 11, S. 82.

¹⁸ W. B., I. Jg. Nr. 2, S. 14.

²⁰ W. B., V. Jg., S. 165.

²³ W. B., II. Jg. Nr. 51, S. 405.

Als letzte Gruppe seien einige Aufsätze über die allgemeine Entwicklung des Deutschtums in Wolhynien angemerkt. Sie stellen den Übergang zu der wissenschaftlichen Literatur dar, auf deren Ergebnissen sie denn auch aufbauen. Genannt sei beispielsweise: „Deutsches Leben in Wolhynien vor dem Kriege“²⁴ und „Die deutsche Aktion in Wolhynien im Lichte der Wahrheit“²⁵, eine Polemik gegen böswillige Unterstellungen hinsichtlich des deutschen Kolonisationszieles in Wolhynien.

Überblickt man das bisher behandelte Schrifttum, dann ergibt sich zweierlei: es ist erstens mengenmäßig nicht ganz unbedeutend und auch die behandelten Fragen spiegeln recht vollständig die ökonomische, soziale und wirtschaftspolitische Situation wieder. Zweitens jedoch können nur ganz wenige der genannten Aufsätze Anspruch darauf erheben, mehr als eine sehr allgemeine Informationsquelle zu sein. Selten gehen die Autoren auf die letzten Gründe ein, man begnügt sich damit, die zur Diskussion gestellten Fragen aufzuwerfen, und auch die ausschließlichen Beschreibungen und Schilderungen entbehren eines allgemeineren gründlicheren Charakters. Es hängt das, wie bereits angedeutet wurde, mit dem beabsichtigten Zweck dieses Schrifttums zusammen: der Leser erwartet nicht mehr und wäre auch kaum in der Lage, mehr aufzunehmen. Aber auch die meisten Verfasser sind nicht geschult genug, um mehr bieten zu können, wobei auch hier rühmliche Ausnahmen die allgemeine Regel bestätigen.

Ein völlig verändertes Bild bietet sich uns dar, wenn wir uns der Literatur zuwenden, die daselbe Objekt des wolhynischen Deutschtums gleichsam von außen her untersucht. Wir stellten bereits fest, daß es nicht nur andere Zielsetzungen sind, die diese zweite Kategorie von Verfassern verfolgt, sondern daß vor allem die Autoren selbst als Gelehrte über Forschungs- und Darstellungsmöglichkeiten verfügen, die jenen versagt sind. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß auch die sog. wissenschaftliche Wolhynienliteratur nicht gleichmäßig ist. Sie zeigt die Tendenz zunehmender Vertiefung. Während bei dem bisher behandelten Schrifttum fast durchweg von den akuten Ereignissen des Tages oder von irgendwelchen lokalen Gegebenheiten ausgegangen wurde, weil sich hauptsächlich hierauf das Interesse der Leserschaft bezog, werden wir nunmehr eine entgegengesetzte Tendenz feststellen können. Das wissenschaftliche Schrifttum versuchte anfangs die deutsche Volksgruppe möglichst allseitig in ihrer historischen Entwicklung, sozialen Schichtung und wirtschaftlichen Struktur zu erfassen. Das gelang zunächst naturgemäß nur in recht allgemeiner Weise. Je länger desto mehr vermochten die Forscher in die Tiefe der Problematik einzudringen, auf Grund eigener Erhebungen und örtlicher Forschungen die Materialbasis auszuweiten und neue Quellen zu erschließen. Je mehr dies aber gelang, desto weniger war es möglich, beim Typ der Gesamtdarstellung zu bleiben, desto verlockender wurde es, Spezialprobleme forschungsgemäß in Angriff zu nehmen. So geht die Entwicklung hier also von der allgemeinen zu der besonderen Fragestellung.

²⁴ W. B., I. Jg. Nr. 38, S. 298 ff.

²⁵ W. B., II. Jg. Nr. 46, S. 364.

Für Deutschland ist der Weltkrieg der Entdecker vieler bis dahin kaum gekannter deutscher Volksgruppen gewesen. Das gilt nicht zuletzt vom deutschen Bauerntum in Wolhynien. Eine der ersten zusammenfassenden Schilderungen der wolhynischen Kolonistenschicksale datiert deshalb auch in diese Zeit. In dem von Max Gering herausgegebenen Sammelwerk „Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas“ (Leipzig und Berlin 1917) findet sich ein ganzer Abschnitt über „Das deutsche Kolonistentum in Rußland“ von Alexander Faure. Ein Teilkapitel behandelt „Die Kolonien in Wolhynien“. In groben Strichen wird die Besiedlungsgeschichte, die Siedlungsweise und die Agrarstruktur skizziert. Die Darstellung bleibt als erster Versuch noch an der Oberfläche. Beachtung verdient sie aber trotz alledem und zwar deshalb, weil sie als Erstlingstat einen ganzen Typus innerhalb des wolhynisch-deutschen Schrifttums einleitet: die zusammenfassende Gesamtschilderung mit starker Betonung des geschichtlichen Werdens der Volksgruppe. Zu dieser Kategorie von allgemeinen Überblicken gehört ferner die Schrift von Ernst Althausen, *Die Deutschen in Wolhynien*²⁶, Berlin 1919. Die Darstellung läßt weiter aus als der Versuch Faures und stützt sich auf eine breitere Material- und Quellenbasis. Ausgehend von der Landschafts- und Bodenstruktur Wolhyniens und von dem Besiedlungsvorgang im 19. Jahrhundert werden das für die Kolonisten maßgebende Pachtrecht, d. h. das Fundament ihrer Agrarverfassung, die Hauptgebiete ihrer Verbreitung und der Umfang ihres Landbesitzes vor dem Kriege dargelegt. An die Schilderung der Kriegsereignisse knüpft der Verfasser eine Reihe von Forderungen, die seiner Meinung nach zur Existenzsicherung der wolhynisch-deutschen Volksgruppe erfüllt sein müssen. Der politisch-propagandistische Zweck wird glücklich verbunden mit einer sachlichen Berichterstattung, wodurch eine brauchbare Grundlage für weitere Untersuchungen gelegt wird.

Stärker nach der historischen Seite, grundsätzlich aber gleichgerichtet sind die beiden Arbeiten von Walter Ruhn in dem dem Deutschtum in Wolhynien gewidmeten Sonderheft der „Deutschen Blätter in Polen“, Posen 1926, unter dem Titel „Die Entstehung der deutschen Siedlungen“ und „Schicksale der Deutschen bis zur Gegenwart“. Zum Teil aufbauend auf Busch, *Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland, Petersburg 1862*, wird der Versuch unternommen, die Entwicklung in Wolhynien von den Anfängen seit Beginn des 19. Jahrhunderts im einzelnen klarzulegen. Diese Aufsätze von erfreulich hohem wissenschaftlichen Niveau bringen auch für den wirtschaftlich Interessierten viel Wissenswertes und Anregendes. Die sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen und Ursachen der deutschen Besiedlung werden aufgedeckt, der Kolonisationsvorgang wird unter Berücksichtigung der Besonderheiten der Besiedlung von Wald- und Sumpf-

²⁶ Schriften zum Selbstbestimmungsrecht der Deutschen außerhalb des Reiches. Herausgegeben im Auftrage des BDA. von Dr. Paul Traeger.

boden lebendig geschildert. Einen breiten Raum nimmt die Erörterung über die Herkunft der Kolonisten ein, die auch für den Agrarwirtschaftler nicht bedeutungslos ist, da auf sie bestimmte Eigenarten der Wirtschaftsführung zurückgeführt werden können. Der zweite Aufsatz behandelt die Schicksale der Deutschen bis zur Gegenwart. Für die Vorkriegszeit wird die pachtwirtschaftliche Agrarverfassung als bestimmend herausgestellt. Durch sie war, vor allem seit der Russifizierungswelle unter Alexander III., eine erhebliche Existenzunsicherheit der Kolonisten gegeben, die nicht wenig den an sich bereits vorhandenen Wandertrieb der deutschen Pachtbauern wachhielt und zu wiederholten Abwanderungen (u. a. auch nach Rußland) führte. Eindringlich behandelt Ruhn abschließend die Auswirkungen der Zerstörungen durch den Weltkrieg und der Deportation nach Innerrußland, die in einem zahlenmäßigen Rückgang des deutschen Bauerntums, dann aber auch in seiner wirtschaftlichen Schwächung gesehen werden müssen. Die lehrreiche Abhandlung schließt mit einem Hinweis auf die unsichere politische und rechtliche Lage der Volksgruppe, die sich wirtschaftlich als Pächterfrage darstellt. Wertvolle Daten über die Kolonisationsgeschichte Wolhyniens macht auch Kurt Lüdt in seinem Standardwerk „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens“, Plauen i. V. 1934, S. 430 ff.

Unter den zusammenfassenden Aufsätzen zeigt der von Hans-Jürgen Seraphim, Das deutsche Bauerntum in Wolhynien²⁷ am stärksten eine ausgesprochen wirtschaftliche Note. Die historische Einleitung ist kurzgefaßt, die Nachkriegslage steht im Mittelpunkt der Erörterung. Dabei wird ein Problemkomplex, der bisher nur andeutungsweise berührt wurde, besonders in den Vordergrund geschoben, nämlich die Konkurrenzlage des deutschen Bauerntums im Verhältnis zu der es umgebenden Mitwelt. Die vor allem der breiten Masse des ukrainischen Bauern zugute kommende sog. Kommassierung, als Hauptmaßnahme des Staates gegen die Bodenzerstückelung, und ihre günstigen wirtschaftlichen Wirkungen haben den deutschen Bauern verhältnismäßig ebenso benachteiligt wie die Vorzugsbehandlung, die dem polnischen Neusiedler der Nachkriegszeit zuteil wird. Es ist dies eine Problematik, die sehr ernst genommen werden muß und keinesfalls durch eine einseitige Schau getrübt werden sollte, die durch die ausschließliche Hervorhebung der bisherigen deutschen Kulturleistung entstehen kann.

Wenn Walter Ruhn, der ausgezeichnete Kenner des Wolhynien-Deutschtums, in seiner Gegenüberstellung „Deutsche und Ukrainer“²⁸, gerade die kulturelle und wirtschaftliche Überlegenheit des deutschen Kolonisten herausarbeitet und eindringlich zeigt, wie durch ihn die Dorf- und Flurformen umgestaltet, der Brunnen- und Hausbau beeinflußt, die Landwirtschaftstechnik durch die Einführung einer ordentlichen Düngung, des eisernen Pfluges usw.

²⁷ Deutsche Arbeit, 1935, S. 182 ff.

²⁸ Deutsche Blätter in Polen, III. Jg., 1926, S. 542 ff.

rationalisiert, die Ertragshöhe des Bodens durch die Fruchtwechselwirtschaft, den Obst- und Gemüsebau gehoben sind, dann muß gegenüber diesen durchaus zutreffenden Feststellungen allerdings auch die Kehrseite der Medaille aufgezeigt werden, daß nämlich auch hier wie so oft der gelehrige Schüler beginnt, den Meister, den Deutschen, zu überflügeln. Sonst läuft man Gefahr, die Gegenwartstendenzen allzusehr außer acht zu lassen. Der Aufgabe, eben gerade diese neueste Phase gebührend zu betonen, hat sich dankenswerterweise Kurt Lück unterzogen, dem wir, ebenso wie Ruhn, äußerst wertvolle Einblicke in die Gesamtlage des Wolhyniendeutschtums verdanken. Seine Studie über „Das Deutschtum innerhalb der Bevölkerung Wolhynien“ unterschätzt zwar noch die ukrainische Frage, soweit sie uns als wirtschaftliche entgegentritt, sieht jedoch durchaus zutreffend die starke Position des jüdischen Handels, der zwar zahlenmäßig nicht sehr starken, aber wirtschaftlich hochstehenden tschechischen Kolonien und der vom Staat bevorzugt behandelten polnischen Elemente. Die in vielen Fällen immer noch nicht beseitigte rechtliche Unsicherheit infolge des Landübereignungsgesetzes von 1922 (1924), die Kreditnot und die Kriegsnachwirkungen, unter denen keine Volksgruppe in Wolhynien so sehr zu leiden hat wie die deutsche, machen deren wirtschaftliche Position in der Gegenwart äußerst schwierig. Das einzige Gegengewicht besteht in der auch von Lück betonten Anspruchslosigkeit und Arbeitsamkeit der Kolonisten, die es ermöglicht haben, daß der wirtschaftliche Wiederaufbau nach dem Kriege über Erwarten schnell gelang. Die seelische Grundhaltung des deutschen Kolonisten, seine volkstumsmäßig bedingten Qualitäten sind in der Tat der Schlüssel für die im ganzen erträgliche Stellung, die er gegenwärtig noch innehat. Deshalb ist die tiefe und lehrreiche Studie von Alfred Karasiek, „Sprachinselvölkstum“²⁹ auch für den Wirtschaftswissenschaftler von Bedeutung. Karasiek zeigt, wie das Kolonistenleben durch mannigfache Ausleseprozesse die Leistungsfähigkeit und biologische Kraft des deutschen Rodungsbauern günstig beeinflusst hat, wie die Eigenart der Umwelt und Mitwelt ihn in seinem Charakter und Verhalten bestimmt. So hat sich „eine für sich bestehende und in sich selbst genügende Gemeinschaft“ mit eigenem Stiltypus geformt, die auch wirtschaftlich selbständige Züge aufweist. Sie sind, wie nicht anders zu erwarten, „bis zum letzten“, in positivem wie in negativem, bäuerlich.

Daß die wirtschaftliche Eigenart des Wolhyniendeutschen u. a. auch durch sein stammhaftes Gefüge mitbedingt ist, daß also die Herkunft der Kolonisten nicht nur allein den Historiker interessiert, leuchtet ein. Es ist naturgemäß auch wirtschaftlich gesehen nicht gleichgültig, ob die Siedler Niederschlesier aus dem Kalischer Lande oder Niederungen aus dem Weichseltal oder Pommern aus Kujawien sind. Dorf- und Flurformen, Erbsitten u. a. können hierdurch beeinflusst und bedingt sein. Es ist wieder Walter Ruhn gewesen, der sich dieser Fragen angenommen und bereits wertvolle Bausteine zu ihrer Klärung zusammengetragen hat. In dem Wolhynischen

²⁹ Deutsche Blätter in Polen, III. Jg., S. 569 ff.

Volkskalender für das Jahr 1927 (S. 101 ff.) findet sich aus seiner Feder ein erster Überblick über „Die Herkunft der Wolhyniendeutschen“. Wir entnehmen aus ihm die verhältnismäßige Stärke der Beteiligung der in Frage stehenden Stämme (Pommern, Schlesier, Niederungen, Schwaben) an der Besiedlung Wolhyniens, vor allem aber auch an Hand vieler Beispiele ihre örtliche Verbreitung, und wir erkennen den bedeutungsvollen Prozeß der Verschmelzung zu einem neuen deutschen Stamm mit einem ausgeprägten wolhynischen Gemeinschaftsbewußtsein. Neue Wege, die sich als überaus fruchtbar erweisen, beschreitet Kuhns Studie „Die Kirchenbücher als Geschichtsquelle des Wolhyniendeutschtums“³⁰, die aus der einzigen brauchbaren Quelle, den Kirchenbüchern, eine systematische Herkunftsforschung der Kolonien aufbaut. Für mehrere Dörfer werden beispielhaft, u. a. an Hand von Konfirmandenlisten, die Herkunftsorte im Auswanderungsgebiet festgestellt und kartographisch eingetragen, so daß sich ein instruktives Bild von der ursprünglichen Zusammensetzung der wolhynischen Neusiedlung ergibt. Gerade für vergleichende Wirtschaftsforschungen ist diese scheinbar abseits liegende Fragestellung entschieden wertvoll, nicht zuletzt auch für die Kolonisationsgeschichte im engeren Sinne. Gerade unter diesem Aspekt sei auch auf die Arbeit von Albert Breyer, „Die Auswanderung der deutschen Bauern des Gostyniner Landes nach Wolhynien (1855—1885)“³¹ hingewiesen, die sehr deutlich die Wirkungen der Abwanderung auf die ursprüngliche Heimat der wolhynischen Kolonisten sichtbar werden läßt, darüber hinaus jedoch auch die Ursachen der Massenabwanderung zu klären sucht. Sie sind ganz überwiegend wirtschaftlicher Natur, so wie auch die Motive der großgrundbesitzlichen „Kolonisatoren“ in Wolhynien selbst ausschließlich wirtschaftliche waren.

Mit den letztgenannten Studien sind wir bereits zu der Kategorie der Conderuntersuchungen vorgedrungen, in der entweder einzelne geschichtliche Vorgänge oder gegenwartsorientierte Problemstellungen zur Erörterung gelangen. Als weiteres Beispiel der erstgenannten Möglichkeit sei auf Krüger-Kozyszcze, „Die Weltkriegsodyssee der Deutschen Wolhyniens“³² verwiesen. Seine lebendigen persönlichen „Erinnerungen“ kommen für den Forscher vornehmlich als Geschichtsquelle in Betracht. Wir erleben mit dem Verfasser die seelischen und körperlichen Leiden der Kolonisten und tun aufschlußreiche Blicke in ihre Psyche. Dies ist auch der Grund, der den Wirtschaftswissenschaftler an diesem Geschehen Interesse abnötigt. — Von allgemeineren Gesichtspunkten aus behandeln dasselbe Thema Deringer, „Die Ausweisung der deutschen Kolonisten aus Wolhynien in den Jahren 1915 und 1916“³³ und Johannes Schleuning,

³⁰ Deutsche Monatshefte in Polen, Posen 1937, S. 395 ff.

³¹ Deutsche Monatshefte in Polen, Posen 1937, S. 492 ff.

³² Deutsche Monatshefte in Polen, Posen 1937, S. 432—491.

³³ Deutsches Leben in Rußland, VII. Jg. Nr. 8—10, S. 66 ff. und VIII. Jg. Nr. 1, S. 3 ff.

„Die Liquidationsgesetze und die deutschen Wolhynier“³⁴, aus deren Darstellung auch die materiellen Verluste hervorgehen, die hierdurch der wolhynisch-deutschen Volksgruppe zugefügt worden sind.

Vom wirtschaftlichen, insonderheit auch vom agrarwirtschaftlichen Standpunkt ist eine Arbeit hervorzuheben, die soeben in den Deutschen Monatsheften in Polen (August/September 1937, S. 61 ff.) von Franz A. Donbek unter dem Titel „Die Berufsgliederung der Deutschen in Mittel- und Ostpolen um 1900“ veröffentlicht ist. Sie bringt eine systematische Auswertung der russischen Volkszählung von 1897, deren Ergebnisse mit den heutigen polnischen Verwaltungsbezirken in Übereinstimmung gebracht werden, so daß hiermit eine Vergleichsmöglichkeit mit polnischen Erhebungen gewährleistet ist. Für die wirtschaftliche und soziale wolhynische Volksgruppenforschung ist diese Untersuchung deshalb bedeutungsvoll, weil sie einen Vergleich der Struktur mit den übrigen im polnischen Staatsgebiet siedelnden deutschen Volksgruppen ermöglicht. Sie zeigt, durch übersichtliche kartographische Darstellungen unterstützt, die berufliche Ausprägung des fast rein bäuerlichen Deutschtums Wolhyniens, die sich deutlich abhebt von der Berufsstruktur anderer deutscher Siedlungsgebiete mit stärkerer gewerblicher Durchsetzung. Hierdurch wird eine gute Grundlage und Vergleichsbasis geschaffen, sowohl für die Auswertung polnischer amtlicher Erhebungen wie vor allem für Sonderuntersuchungen nichtamtlichen Charakters.

Wir schließen unseren Schrifttumsüberblick mit einer wertvollen Untersuchung von Kurt Lück über „Lebensfragen der deutschen Sprachinseln in Wolhynien“³⁵, die den gegenwärtigen Bestand und die Struktur des wolhynischen Deutschtums zum Gegenstand hat. Der Verfasser bringt nicht nur Angaben über den Bevölkerungsstand und die Bevölkerungsbewegung, sondern darüber hinaus die Ergebnisse eingehender Untersuchungen über die Struktur der Kolonien nach der nationalitätenmäßigen und wirtschaftlichen Seite. Wir halten gerade diese Analyse für besonders bedeutsam, weil sie den Weg zeigt, den in Zukunft die Forschung über das Wolhyniendeutschtum einschlagen muß, wenn es zu einer fruchtbaren Vertiefung des gegenwärtigen Standes unserer Kenntnisse jener abgelegenen deutschen Volksgruppe kommen soll. Eine solche Vertiefung ist nach allen Seiten hin möglich und geboten. —

Am weitesten fortgeschritten ist die Erforschung der Herkunft der Kolonisten und ihrer Ansiedlung in Wolhynien. Das Gebiet der Siedlungsformen harret noch weitgehend der Bearbeitung; aber auch die ökonomische Problematik und die sozialen Schichtungsverhältnisse sind bisher nur in Umrissen sichtbar geworden. Die Produktions- und Ertragsgestaltung, die Art der Bodenutzung, die Inventarausrüstung, die Absatz- und Kreditverhältnisse, die Betriebsgrößengliederung und vieles andere mehr

³⁴ Ostdeutsche Monatshefte, Oliva. V. Jg. 1925, S. 1226 ff.

³⁵ Heimatbuch der Deutschen Wolhyniens, herausgegeben von Karasek-Lück, 3. Bd., Plauen i. B. 1931, S. 1 ff.

muß eingehend analysiert werden, wenn ein zureichender Einblick in die agrarische Struktur des wolhynisch-deutschen Bauerntums gewonnen werden soll. Dabei kann es keinesfalls darauf ankommen, allein die gegenwärtigen Verhältnisse isoliert zu untersuchen. Vielmehr erweist es sich als notwendig, zeitlich einen Vergleich mit früheren Entwicklungsstadien durchzuführen, um hierdurch eine Vorstellung von dem Gewicht der Verschiebungen zu erhalten, die durch die Kriegs- und Nachkriegsereignisse eingetreten sind. Zum anderen muß, soweit möglich, auch ein Vergleich mit der Agrarstruktur der anderen denselben Lebensraum bewohnenden Völker und Volksgruppen vorgenommen werden, weil nur auf diese Weise die Eigenart des deutsch-wolhynischen Bauerntums herausgearbeitet werden kann.

Der Verfasser wird demnächst in der Lage sein, der Öffentlichkeit einen solchen Versuch vorzulegen, der den Beweis zu erbringen bestrebt ist, daß auch die Wirtschaftswissenschaft auf dem Gebiet der Volksgruppenforschung Aufgaben hat, die dankbar sind und selbst unter schwierigen Verhältnissen mit einigem Erfolg in Angriff genommen werden können.

Bemerkungen über das polnische agrarpolitische Schrifttum der letzten Jahre

Von Wolfgang Stubenrauch

Im Rahmen einer Aufsatzreihe über die Schriften zur Agrarverfassung und Agrarpolitik der deutschen Volksgruppen in Nordost- und Südosteuropa ist es zweifellos recht nützlich, einen Blick auf das entsprechende Schrifttum eines der wichtigsten unserer östlichen Nachbarvölker zu werfen, mit dem das Schicksal einer großen deutschen Volksgruppe so außerordentlich eng verbunden ist. Eine derartige Betrachtung dürfte um so notwendiger sein, als in dem polnischen Schrifttum die Auffassungen und Gedankengänge des Staatsvolkes zum Ausdruck kommen, von dessen agrarpolitischen Entscheidungen das Wohl und Wehe der deutschen Volksgruppe manches Mal nur allzu abhängig ist.

In diesem Aufsatz sollen selbstverständlich vorwiegend diejenigen Schriften und Aufsätze polnischer Verfasser berücksichtigt werden, deren Fragestellung in bestimmtem Zusammenhang mit der agrarpolitischen Lage der deutschen Volksgruppe in Polen steht. Daß im weiteren Sinne sämtliche Vorgänge und Maßnahmen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet sich auch auf die in Polen lebenden Deutschen auswirken, bedarf keiner besonderen Erläuterung. Ernstere Untersuchungen, die sich unmittelbar mit dem Deutschtum in Polen beschäftigen, sind naturgemäß selten. In dieser Hinsicht treten unsachlich gehaltene Schriften in den Vordergrund. Zur Kennzeichnung dieser Art von Erzeugnissen sei nur an die 1934 in Danzig in deutscher Sprache herausgegebene Abhandlung der Kazimiera Jezowa über den Grundbesitz in Weichselpommern zur Zeit der Teilungen Polens und vor dem Weltkriege¹ erinnert, die unbedingt als streng wissenschaftlich angesehen werden will, deren tatsächlicher Charakter jedoch in Deutschland hinreichend genug bekannt ist, als daß hierüber noch nähere Ausführungen erforderlich wären. Soweit polnische und deutsche wirtschaftliche Einrichtungen im heutigen Polen miteinander verglichen werden, geschieht es meist in der Absicht, die verantwortlichen polnischen Stellen vor der Entwicklung des Deutschtums zu warnen und zur weiteren Stärkung der polnischen Gruppe aufzurufen, nicht aber, um Maßnahmen ausfindig zu machen, die Polen und Deutschen zum Wohle des beiden gemeinsamen Staates zugute kommen

¹ K. Jezowa, Der Grundbesitz in Weichselpommern zur Zeit der Teilungen Polens und vor dem Weltkriege. Danzig 1934.

könnten. Als Beispiel dieser Einstellung möge die Broschüre von R. Koźlik über das polnische und deutsche Genossenschaftswesen in den westlichen Wojewodschaften² erwähnt werden, die in polnischer Sprache 1933 bezeichnenderweise im Verlag des Verbandes zum Schutze der Westgebiete in Posen erschienen ist. Hier wird darauf hingewiesen, daß sich die deutschen Genossenschaften gegenüber den polnischen während der Krise weit besser behauptet hätten und daß es infolgedessen nun Zeit wäre, für den Ausbau des polnischen Genossenschaftswesens alle Kräfte anzuspannen. Zahlreich sind in sonst ernsthaften wissenschaftlichen Arbeiten geschichtliche Rückblicke auf die Verwaltungsmaßnahmen der „Eroberungsmächte“, wobei Bismarcks „Germanisierungspolitik“, das Enteignungsgesetz von 1908, die Tätigkeit der Ansiedlungskommission und ähnliche Fragen geradezu totgeritten werden. Obwohl derartige Betrachtungen nun allmählich langweilig werden und obwohl aus ihnen immer wieder ganz eindeutig zu ersehen ist, wie gut es den Polen gerade in wirtschaftlicher Hinsicht in den früher preussischen Provinzen ging, darf man sie auf deutscher Seite doch keinesfalls zu leicht nehmen, da aus ihnen in bedauerlicher Verkennung der wirklichen Verhältnisse die Forderung nach einer angeblich notwendigen Wiedergutmachung abgeleitet wird.

Von dem allgemeinen agrarpolitischen Schrifttum müssen in erster Linie die Arbeiten über das Übervölkerungsproblem behandelt werden, da sich hieran unmittelbar die Auseinandersetzungen über die für das Deutschtum so einschneidende Agrarreform anschließen. Die Frage der Übervölkerung des Dorfes und der Landwirtschaft muß auch deshalb in den Vordergrund gestellt werden, weil fast jede polnische agrarpolitische Untersuchung durch einen Hinweis auf dieses nach polnischer Auffassung grundlegende Problem eingeleitet wird, ganz gleich, ob es sich um Darstellungen der Agrarkrise, der Förderung der Dorfkultur, des Genossenschaftswesens oder der verschiedenen Betriebsgrößen handelt. Auch Abhandlungen über die Getreidepolitik oder die allgemeine Wirtschaftslage beginnen in der Regel mit einem Abschnitt über die Übervölkerung. Es ist daher verständlich, daß von polnischer Seite das im Jahre 1936 herausgekommene Buch von Józef Poniatoński über die Übervölkerung des Dorfes und der Landwirtschaft³ als die wichtigste agrarpolitische Neuerscheinung der letzten Jahre bezeichnet worden ist. Dieses Buch, über das in der Zeitschrift „Osteuropa“^{3a} ausführlich berichtet wurde, hat eine kritische Beurteilung und eine wohl annähernd vollständige Zusammenfassung sämtlicher bisher auf diesem Gebiet erschienenen Untersuchungen gebracht. Es setzt sich ausführlich mit den zahlreichen Vorschlägen zur Behebung der Übervölkerung auseinander und kommt im wesentlichen zu der Forderung einer entschlossenen Fortführung der Agrarreform und der begonnenen Industrialisierung. Es nimmt hierbei nicht wunder, daß sich die Auffassungen des Verfassers voll-

² R. Koźlik, Spółdzielczość polska i niemiecka w województwach zachodnich. Posen 1933.

³ J. Poniatoński, Przeludnienie wsi i rolnictwa. Warschau 1936.

^{3a} W. Stubenrauch, 11. Jg. 1936, Heft 11/12. S. 783–785.

kommen mit denen seines Bruders, des derzeitigen polnischen Landwirtschaftsministers decken. Die Agrarreform ist in Polen von Anfang an von zwei verschiedenen Seiten betrachtet worden. Während einmal die Aufteilung des noch vorhandenen Großgrundbesitzes als wichtigste Aufgabe angesehen wurde, ist von anderen vor allem die Zusammenlegung der zersplitterten Kleinbetriebe gefordert worden. In dieser Richtung bewegen sich die beiden Aufsätze des ehemaligen Agrarreformministers Witold Staniewicz in den Vierteljahrsheften der polnischen Landwirtschaft, Warschau April und Juli 1930⁴. In dem ersten Teil dieses Berichts über die Agrarreform in Polen in den Jahren 1928 und 1929 betont Staniewicz ausdrücklich, daß er als Minister auf den ersten Plan seiner Arbeiten bei der Beseitigung des „größten Agrarübels — der landwirtschaftlichen Übervölkerung“ die Zusammenlegung der landwirtschaftlichen Betriebe gestellt habe. Er hebt weiterhin hervor, daß er dem Zusammenlegungsproblem andere Arbeitsgebiete und zwar sowohl die Parzellierung als auch die Aufhebung der Dienstbarkeiten sowie die auf breiter Grundlage begonnene Meliorationsaktion untergeordnet habe. Ähnliche Gedanken hat Staniewicz auch in einem Vortrag geäußert, den er 1937 auf Einladung der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas in Berlin hielt und der auch in Aufsatzform erschien⁵. In dieser Betrachtung über das Agrarproblem Polens spricht sich der Verfasser allerdings schärfer über die grundsätzliche Notwendigkeit der Durchführung des Agrarreformgesetzes von 1925 aus und meint, daß jeglicher Versuch, dieses Gesetz aufzugeben, sehr schnell zu unerwünschten Folgen, nämlich zur Radikalisierung der Agrarreform führen könne. In diesem Zusammenhang verdient ein weiterer Vortrag Beachtung, den der ehemalige Direktor der Wirtschaftsabteilung im polnischen Landwirtschaftsministerium, Adam R o s e , im Frühjahr 1934 in der alten Aula der Berliner Universität gehalten hat und der im Juni des gleichen Jahres in der Zeitschrift „Odal“ abgedruckt worden ist⁶. Rose, der seinen Vortrag als Beitrag zur polnischen und internationalen Agrarkrise bezeichnet hatte, schilderte — wie andere — ebenfalls zunächst die Auswirkungen der landwirtschaftlichen Übervölkerung Polens, in welchem nach seiner Auffassung die Entwicklung der Städte und damit auch die Industrialisierung durchaus unzureichend seien. Er ging sodann auf die Richtlinien der polnischen Agrarreform ein und stellte fest, daß die wichtigste Reform nicht in der Aufteilung des Großgrundbesitzes zwecks Durchführung einer Neusiedlung, sondern in der Zusammenlegung der zerstückelten Bauernwirtschaften und in der Vergrößerung der Zwergwirtschaften bestehe. Nach Roses Auffassung muß jedes rationelle Wirtschaftsprogramm in Polen darauf gerichtet sein, im 20. Jahrhundert die im 19. Jahrhundert begangenen Unterlassungen wiedergutzumachen und durch Industrialisierung ein entsprechendes Gleichgewicht zwischen Land- und Stadt-

⁴ W. Staniewicz, Die Agrarreformarbeiten in Polen im Jahre 1928/29. Vierteljahrshefte der poln. Landw. Heft 3/4, 1930.

⁵ W. Staniewicz, Das Agrarproblem Polens. Osteuropa 12. Jg. 1937. Heft 7, S. 433—444.

⁶ A. Rose, Ein Beitrag zur polnischen und internationalen Agrarkrise. Odal Heft 12, 1934.

bevölkerung herzustellen. Der Überschuß müsse in den Städten Erwerbsmöglichkeiten finden, und deshalb sei in Polen die Behauptung, daß die Lösung der brennendsten Agrarprobleme nicht mit Hilfe von agrarpolitischen Maßnahmen, sondern mit Hilfe einer rationellen Industrialisierungspolitik durchzuführen sei, durchaus nicht paradox. Solche und ähnliche Gedankengänge sind sehr verbreitet im agrar- und wirtschaftspolitischen polnischen Schrifttum, sie sollen jedoch hier nicht weiter verfolgt werden, da sie stärker zu den außerordentlich zahlreichen Abhandlungen über Agrarkrise, Preisverfall und Belebung des Binnenmarkts hinüberleiten und von den Betrachtungen über die Agrarstruktur etwas abführen.

Wohl aber verdienen noch die älteren Schriften von Władysław Studnicki über die Kolonisationsmöglichkeiten in den polnischen Ostgebieten behandelt zu werden. Zu nennen sind zwei Arbeiten: „Kolonisierung und wirtschaftliche Entwicklung unseres Ostens“⁷ und „Die Ostgebiete. Ihr wirtschaftlicher Zustand und die Entwicklungsaussichten“⁸. Der Verfasser trägt hier den Gedanken vor, daß die Wojewodschaften Krakau und Kielce die Kolonisten für den Osten liefern müßten und daß in der Wojewodschaft Polesie aus wirtschaftlichen und nationalpolitischen Gründen das wichtigste polnische Kolonisationsgebiet zu erblicken sei. Nicht Militärsiedler, sondern selbständige Bauern aus den südpolnischen Überschußgebieten müßten das Kolonisationsmaterial abgeben. Hinsichtlich des nationalpolitischen Erfordernisses der Ostkolonisation ist kürzlich auch der Krakauer Geograph W. Ormicki hervorgetreten. Bedeutungsvoll sind im übrigen die neuerdings von Studnicki geäußerten Ansichten über die Lösung des Überbevölkerungsproblems in Verbindung mit der Judenfrage. Die Abwanderung der Juden aus Polen muß nach dieser Auffassung vorwiegend aus sozialen Gründen gefördert werden, um der polnischen ländlichen Bevölkerung Aufstiegsmöglichkeiten in den bisher völlig von jüdischen Kleinhändlern und Handwerkern eingenommenen kleinen Landstädten einzuräumen. In gleicher Weise hat Stanisław in seinem Berliner Vortrag die stärkere jüdische Auswanderung aus Polen gefordert, indem er erklärte, daß diese der Landbevölkerung neue Arbeitsmöglichkeiten verschaffen würde und außerdem im eigenen Interesse der Juden läge.

Im Mittelpunkt der agrarpolitischen Erörterungen steht nach wie vor die Frage nach der richtigen Betriebsgrößenverteilung. Hierüber finden besonders heftige Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der Agrarreform statt. Bekanntlich werden vom derzeitigen Landwirtschaftsminister Siedlerstellen mit durchschnittlich 6 Hektar als Idealbetriebe angesehen. Diese Ansicht wird auch von Józef Poniatowski in seinem oben erwähnten Buch verfolgt. Gegenteilige Auffassungen zu dieser Streitfrage werden weniger in umfangreichen Schriften als vor allem in der Tagespresse oder gar nur in Sejm- bzw. Senatsdebatten vorgebracht. Abgesehen von diesen mehr tagespolitischen Auseinandersetzungen wird die Betriebsgrößenfrage aber in sorgfältigen wissenschaftlichen Arbeiten in Veröffentlichungen

⁷ W. Studnicki, *Kolonizacja i rozwój gospodarczy naszego Wschodu*. Warschau 1921.

⁸ W. Studnicki, *Ziemie wschodnie. Stan gospodarczy i widoki rozwoju*. Warschau 1929.

verschiedener Universitätsinstitute untersucht. Am stärksten hat sich in dieser Beziehung die Abteilung für Betriebslehre der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe bei dem Staatlichen Wissenschaftlichen Institut für Landwirtschaft in Pultawy hervorgetan. Die genannte Abteilung, die 1925 auf Grund der Bemühungen der Abgeordneten M. Malinowski und des bereits bekannten J. Poniatowski entstanden ist und von Professor Bujak übernommen wurde und die heute unter der Leitung des Professors Staniewicz steht, gibt im Rahmen der Biblioteka Pultawska eine Reihe sozial-wirtschaftlicher Arbeiten heraus, die ausschließlich der bäuerlichen und zwar vorwiegend der Kleinbäuerlichen Betriebswirtschaft gewidmet sind. Die besondere Aufgabe der Abteilung für Betriebslehre der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe an dem schon von den Russen eingerichteten Institut von Pultawy muß in der Bearbeitung von Monographien und von statistischen Erhebungen über die Lage des Kleinbauernturns erblickt werden. Vielfach Bezug nehmend auf die grundsätzlichen Arbeiten des Schweizer Gelehrten Professor Laur, dessen Schriften zum großen Teil ins Polnische übersetzt worden sind, werden an Hand von Buchführungsergebnissen insbesondere Untersuchungen über die Rentabilität der Kleinbetriebe angestellt. Da nicht alle Verfasser von Arbeiten dieser Reihe einzeln aufgeführt werden können, mögen im folgenden die Namen derjenigen genannt sein, die im polnischen agrarpolitischen Schrifttum öfters wiederkehren und deren Abhandlungen für diese Betrachtung wichtig erscheinen. Von Wiktor Bronikowski ist 1934 eine umfassende Arbeit über Wege des Fortschritts des polnischen Bauern⁹ herausgekommen. In einer längeren Einleitung hebt Grabski ihren hohen Wert für die Fortentwicklung des sozialen Lebens auf dem Dorfe hervor und rühmt außerdem die soziologische Betrachtungsweise. Aus der Arbeit sind die Bestrebungen der Abteilung für Kleinbäuerliche Betriebe an dem Institut in Pultawy deutlich zu ersehen. Es handelt sich darum, die Verspätung in der kulturellen Entwicklung des Dorfes einzuholen. Zu diesem Zweck werden zunächst sämtliche Unterlagen über den augenblicklichen Zustand gesammelt, wobei weiterhin beabsichtigt ist, Richtlinien und Anregungen für den Fortschritt ausfindig zu machen. Soweit bisher Fortschritte in der polnischen Landwirtschaft zu verzeichnen waren, sind sie auf Vorbilder aus dem Westen und Süden Europas zurückzuführen. Vereinzelt waren in früheren Zeiten bessere Verhältnisse im Gefolge der von Westen (sprich: Deutschland) kommenden Kolonisten anzutreffen. Nunmehr gilt es, im unabhängigen polnischen Staat aus eigenen Kräften die Lebenshaltung und den Kulturstand des zurückgebliebenen polnischen Bauern auf breiter Grundlage zu heben und zu verbessern. Wenn das Dorf einstweilen noch wenig an der Leitung des staatlichen und kulturellen Lebens in Polen beteiligt ist, so liegt dieses nach der Ansicht Bronikowskis eben an der zu geringen Entwicklung der im kleinen polnischen Bauerntum schlummernden Kräfte. Man erkennt leicht den engen Zusammenhang derartiger Betrachtungen mit den aktuellen Vorgängen der polnischen Agrarpolitik. In ähnlicher

⁹ W. Bronikowski, Drogi postępu chłopa polskiego. Warschau, 1934.

Richtung bewegt sich die 1935 erschienene Untersuchung von W. Ponikowski über bäuerliche und Gutswirtschaften in drei mittleren Wojewodschaften für die Jahre 1928 und 1929¹⁰. Von dem gleichen Verfasser stammt eine Zusammenstellung über Buchführungsergebnisse in bäuerlichen Wirtschaften, die 1929 in den Jahrbüchern für Landwirtschafts- und Forstwissenschaft in Posen veröffentlicht worden ist. F. Dziedzic hat die bäuerlichen Wirtschaften Großpolens¹¹ und die wirtschaftsgeographischen Grundlagen der Landwirtschaft Pommerellens beschrieben¹². Von ihm ist weiterhin eine Schrift über die landwirtschaftlichen Regionen Polens zu erwarten. Wichtig sind auch die Arbeiten von M. Gorniński, über den an anderer Stelle noch einiges zu sagen sein wird. In letzter Zeit sind im Schriftenverzeichnis von Putawy Untersuchungen des Betriebswissenschaftlers St. Antoniowski angekündigt, der im April 1936 in der Zeitschrift „Rolnictwo“ in einer Studie über die dörfliche Arbeitslosigkeit die Ergebnisse von J. Poniatowski kritisiert hatte. Im ganzen sind in der Reihe sozial-wirtschaftlicher Arbeiten der Bibliothek von Putawy bis heute schon über 80 Veröffentlichungen herausgekommen, deren Wert für die Erkenntnis der polnischen Agrarstruktur und Agrarpolitik zweifellos recht groß ist.

Gesondert muß von den Erscheinungen des Instituts von Putawy die schon etwas zurückliegende fünf Teile umfassende grundlegende Ansammlung über die Erbsitten der Bauern in Polen betrachtet werden, deren erster Teil 1928 mit einem Vorwort von F. Bujak herausgegeben worden ist¹³. Aus den einführenden Worten von Bujak geht hervor, daß es eine vollständige Sammlung der bäuerlichen Erbgewohnheiten in den verschiedenen Teilgebieten der Republik Polen bisher nicht gegeben hat, daß aber andererseits das Ministerium für Agrarreform unter anderem durch zwei Enqueten über die Frage der Erbrechtsreform und der Teilbarkeit von Grundstücken in den Jahren 1924 und 1927 sein starkes Interesse für diese Angelegenheit bewiesen hat. So ist auch die Arbeit der Abteilung für Betriebslehre landwirtschaftlicher Kleinbetriebe vom Ministerium angeregt und unterstützt worden. Insbesondere hatte der damalige Agrarreformminister Staniewicz seine ganze Aufmerksamkeit der Fertigstellung dieser Untersuchung zugewandt. Wie Bujak bemerkt, hatten die Sorge um die dauerhafte Sicherung der im Wege der Agrarreform neuentstandenen Betriebe und um die Gewährleistung der Ergebnisse der Flurbereinigung zusammen mit entsprechenden Vorstößen einiger Sejmabgeordneter auch in bäuerlichen Kreisen den Gedanken von der notwendigen Einschränkung der freien Teilbarkeit kleiner und mittlerer landwirtschaftlicher Betriebe reifen lassen. Bekanntlich stehen diese Fragen gerade heute im Mittelpunkt der agrarpolitischen Auseinandersetzung in der pol-

¹⁰ W. Ponikowski, *Gospodarstwa włościańskie i folwarczne. Na tle materiałów rachunkowych z 3 wojew. śródkowych w 1928/29 r.* Warschau 1935.

¹¹ F. Dziedzic, *Wielkopolskie gospodarstwa włościańskie.* Warschau 1932.

¹² F. Dziedzic, *Rolnictwo pomorskie w zarysie geograficzno-gospodarczym.* Thorn 1934.

¹³ *Zwyczajne spadkowe włościan w Polsce I—V.* Warschau 1928/29.

nischen Öffentlichkeit. In dem Werk des Instituts von Putawy sind nacheinander die Erbsitten im früher österreichischen, preussischen und russischen Teilgebiet behandelt worden. Teil IV enthält den Bericht über die Ostgebiete. In Teil V finden sich schließlich zwei Beiträge über das bäuerliche Erbrecht im modernen Polen und über die bäuerliche Vererbung und ihre Reform. Erwähnenswert sind im Rahmen dieses Aufsatzes im Anschluß an die anfangs gegebenen Hinweise einige Bemerkungen über die Verhältnisse in den früher preussischen Provinzen Posen und Westpreußen, in denen sich bis heute weitgehend die geschlossene Vererbung erhalten hat. Der Berichterstatter kann hier nach scharfen Seitenhieben auf die „Germanisierungspolitik“ der preussischen Regierung die Feststellung nicht vermeiden, daß sich die Bemühungen dieser Regierung auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet infolge des ausgezeichneten Funktionierens der inneren, der Gemeinde- und der berufsständischen Verwaltung als recht dauerhaft und für den Fortschritt der gesamten Bevölkerung außerordentlich vorteilhaft erwiesen haben. Er hebt hierbei vor allem die Sorge der Regierung um das Gedeihen der Landwirtschaft hervor. In einem Vergleich mit der heillosen Bodenzersplitterung im russischen und österreichischen Teilgebiet betont der Verfasser den großen Einfluß einer vernünftigen Gesetzgebung und vernünftiger Erbsitten der Bevölkerung auf die Ordnung der landwirtschaftlichen Verhältnisse, durch die sich eben die heutigen polnischen Westgebiete so bemerkenswert von den meisten übrigen Wojewodschaften im Süden und Osten Polens unterscheiden.

In ähnlicher Weise wie die Abteilung für Betriebslehre der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe an dem Staatlichen Landwirtschaftsinstitut in Putawy arbeitet das Landwirtschaftliche Institut der Universität Wilna unter Leitung des bereits mehrfach genannten Professors Staniewicz. Von 1934 bis 1937 sind fünfzehn Hefte der „Arbeiten des Landwirtschaftlichen Instituts der St. Batory-Universität in Wilna (Prace Zakładu Ekonomji Rolniczej Univ. St. Batorygo w Wilnie) erschienen, von denen sich das erste mit Umfang und Aufgaben der Agrarwirtschafts-Wissenschaft beschäftigt. Der Verfasser dieses ersten Heftes ist der bereits früher erwähnte Dozent an der Universität Wilna, M. Sowinski. Von anderen Heften ist besonders eine kleine Untersuchung über landwirtschaftliche Studien an der alten Wilnaer Universität aus der Feder von Staniewicz¹⁴ zu nennen. Die jüngste Erscheinung über Meliorationsprobleme Polesiens hat wiederum Staniewicz zum Verfasser, der hier u. a. einen guten Überblick über die bisher auf diesem Gebiet erschienenen Schriften gegeben hat. Die Arbeiten des Wilnaer Instituts sind ausführlich in der Zeitschrift „Osteuropa“ gewürdigt worden¹⁵.

Ein ganz neues Forschungsgebiet ist für das polnische agrarpolitische Schrifttum die Kultur des Dorfes. Volkskunde auf der einen und Agrarsoziologie auf der anderen Seite sind bemüht, die immer zahlreicher werdenden Arbeiten und Anregungen

¹⁴ W. Staniewicz, Zagadnienie meljoracji Polesia. Wilna 1937.

¹⁵ Osteuropa, 12. Jg. 1936, S. 4, S. 296/97.

wissenschaftlich zu ordnen. Gleichzeitig wird auch die Agrarpolitik als besonderer Wissenschaftszweig weiter entwickelt. 1932 ist in Warschau ein zwei Teile umfassendes Handbuch der Agrarpolitik von Professor Józef Ludkiewicz¹⁶ erschienen. Die wichtigsten Quellen bilden für die Erforschung der Dorfkultur verschiedene schon aus früheren Jahren vorliegende ausgezeichnete Dorfmonographien, die neuerdings durch Sammlungen von Selbstzeugnissen polnischer Bauern wertvoll ergänzt worden sind. Eines der ältesten und grundlegendsten Werke dieser Art ist von dem Amerikaner W. Thomas bereits im Jahre 1905 geschrieben und zusammen mit dem Posener Professor Znaniecki 1927 in überarbeiteter Form unter dem Titel „The polish peasant in Europe and America“ neu herausgegeben worden. Auf die Bedeutung der Arbeit als Ausgangspunkt für alle weiteren soziologischen Untersuchungen über das polnische Dorf hat in letzter Zeit Grabfski wiederholt hingewiesen, der Thomas geradezu als den Begründer der Soziologie des polnischen Dorfes bezeichnet. Im übrigen ist Grabfski aber der Meinung, daß die Zusammenstellung von ausgewählten typischen Briefen, wie sie Thomas und Znaniecki als wesentlichste Erkenntnisgrundlage gedient haben, in ihrem Wert nicht überschätzt werden dürfe. Er wendet sich hiermit auch gegen die Veröffentlichung des Warschauer Volkswirtschaftsinstituts „Pamiętniki Chłopów“¹⁷ (Selbstschilderungen von Bauern, Warschau 1935 und 1936, in zwei Reihen), deren Wichtigkeit er trotzdem in bestimmten Grenzen durchaus gelten läßt. Wie in einer längeren Besprechung dieses zweifellos für einen Deutschen recht lesenswerten Buches in der Zeitschrift „Osteuropa“¹⁸ hervorgehoben wird, war die Absicht des Instituts bei der Einholung der bäuerlichen Selbstschilderungen eine Darstellung der Auswirkungen der Krise auf dem Lande. Schon hieraus geht hervor, daß die Herausarbeitung grundsätzlicher Erkenntnisse über die Soziologie des Dorfes nicht im Sinne des Instituts lag. Die systematische wissenschaftliche Bearbeitung dieser Fragen setzte 1930/31 mit den Vorlesungen von Władysław Grabfski an der Warschauer Hauptschule für Landwirtschaft über Soziologie des Dorfes ein. 1931/32 begann Bujak an der Johann-Kasimir-Universität in Lemberg mit ähnlichen Vorlesungen. Die geschichtliche Entwicklung und das wichtigste Schrifttum der polnischen Agrarsoziologie sind nach dem Stand von 1934 in der bereits besprochenen Schrift von Bronikowski „Wege des Fortschritts des polnischen Bauern“ behandelt

¹⁶ J. Ludkiewicz, Podręcznik polityki agrarnej. Warschau 1932.

¹⁷ Von dem gleichen Institut ist im März 1937 als Nr. 1 der Reihe „Sprawy agrarne“ (Agrarfragen) unter dem Titel „Struktura społeczna wsi polskiej“ (Die soziale Struktur des polnischen Dorfes) eine neue Veröffentlichung herausgegeben worden, in welcher auf Grund von Enqueten und Statistiken vor allem die Frage der ländlichen Arbeitslosigkeit untersucht wird. Die Mitarbeiter des Sammelwerks sind: E. Strzelecki, K. Czerniewski, G. Jabłonowski und K. Bentlewska. Die Arbeit schließt an die Sammlung „Pamiętniki Chłopów“ an, bewertet jedoch ein weit vollständigeres Material. Es wird hier betont, daß sich die „Pamiętniki“ durch übermäßigen Subjektivismus auszeichnet hätten.

¹⁸ W. Conze, 11. Jg. 1936, H. 11/12, S. 785–788.

worden. Den stärksten Auftrieb hat diese ganze Arbeitsrichtung im Jahre 1936 durch die zunehmenden Bemühungen der Regierung erhalten, die in der wissenschaftlichen Ergründung des bäuerlichen Lebens eine der besten Voraussetzungen für die allmähliche Hebung der Kultur und der allgemeinen Lebenshaltung auf dem Dorfe erblickte. Einen Markstein bildete die Einberufung der Konferenz für „Fragen der Kultur des Dorfes“ durch die Regierung und die anschließende Begründung des „Staatlichen Instituts für die Kultur des Dorfes“ — beides im Jahre 1936. Das Institut wird eigene wissenschaftliche Untersuchungen herausgeben, Material über die Dorfkultur durch eigene Korrespondenten sammeln und sich außerdem mit Zuschüssen an wissenschaftlichen Arbeiten beteiligen, die zu seinem Aufgabenbereich gehören. Der Regierung kommt es hierbei neben der Ermittlung mehr wirtschaftlicher Angaben in besonderem Maße auf die Herausarbeitung und Herausstellung der polnischen dörflichen Kultur und auf die Weckung des Selbstbewußtseins der Kleinbäuerlichen Bevölkerung an. Es fehlt bei diesen Bemühungen nicht an gelegentlichen Gegenüberstellungen der Eigenarten der polnischen und der deutschen Dorfkultur. So wird z. B. im Zuge der Agrarreform in Posen und Pommerellen das Holzhaus als echt polnisch gegenüber dem durchaus unpolnischen Stein- bzw. Ziegelhaustyp der deutschen Ansiedlungskommission propagiert. In einer Pressekonferenz betonte im Jahre 1936 der Landwirtschaftsminister, daß in der Auswahl der Haustypen bei der Einrichtung von Siedlerstellen eine Anlehnung an die alte polnische Bauweise gesucht worden sei und daß die „blinde Nachahmung der deutschen Bauweise“ vermieden werden müsse, da diese „sowohl dem polnischen Geschmack als auch der polnischen Überlieferung vollkommen fremd“ sei. Bekanntlich ist diese Auffassung der Regierung auf den schärfsten Widerstand der westpolnischen Opposition gestoßen, die sich dagegen wehrte, daß durch derartige Anregungen und Maßnahmen der hohe Kulturstand Posens dem weit niedrigeren des ehemals russischen Polen angeglichen würde. In der weiteren Auseinandersetzung über diese Frage wurde von der Regierung bzw. vom Landwirtschaftsminister darauf hingewiesen, daß das Holzhaus am besten den kleinen Wirtschaftseinheiten entspräche, die in Westpolen durch die Agrarreform geschaffen würden.

In dem gleichen Jahre, in dem das Staatliche Institut für die Kultur des Dorfes eingerichtet worden war, wurde ebenfalls in Warschau an der Hauptschule für Landwirtschaft ein Institut für die Soziologie des Dorfes begründet, das bereits 1936 mit den Jahrbüchern der Soziologie des Dorfes an die Öffentlichkeit trat. In dem ersten Teil der Jahrbücher¹⁹, die in regelmäßiger Folge unter der Schriftleitung von Grabski und Bronikowski erscheinen sollen, sind Aufsätze von Grabski über das System der Soziologie des Dorfes und von Jabło-Potopowicz über das polnische Dorf im Lichte polnischer wissenschaftlicher und publizistischer Arbeiten aus der Zeit vor der Bauernbefreiung enthalten. Außer den „Materialien“ bzw. kurzen Aufzeichnungen einzelner Männer aus der Praxis und

¹⁹ Roczniki Socjologii Wsi. Tom I — Rok 1936. Warszawa 1936.

den Buchbesprechungen ist die Chronik wertvoll, in welcher protokolllartig über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der Agrarsoziologie berichtet wird. Der vorliegende erste Band gibt einen vollständigen Überblick über den Stand der soziologischen Arbeiten in Polen. Er läßt erkennen, daß die geistige Führung der Jahrbücher im wesentlichen bei Grabfski liegt, der sich schon früher in einigen Schriften mit ähnlichen Fragen beschäftigt hat. Sehr stark tritt als Grundlage der polnischen Arbeiten die amerikanische soziologische Forschung in Erscheinung. In einem Abschnitt „Rasse und Dorf“ werden auch die deutschen Rassentheorien vorgenommen. Grabfski hält es für nötig, darauf hinzuweisen, daß es für die Beurteilung der polnischen Bauern als niedere Rasse — wie es die Deutschen angeblich wollen — keinerlei wissenschaftliche Begründungen gäbe. Bemerkenswert sind in Grabfskis Aufsatz die Ausführungen über die gewaltige Bedeutung des chronischen Landhungers der polnischen Bauern und über die Ursachen der stark entwickelten Selbsthilfeorganisationen auf dem Lande, die schon Thomas besonders hervorgehoben hatte. Nach der Auffassung von Thomas, die von Grabfski aufgegriffen wird, kann das Genossenschaftswesen das ganze Volk ergreifen und ist in der Lage, eine ursprüngliche und primitive Gruppe in eine sozial-nationale umzugestalten. Insofern spielen in Polen die Genossenschaften als soziale Einrichtungen eine weit größere Rolle denn als wirtschaftliche Unternehmungen. Hiermit kommen wir jedoch bereits zu einem anderen Zweig des polnischen agrarpolitischen Schrifttums, der stärker zu rein wirtschaftspolitischen Abhandlungen hinüberleitet.

Bevor zu anderen Gebieten übergegangen wird, mögen noch die zahlreichen Arbeiten über die technische Fortbildung der Landbau treibenden Bevölkerung (*przysobienie rolnicze*) erwähnt werden. Auch diese Fragen gehören letzten Endes zu dem Bereich der Förderung der dörflichen Kultur. Ohne dieses ausgedehnte Schrifttum im einzelnen zu erörtern, sei nur seine große Bedeutung für den praktischen Fortschritt betont und außerdem hervorgehoben, daß die Regierung gerade auf diesem Gebiet in den letzten Jahren sehr viel getan hat. Die Abhandlungen über die zweckmäßigste Einrichtung des landwirtschaftlichen Bildungswesens sowie Handbücher und kleine Druckschriften, die geeignet sind, den bisherigen Mangel an Berufswissen zu beseitigen, haben zahlenmäßig außerordentlich zugenommen. In dieser Hinsicht ist die Gesellschaft für landwirtschaftliches Bildungswesen unbedingt führend, die in Warschau die bekannte zentrale landwirtschaftliche Buchhandlung eingerichtet hat und die u. a. eine Enzyklopädie der Landwirtschaft und eine kleine landwirtschaftliche Groschen-Bibliothek herausgibt. Bekanntlich erscheint dort auch die mit Hilfe und unter Schriftleitung des Ministeriums für Landwirtschaft und Agrarreform herausgegebene Zeitschrift „*RoInictwo*“²⁰ als das führende amtliche Organ der polnischen Landwirtschaft.

In der Zeitschrift „*RoInictwo*“, die seit 1929 besteht, werden sehr ausführlich wirtschaftspolitische Fragen behandelt, auf die hier nicht weiter eingegangen werden

²⁰ Landwirtschaft, Halbvierteljahrshefte der Polnischen Landwirtschaft, Jg. IX, 1937.

kann. Diese Einstellung trat vor allem während der Agrarkrise in den Vordergrund, als es galt, Maßnahmen zur Überwindung des Preisverfalls, zur Förderung der Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse oder zur besseren Organisation des Binnenmarktes zu erörtern. Über die Agrarkrise gibt es in Polen ein außerordentlich umfangreiches Schrifttum, in welchem auch Teilgebiete wie Getreidepolitik, Zuckerproduktion oder Baconexport — um nur einige Beispiele zu nennen — berücksichtigt worden sind. Auch in der Zeitschrift „*Rolnik i Ekonomista*“, dem Organ des Verbandes der Landwirtschaftskammern und der Landwirtschaftlichen Organisationen der Republik Polen, finden sich in den früheren Jahrgängen viele Aufsätze über die Agrarkrise. Heute treten Betrachtungen über die Rohstofflage, über mögliche Produktionsumstellungen oder über Agrarentschuldung und Agrarkredit u. dgl. hinzu.

Von den wirtschaftspolitischen Fragen verdient im Rahmen dieses Aufsatzes nur das Genossenschaftswesen besondere Beachtung, da die Genossenschaften in Polen eben nicht nur als wirtschaftliche Unternehmungen, sondern in gleicher Weise als sozialpolitische Institutionen zu betrachten sind und da ihnen im übrigen von polnischer Seite auch in nationalpolitischer Hinsicht seit je eine große Bedeutung beigemessen worden ist. Wohl in den meisten polnischen Darstellungen der geschichtlichen Entwicklung der Genossenschaften in Polen wird auf ihre besondere Eignung als nationale Selbsthilfeorganisation in der Zeit der fehlenden staatlichen Selbstständigkeit des polnischen Volkes hingewiesen. Aus der hervorragenden Stellung, die das Genossenschaftswesen in Polen einnimmt, ist das weitverzweigte Schrifttum über diese Fragen zu erklären. In beiden oben genannten führenden agrarpolitischen Fachzeitschriften wird wiederholt über die Genossenschaftsbewegung berichtet. Selbstverständlich verfügen die großen Verbände über eigene periodische Veröffentlichungen. Das Genossenschaftsinstitut gibt eine besondere Schriftenreihe als „*Biblioteka Spółdzielcza*“ (Genossenschafts-Bibliothek) heraus. Außerdem werden diese Fragen in den anderen früher angeführten Publikationsreihen behandelt — ganz abgesehen von den verschiedenen Schriften, die von einzelnen Verfassern unabhängig von einem der Fachinstitute herausgegeben werden. Als wichtigste und umfassendste Erscheinung der letzten Jahre ist auf diesem Gebiete das Buch von Tadeusz Kłapkowski, „Das Genossenschaftswesen in der polnischen Landwirtschaft“²¹, zu nennen, das 1929 in Warschau als Nr. 18 der Reihe sozial-wirtschaftlicher Arbeiten der Biblioteka Półniska herausgekommen ist. Die einschneidenden Änderungen, die insbesondere nach 1934 im polnischen Genossenschaftswesen stattgefunden haben, sind 1935 von Kłapkowski in der Zeitschrift „*Rolnictwo*“ behandelt worden. Außer der Agrarreform sind es gerade die Maßnahmen auf dem Gebiete der genossenschaftlichen Organisation bzw. die Reglementierung und Beaufsichtigung des Genossenschaftswesens durch den Staat, die sich auf die agrarpolitische Lage der deutschen Volksgruppe in stärkstem Maße auswirken. Über die gesetzlichen und organisatorischen Maßnahmen des Jahres 1934 ist viel geschrieben worden. Es kam hierbei

²¹ T. Kłapkowski, *Spółdzielczość w rolnictwie polskiem*. Warschau 1929.

zum Ausdruck, daß die polnische Regierung an sich nicht gegen die polnischen Genossenschaften auf dem Lande eingestellt ist. Sie erblickt vielmehr im Genossenschaftswesen das beste Mittel zur Einschaltung des Kleinbauerntums in das Wirtschafts- und Kulturleben des Staates. Sie dürfte sich außerdem völlig darüber im Klaren sein, daß der Genossenschaftsgedanke viel zu fest mit der gesamten Überlieferung des polnischen Volkes verknüpft ist, als daß er durch staatliche Reglementierungen erheblich eingeschränkt werden könnte. Durch die Eingriffe des Jahres 1934 sollte nach der polnischen Darstellung vor allem eine straffere Organisation der Verbände herbeigeführt werden, die sich während der Krise z. T. ungünstig entwickelt hatten. Neuerdings spielen in dem betreffenden polnischen Schrifttum Erörterungen über die Frage der Eingliederung der Genossenschaften in die landwirtschaftliche Marktorganisation und der Spezialisierung der einzelnen Genossenschaftszweige eine größere Rolle als das Revisionsproblem. Über die Vorgänge der letzten Jahre habe ich in der Zeitschrift „Osteuropa“²² unter Berücksichtigung der auf diesem Gebiet erschienenen Schriften berichtet.

Die kurzen Bemerkungen über einige der wichtigsten Arbeiten dürften zur Genüge zeigen, wie stark entwickelt das polnische agrarpolitische Schrifttum ist. Es konnten hier — wie einleitend bereits bemerkt wurde — nur diejenigen Gebiete berührt werden, die sich für die in Polen lebende deutsche Volksgruppe als entscheidend erwiesen haben. Als Grundfragen werden noch lange Zeit die Übervölkerung des polnischen Dorfes und die agrarpolitischen Versuche zur Beseitigung dieses Übels im Wege der Agrarreform einerseits und durch Maßnahmen zur Hebung der Dorfkultur im weiteren Sinne andererseits bestehen bleiben. Es wird zu verfolgen sein, wie weit sich die kulturellen Bemühungen tatsächlich auf dem Dorfe auswirken und inwieweit sie in abstrakt-wissenschaftlichem Theoretisieren und Analysieren steckenbleiben. Zusammenfassend sei gesagt, daß das polnische agrarpolitische Schrifttum in Deutschland eine weit größere Beachtung verdient, als sie ihm bisher im allgemeinen zuteil geworden ist.

²² 12. Jg. 1937, H. 6, S. 378—390.

Die deutsche Volkskundeforschung im heutigen Ungarn

Entwicklung und Aufgaben

Von Alfred Karasik-Langer

(Fortsetzung)

Der vorhergehende Teil dieser Arbeit¹ befaßte sich mit dem ersten entscheidenden Wachstum der deutschen Volkskunde Ungarns im Rahmen der „ungarländischen Ethnographie“. Es wurde gezeigt, wie auch die madjarische Folklore aus der gleichen Ethnographie hervorging und mit der Jahrhundertwende langsam zur selbständigen Wissenschaft erwuchs. Die ihr eigentümliche Zielsetzung und Forschungsmethode entfremdete sie bald den volkskundlichen Aufgaben innerhalb der deutschen Sprachinseln des Landes. Damit aber hörte sie schließlich von selbst auf, deren Helfer und Vorbild zu sein. Nach dem Ausscheiden Anton Hermanns aus der „Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft“ fand sich trotz seiner zahlreichen Mitarbeiter und Schüler niemand, der das begonnene Werk weiterhin zugunsten der Deutschen und im Geiste A. Hermanns hätte fortsetzen können. Immer seltener wurden Beiträge zur deutschen Volkskunde Ungarns veröffentlicht und keiner der zünftigen Ethnographen wollte sich mit ihr planmäßig befassen. Das die Sprachinseln behandelnde Schrifttum jener Jahre macht fast durchwegs den Eindruck einer rein zufälligen Bestandaufnahme und ergab von sich aus nicht den Anstoß zur durchgreifenden Wandlung.

So entbehrt die deutsche Volkskundeforschung Ungarns um die Jahrhundertwende der sichtbaren Führung. Da sie vorderhand aber zu einer eigenständigen Entwicklung zu schwach ist, scheint ihr allmähliches Versiegen unausbleiblich. Während jener Zeit der inneren Schwäche erhebt ihr jedoch in der ungarländischen Germanistik ein neuer Helfer. Das ist kein äußerer Zufall, denn die Germanistik ist in Ungarn seit etwa 1895 im Aufschwung begriffen. Sie schickt sich an, die Grenzen ihres Fachbereiches auszuweiten und die gesamte Deutschheitsforschung des Landes der eigenen Zielsetzung unterzuordnen. Es ist deshalb notwendig, die germanistische Periode eingehender zu behandeln, zumal sie bei der weiteren Ausgestaltung der Volkskunde eine gewichtige Rolle spielt. Will man in diese Entwicklung tiefer eindringen, so kann dies nur mit Hilfe einer volllich gebundenen Blickschau ge-

¹ Deutsches Archiv für Landes- u. Volksforschung Heft 2, 1937, S. 287—308.

schehen, die E. v. Schwarz in seiner Geschichte der deutschen Volkskunde Ungarns² für überflüssig hält. In der Schwarzschen Übersicht hebt sich demgemäß der germanistische Zeitabschnitt kaum von den vorangegangenen topographischen und ethnographischen Forschungsperioden ab. Nichts läßt erkennen, daß sich nunmehr eine neue wissenschaftliche Haltung durchzusetzen beginnt, die gleichzeitig eine Rückkehr zum eigenen Volkstum bedeutet. Es ist aber Tatsache, daß die ungarländische Germanistik Schritt für Schritt von den Fragen der Vergangenheit auf die Probleme der Gegenwart geführt wird. Sie wechselt deutlich von der literaturgeschichtlichen Betrachtungsweise zur lebendigen Volksforschung hinüber. Außerdem aber werden die dem städtischen Bürgertum entstammenden Forscher vielfach durch Kräfte abgelöst, die aus dem Bauerntum der jungen Sprachinseln hervorgehen.

Diese Tatsachen zeigen einen Umbruch an, der viel zu sinnfällig wirkt, um übersehen werden zu können. Die einzelnen Geschehnisse hängen ursächlich miteinander zusammen und sind Zeugen für eine schicksalhafte Kräfteverlagerung. Das Wachstum der ungarländischen Germanistik geht eben in einer Zeit vor sich, in der, um mit K. Rogutowicz zu sprechen, „die Städte aus dem deutschen Volkshoden Ungarns ausscheiden“³. Die sprachliche Madjarisierung des deutschen Mittelstandes ist ein Vorgang, der sich über eine längere Zeitspanne erstreckt⁴ und weitgehende kulturelle wie auch soziologische Wandlungen verursacht⁵. Infolge der Entnationalisierung des deutschen Bürgertums wenden sich dessen madjarisierte Söhne immer mehr anderen Aufgaben und Berufen, insbesondere denen der Landesverwaltung zu. So entstehen im wissenschaftlichen Nachwuchs, vor allem dem der Germanistik, beachtliche Lücken. Da von den Germanisten noch stärker als von Studenten anderer Fächer die Beherrschung der deutschen Sprache gefordert

² E. v. Schwarz, Die deutsch-ungarische Volkskundeforschung. In: Deutsche Volkskunde im außer-deutschen Osten. Berlin u. Leipzig 1930, S. 26—40.

³ K. Rogutowicz, Dunántúl és Kis Alföld irásban és képen (Transdanubien und die Kleine ungarische Tiefebene in Wort und Bild) Bd. II. Budapest 1930.

⁴ Vgl. als Beispiel: J. Rósa, Pest és Buda elmagyarosodása 1848-ig (Die Madjarisierung Pests und Ofens bis 1848). Budapest 1937.

⁵ Trotzdem es über die Assimilation des deutschstämmigen Mittelstandes und die Madjarisierung als solche eine sehr reiche Literatur gibt, werden die kulturellen, ethischen und sozialen Folgen derselben nur selten behandelt, lieber übergangen. Vgl. J. Székfü, Népiség nemzet és állam (Volkstum, Nation und Staat). In: Magyar Szemle, Jg. 1934, S. 8. Auf die innere Haltung der Neumadjaren und die Ablöse des deutschen Mittelstandes durch die Juden verweist St. Kis v. Rugonfalvi, Die deutsche Frage. In: Volksdeutsche Hefte, Folge 1, S. 19f., Günskirchen o. J. Vgl. ferner F. Basch, Zur Volks- und Volksbewegungsfrage im Banat 1717—1867, S. 28 ff. und 34 f., München 1936. Zur geistigen Haltung der Assimilierten vgl. M. Detrich, Kertbeny Károly élete és műfordítói munkássága (Karl Kertbennys Leben und Übersetzungstätigkeit). Szegedin 1936, sowie die Besprechung dieser Arbeit durch F. Basch in den Neuen Heimatblättern, Jg. II, 1937, S. 299. Zahlreiche Schrifttumsbelege zum Streit über die Abgabe der deutschstämmigen Intelligenz an das Madjarentum finden sich bei H. Schwind, Jakob Bleyers Eintritt in den Kampf für das ungarländische Deutschtum. In: Südostdeutsche Forschungen, Bd. I, München 1936, S. 80 f., S. 88, insbesondere Fußnoten. — Zur Frage der volkhafsten Diffimilation vgl. O. A. Jsebert, Volkskunde in Ungarn. In: Ungarische Jahrbücher, Bd. XIV, 1934, S. 394, sowie J. Székfü, Eduard Schittenhelm (madj.). In: Magyar Szemle, Jg. 1937, Juliheft.

wird, entstammt der neue Nachwuchs zum Großteil dem ländlichen Deutschtum. Das bedeutet keinesfalls, daß die aus dem Bauerntum aufsteigenden Menschen stets ihrem Volkstum treu bleiben müssen. Trotzdem macht es sich fühlbar, daß sie einer Volksschicht angehören, die an und für sich in ihrem Deutschtum verharret. Die neuen Kräfte kommen vorerst aus dem Banate und der Batschka, später auch aus der Tolnau und der übrigen Schwäbischen Türkei. Zu ihnen stoßen nach kurzen Zeitabständen auch einzelne Dissertanten aus dem Bakonyerwalde und Sathmar, dem Schildgebirge, der Schomodei und vereinsamten Sprachinseldörfern sowie zahlreiche Studenten aus dem Ofner Bergland. Auffällig ist, daß diese stufenweise Entwicklung in fast derselben Reihenfolge und Richtung vor sich geht, wie das teils vor ihr, teils nach ihr einsetzende vollkliche Erwachen der verschiedenen Deutschtumslandschaften Ungarns.

Es müssen, trotz aller Zweifel von madjarischer Seite, natürliche Lebensvorgänge innerhalb der Sprachinseln dabei eine wichtige Rolle spielen⁶. Dafür sprechen auch zwei äußere Umstände. Es zeigt sich erstens, daß zahlreiche Spuren des vollklichen Erwachens in Südungarn schon vor dem Kriege anzutreffen sind. Zweitens aber greift dieses Erwachen vom Osten nach dem Westen über, d. h. von Siebenbürgen nach dem Banate⁷, von dort nach der Batschka, der Tolnau und dann weiter nach der übrigen Schwäbischen Türkei, dem Ofner Berglande usw. Es handelt sich also um einen Vorgang⁸, der gar nicht direkt vom geschlossenen deutschen Volksboden ausgeht und die diesem zunächstliegenden Deutschtumsgebiete des Bakonyerwaldes, Schildgebirges und der Schomodei erfaßt, sondern sie erst am spätesten und schwächsten trifft. In den großen Rahmen der natürlichen „Diffimilation“ gehört ferner die schon lange vor dem Kriege sichtbar werdende Erscheinung, daß die vollkliche Zuordnung der einzelnen Forscher immer klarer wird. Während z. B. das Volkstum eines Mathias Bél noch so verschwommen scheint, daß sich heute Madjaren und Slowaken über seine vollkliche Zugehörigkeit streiten⁹, häufen sich später die Zeugnisse für die innere Einstellung der einzelnen Wissenschaftler. Es ist eben ein Zug unserer Zeit, die Scheidelinien zwischen den Völkern und Rassen schärfer hervorzuheben, klare Entscheidungen zu fordern. Damit ergeben sich für all jene, die im Grenzbereiche zweierlei Volkstums leben zu können glauben, schwere Zwiespalte. Für die ungarländische Germanistik aber war es von schicksalhafter Bedeutung, daß ihr Stoffgebiet die einzelnen Forscher zu dauernden Auseinandersetzungen mit den großen Kulturleistungen des deutschen Volkes zwang. Nur so

⁶ W. Ruhn, *Volksnation und Staatsnation*. In: *Neue Heimatblätter*, Jg. I, S. 314, 1936.

⁷ Vgl. dazu die Einwirkungen Siebenbürgens auf Adam Müller-Guttenbrunn.

⁸ A. Karasék-Langer, *Die Bewohner der jungen deutschen Sprachinseln im Ostraum*. In: *Wähler, Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutschen Stämme und Volksschläge*. Jena 1937, S. 498 ff.

⁹ L. Bartucz, *A magyar nemzetismeretről* (Über die madjarische Volkskundesunde). In: *Ethnographia*, Jg. 47, 1936, S. 5–20.

wird es verständlich, weshalb sich gerade in ihrem Rahmen die Rückkehr manches Forschers und auch die der Forschungsmethoden zum eigenen Volkstum vollzieht.

Von all diesen Dingen ist jedoch am Beginn der ungarländischen Germanistik kaum etwas zu verspüren. Es zeigen sich vielmehr mannigfaltige Erscheinungen, die uns an das Entstehen der ungarländischen Ethnographie erinnern. So wie dort gibt es zahlreiche Vorläufer, die nicht als Wissenschaftler im heutigen Sinne des Wortes angesehen werden können. Feste Form und Gestalt nimmt die Forschung erst durch die ungarische Literaturgeschichte an, die sich später volllich in die Hungarologie und Germanistik scheidet. Anfangs sind aber die Trennungslinien ziemlich unscharf, madjarische und deutsche Literaturgeschichte stark ineinander verflochten, deutschstämmige Menschen an deren gemeinsamen Aufbau beteiligt. So gilt als Begründer der madjarischen Literaturgeschichte Franz Soldy, der vor seiner Namensmadjarisierung F. Schedel hieß. Außer ihm stehen an der Spitze der Hungarologie und der älteren Germanistik noch zahlreiche Deutsche aus den älteren, kulturell gehobenen Deutschumslandschaften Ungarns (Zips, westungarische Städte usw.). Ihre geistige Einstellung ist die des „Deutschungarn“ oder des „Ungarn“, wie sie uns B. v. Pufanzky an vielen Beispielen aufgezeigt hat¹⁰. Diese Grenz- und Mischtypen, die lange als „Ideal einer Entwicklung“ gewertet wurden, konnten natürlich in ihrer wissenschaftlichen Schau nur vom staatlichen Denken ausgehen und daher nicht zu volllichen Werten vorstoßen. So war die erste germanistische Forschung in Ungarn von vornherein an einen bestimmten, engumgrenzten städtischen Kulturkreis gebunden.

Die eigentliche Entwicklung der „ungarischen Germanistik“ geht direkt von Budapest aus und führt sehr bald zur engsten Verbindung mit der dortigen Universität. Als ihr Begründer wird Gustav Heinrich angesehen¹¹, nachdem das Wirken des Preßburgers R. J. Schröder als Germanist an der Budapester Universität nur ein kurzes war und ohne weitere Folgen blieb. Heinrich entstammt dem protestantisch-deutschen Stadtbürgertum; er ist 1845 in Budapest geboren. J. Bleyer hat sein Charakterbild in einem Nachruf 1922 scharf umrissen¹². Entscheidend

¹⁰ B. v. Pufanzky, Wandlungen und Abwandlungen des deutsch-ungarischen Bewußtseins. In: Ungarische Jahrbücher, Bd. XIV, 1934, S. 144—164. — Derf., Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn, Bd. I. Münster 1931 (vgl. insbesondere die Einführung).

¹¹ J. Bleyer, Aufgaben der Deutschumsforschung im altungarischen Raume. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter, Jg. V, 1933, S. 278.

¹² Nekrolog in: Budapesti Szemle, Jg. 1922, S. 234ff. Die wesentlichsten Gesichtspunkte der Bleyerschen Charakteristik sind etwa folgende: G. Heinrich ist noch im deutschen Kulturkreis geboren, widmet sein Wirken aber trotzdem weniger Ungarn als dem Madjarentum. Sein Arbeitsgebiet sind die Grenzbereiche des deutschen und madjarischen Geisteslebens. Er ist damit ein geistiger Nachkomme von Windisch, Schedius usw. Gleich diesen ist er von einer fieberhaften Rührigkeit, die ihm ein Vertiefen in die Probleme nicht erlaubt. Das ist eine natürliche Begleitererscheinung der Seelenlage solcher Menschen. Sie erleben und beobachten das deutsche Geistesleben und dessen gewaltige Fortschritte. Zwangsläufig müssen sie damit das madjarische Geistesleben vergleichen, erkennen dessen Lücken und Bedürfnisse. So werden sie der Sauerteig der ungarischen Geistigkeit. Das aber in einer dauernden

für das Wirken Heinrichs innerhalb der Germanistik sind seine Studien in Leipzig und Wien. Bei Zarncke und Pfeiffer lernt er die positivsten Methoden der neuen deutschen Literaturforschung kennen und wendet sie nach seiner Rückkehr auf Ungarn an. Damit aber ist, vielleicht ungewollt, der erste Schritt zu einer neuen Entwicklung getan. Denn Heinrich entdeckt nun zahlreiche Entlehnungen aus dem Deutschen, stößt auf die bisher fast gar nicht beachtete Fülle deutscher Kultureinflüsse auf Ungarn. So werden starke Zusammenhänge sichtbar und die Verbundenheit des madjarischen Geisteslebens mit dem deutschen beginnt die Forschung zu interessieren¹³. Heinrichs Wirken ist vielfach überschätzt worden. Er gab nur den Anstoß und hat keinesfalls die Tragweite der Probleme erfaßt, die er flüchtig angeschnitten. Auch geht es ihm im Prinzip noch gar nicht um die lebendige Nachbarschaft zweier Völker, sondern vielmehr um die literarischen Beziehungen Deutschlands mit Ungarn.

Den ersten Durchbruch zu einer vollhafteren Schau unternimmt im Rahmen der Germanistik die Mundartforschung. Ihr Begründer ist Gideon Peß¹⁴. Auch Peß kommt aus dem gleichen Kulturkreis wie G. Heinrich. 1863 als Sohn eines Pastors in Harkau bei Nedenburg geboren, wächst er in einer deutschen Bürgerfamilie Westungarns auf, die sich schon seit Generationen dem kulturellen Leben widmet¹⁵. Nach Beendigung seiner Hochschulstudien geht er auf einige Zeit nach Deutschland, von wo er, ähnlich wie G. Heinrich, wertvolle Anregungen mit nach Hause bringt. Er hat dort die Junggrammatiker und deren Arbeitsmethoden kennengelernt, ist als Gast Wenkers in den deutschen Sprachatlas eingeführt worden. Als Universitätsprofessor in Budapest läßt er durch seine Schüler die Mundarten des Landes aufzeichnen. Nach und nach entwickelt sich aus diesem Einsatz die erste großzügige Be-

Unruhe und Bewegung, die sonst dem Deutschen fremd ist. Darum entfaltete Heinrich eine vielfältige und reiche Tätigkeit als Pädagoge, Kulturpolitiker und Wissenschaftler. Überall ist er Gründer, Anreger, doch beruht seine Wirkung mehr darin, als in der Schaffung grundlegender und schöpferischer Werke. Er ist der Vertreter einer im Absterben begriffenen Gattung des Deutschungarn. Aus einer durch jahrhundertelange Überlieferung gebildeten deutschen Hochkultur heraus waren derartige Leute die gegebenen Kulturvermittler zwischen Deutschum und Madjarentum. Die neue deutschstämmige Gruppe der Intelligenz Ungarns ist bäuerlicher Herkunft. Sie besitzt deshalb einen ganz anderen Charakter und ist von Natur aus nicht zum „Kulturvermittler von Beruf“ geeignet, sondern höchstens in dem gleichen Grade wie jeder Madjare, der deutsch versteht und sich für das deutsche Geistesleben interessiert.

¹³ J. Bleyer, Aufgaben der Deutschumsforschung . . . s. oben Anm. 11.

¹⁴ J. v. Sarkas, Gideon Peß zum 70. Geburtstag. In: Ungarische Jahrbücher, Jg. XIII, 1933, S. 345. — J. Bleyer, Prof. Dr. Gideon Peß zum 70. Geburtstag. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter, Jg. V, 1933, S. 157 ff. (Festheft f. G. Peß).

¹⁵ L. Treml, Leopold Peß als Polnhistor und Schriftsteller. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter, Jg. V, 1933, S. 223—232. Unter Hinweis auf Th. Thienemann, Irodalomtörténeti alaphozalmak (Literaturhistorische Grundbegriffe), Budapest 1930, S. 166 sagt Treml ungefähr folgendes: Peß ist aus den Kreisen jenes Deutsch-Ungarntums hervorgegangen, das am schärfsten von den städtischen Bürgern Transdanubiens vertreten wird. Die deutschen Bürger von Ofen, Raab, Preßburg, Nedenburg usw. beeinflussen am stärksten den geistigen Typ des Deutsch-Ungarntums, durch sie erhält es die wichtige Bindung an Wien. Sie sind Vorkämpfer eines großen Kulturprogramms, haben die geistigen Strömungen des Westens und vor allem Deutschlands nach Ungarn zu vermitteln, wie auch Ungarns madjarische Literatur im Ausland bekanntzumachen.

standaufnahme innerhalb der jungen deutschen Sprachinseln Ungarns. Pecz selbst bleibt mehr der Anreger und Förderer derartiger Arbeiten, nimmt kaum persönliche Fühlung mit dem Volke. So steht er eigentlich an der Grenze zwischen Forschung und Volkstum, ist nie aus seinem bürgerlichen Kulturkreis hinausgelangt. Trotzdem aber bedeutet sein Wirken einen sichtbaren Fortschritt gegenüber der Forschung unter G. Heinrich. Durch ihn erfährt die Germanistik eine stärkere Verankerung in den Problemen der Gegenwart und des lebendigen Volksganges. Die Mundartforschung führt viele seiner Schüler zur eigenen Fühlungnahme mit dem heimischen Bauerntum und zwingt zur genaueren Beachtung der deutschen Siedelräume in Ungarn. Pecz selbst entdeckt, daß die meisten der deutschen Lehnworte durch die Mundart ins Madjarische eingedrungen sind und daß das bodenständige Element deren Vermittler war. So weist er darauf hin, daß neben dem Stadtdeutschum auch das deutsche Bauerntum eine kulturvermittelnde Rolle in Ungarn spielte.

Aber erst mit der Persönlichkeit Jakob Bleyers sollte die ungarländische Germanistik endgültig zum eigenen Volke zurückkehren. Darüber hinaus sollte sie noch die Volkskunde erfassen und einen stärkeren Einsatz der Deutschstumsforschung anregen. Diese volkhafte Zuordnung der Wissenschaft wird verständlicher, wenn wir die rein häuerliche Herkunft J. Bleyers in Betracht ziehen. Er ist und bleibt zeit-lebens ein Glied jener Volksschicht, die neben den Siebenbürger Sachsen allein in Ungarn imstande war, ziemlich ungebrochen ihr Deutschum zu bewahren. J. Bleyer ist der erste bedeutende Wissenschaftler, der aus dem deutschen Bauerntum Süd-ungarns hervorgeht. Damit aber wird er zum Vertreter einer neuen Entwicklung, die geschichtsbildende Kraft gewinnen sollte. Mit ihm beginnen die Donauschwaben die geistige und volkspolitische Führung im donau-deutschen Bereiche an sich zu reißen¹⁶. Sie treten nun langsam an die Stelle des bürgerlichen Deutschums Transdanubiens, das sich inzwischen immer mehr dem Madjarentum unterordnete. Dieser Umbruch in der Volkstumsführung ist um so bedeutender, da ihm auf madjarischer Seite keine ähnliche Entwicklung zu Hilfe kommt, dort vielmehr das Bauerntum auch weiterhin vom kulturellen Aufbau ausgeschlossen bleibt¹⁷.

Bevor wir uns der neuen geistigen Entwicklung zuwenden, muß noch abschließend die Gesamtlage des städtischen Deutschums Transdanubiens betrachtet werden. J. Bleyer hat recht, wenn er hier von einer absterbenden Schicht spricht¹⁸, trotzdem er nur eine bestimmte Gattung derselben im Auge hat. Das Urteil über dies Stadtdeutschum hat sich im Laufe der letzten Jahre wesentlich gewandelt¹⁹. Es ist allerdings erst ein Wandel innerhalb bestimmter volksdeutscher und madjarischer Kreise,

¹⁶ Zu der hier verwendeten Terminologie vgl. Hr. u. R. Schünemann, *Name und Entstehung des Donauschwabentums*. In: *Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschums*, Bd. II, S. 290 f.

¹⁷ H. Klocke, *Deutsches und madjarisches Dorf in Ungarn*. Leipzig 1937. — Ders., *Grundlagen und Formen der sozialen Ordnung*. In: Artikel „Donauschwaben“ im *Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschums*, Bd. II, S. 291—295. — Ders., *Das ungarische Dorf*. In: *Mélanges D. Gusti*, *Archives pour la Science et la Reforme Sociale*. Bd. XIII, 1936, Heft 1.

¹⁸ Vgl. Anm. 12.

¹⁹ Vgl. Anm. 5.

aber deren Anschauungen dürften sich bald stärker durchsetzen. Wir wissen heute, daß das städtische Deutschtum Transdanubiens im Zeitalter des Ausgleiches im *Madjarentum* aufging, die Rolle des im Aussterben begriffenen mittelständischen Adels (*Gentry*) übernahm²⁰. Damit aber hat es nicht nur seine Stellung in Wirtschaft, Handel und Gewerbe zum Großteil aufgegeben und dem Judentum überlassen, sondern auch bestimmte geistige und kulturelle Aufgaben. Es wäre verfehlt, bei diesem gewaltigen Umgestaltungsprozeß nur die wissenschaftlichen Positionen zu betrachten, ohne den Umschwung in der bürgerlichen Lebenshaltung, das Wachstum Budapests zur Großstadt usw. in Betracht zu ziehen. Es war im Wesen der Dinge ein kleinstädtisches, bürgerliches Deutschtum, das da zwischen *Dedenburg*, *Preßburg* und *Ofen* lebte. Es hatte seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts starke geistige Traditionen entwickelt und sich mit der Zeit immer stärker in die Rolle eines Kulturvermittlers zwischen Deutschland und Ungarn eingelebt. Diese Rolle konnte es nur so lange ungehindert ausüben, so lange ihm nicht der Nährboden dafür entzogen wurde. Zu dieser Kulturvermittlung gehörten ein Beharren im angestammten Volkstum, das Prinzip einer ungarischen Nation, in der der Deutschungar ein vollwertiges Glied war, die geistige Regsamkeit eines gesicherten Bürgertums und anderes mehr. Sobald aber derartige Voraussetzungen verlorengingen, mußte ein stärkerer Rückschlag eintreten. Es ist kein Zufall, daß gegen Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche Verfallserscheinungen im geistigen Leben des städtischen Deutschungartums sichtbar werden. Sie zeigen sich in dem Mangel an wissenschaftlichem Nachwuchs, in einem gewissen Erstarren der Forschung zu blutleerer Buchstabenarbeit²¹, sowie in der Verstärkung der jüdischen Gruppe von Kulturvermittlern, die sich nun zwischen Deutschtum und *Madjarentum* einschieben²². All das sind nur äußere Zeichen für die langsam erfolgte Zerstörung dieser Deutschtumsgruppe im Rahmen einer größeren Entwicklung. Der Zerstörungsprozeß als solcher kann heute schon im wesentlichen als abgeschlossen angesehen werden, trotzdem wir auch gegenwärtig noch vereinzelt Ausläufern dieser Kulturschicht begegnen.

An die Stelle des absterbenden städtischen Deutschtums treten Menschen aus den ländlichen deutschen Volksgruppen. Wiederum handelt es sich um einen Vorgang, der sich nicht nur auf wissenschaftlichem Boden allein abspielt, sondern eine Reihe anderer Bewegungen mit einschließt. Es ist das natürliche Reifen²³ des *Donauschwabentums*, das sich mit der Zeit immer stärker sozial zu gliedern beginnt und eine eigene bodenständige Oberschicht zu bilden versucht. Zeugen dafür sind im

²⁰ J. Egeßfü, *Eduard Schittenhelm* . . . s. oben Anm. 5.

²¹ B. v. Pufanzky, *Jakob Bleyer und die ungarische Literaturwissenschaft*. In: *Deutsch-ungarische Heimatblätter*, Jg. VI, 1934, S. 200.

²² J. Fürst, *Dóczi Lajos mint német író. Egy zsidó nemzedék típusa* (Ludwig Doczi als deutscher Schriftsteller. Der Typ einer jüdischen Schriftstellergeneration). Budapest 1932.

²³ Zu dem Vorgang des natürlichen Reifens innerhalb bäuerlicher auslanddeutscher Siedlungsgebiete vgl. W. Ruhn, *Deutsche Sprachinselforschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren*. Plauen i. V. 1934, S. 268 ff.

Banate die deutschen Industriearbeiter von Temeschwar und anderen Orten, die städtische Prägung der Deutschen von Pantfchorwa, Weißkirchen, Neusäß²⁴, das Nachrücken deutschstämmiger Handwerker aus der Schwäbischen Türkei nach Budapest usw. Freilich wirkt das Bestreben und der Wunsch der magyarischen Gesellschaft nach Assimilierung sich oft recht hemmend auf die ganze Entwicklung aus. Dennoch kann die ständische Aufgliederung des ländlichen Deutschtums auf die Dauer nicht verhindert werden, zumal sie eine geschichtliche und wirtschaftliche Notwendigkeit ist. Zu ihr gesellt sich innerhalb der gleichen Entwicklungsperiode meist ein Neuanknüpfen der kulturellen Bindungen zum Mutterlande und der Beginn des nationalen Erwachens²⁵. All diese Erscheinungsformen gehören im Volksinselfleben eben innerlich und ursächlich zusammen, sind Ausdruck ein und derselben Reifeperiode.

Träger und Wegbereiter der neuen Entwicklung ist für das Donauschwabentum auf wissenschaftlichem Gebiet Jakob Bleyer²⁶. Er wird 1874 in der deutschen Gemeinde Gšeb in der Batschka geboren. Da er seinen Lehrern auffällt, soll er den typischen Intelligenzberuf des Bauern ergreifen und Geistlicher werden. Während des Studiums aber sattelt er um und geht schließlich zur Germanistik, wie auch zur Hungarologie über. Nachdem er an der magyarischen Mittelschule in Kalocsa maturiert hat, besucht er die Budapester Universität. Dort wird er der Schüler von G. Heinrich und G. Pék. Bezeichnend für seine Art ist, daß er trotz magyarischer Bildung und Hochachtung vor der magyarischen Kultur innerlich nie sein Volkstum aufgegeben hat. Er bleibt immer seiner Herkunft eingedenk und schämt sich nicht, als „Schwabe“ bezeichnet zu werden. Da er aus dem Bauerntum kommt, muß er sich erst ordentlich in die Welt des geistigen Schaffens einarbeiten. Ihm und den anderen Söhnen des schwäbischen Volkes steht dabei keine durch Geschlechter geübte Tradition zur Seite. Dafür aber bringen sie ein anderes, nicht minder wertvolles Erbe ihres Stammes mit²⁷. Ihr Fleiß ist sprichwörtlich geworden, ihre Ausdauer und Arbeitskraft fast verbissen zu nennen. Außerdem besitzen sie einen zwar nüchternen aber auch natürlichen Instinkt, der, neben ihrer Bindung an bäuerliche Art, sie ziemlich stark von ihrer Umwelt abhebt.

Aus all diesem Erbe des Blutes heraus bleibt die neue donauschwäbische Forschergeneration irgendwie eigenwüchsig, trotzdem sie in eine ihr bisher unbekannte Geisteswelt hineinwächst. Daß sie das große kulturelle Vermächtnis des absterbenden deutschen Bürgertums Transdanubiens nicht blindlings übernimmt, sondern gleich

²⁴ H. Klotze, Grundlagen und Formen . . . f. oben Anm. 17.

²⁵ W. Ruhn, Volknation und Staatsnation . . . f. oben Anm. 6.

²⁶ H. Schmidt, Jakob Bleyer. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter, Jg. VI, 1934, S. 1f. — B. v. Pufanzky, Jakob Bleyer und die ungarische Literaturwissenschaft . . . f. oben Anm. 21. Gedächtnisheft für Jakob Bleyer der Ungarischen Jahrbücher, Bd. XIV, 1934, Heft 1/2 usw.

²⁷ Vgl. dazu die Stammescharakteristik der Donauschwaben bei J. Basch, Das Deutschtum in Ungarn, München 1926, S. 8f., ferner A. Karasék-Langer, Die Bewohner der jungen deutschen Sprachinseln . . . f. oben Anm. 8, S. 506f. — K. Rogutowicz, Dunántúl és Kis Alföld . . . f. o. Anm. 3, S. 145 und a. a. O. — K. Hartmann, Die Schwäbische Türkei im 18. Jahrhundert. Budapest 1935, S. 47f.

von vornherein umformt und wandelt, dafür ist J. Bleyer ein paßendes Beispiel. Er wird wohl von seinen beiden Hochschullehrern G. Heinrich und G. Peß stark beeindruckt, zeigt aber schon während seiner Studienzeit manchen selbständigen Zug. Diese Selbständigkeit verstärkt sich in den der Universitätszeit folgenden Jahren immer mehr und wird auch an den Ergebnissen seiner Deutschlandreise sichtbar. Bleyer folgt den bisherigen Traditionen und geht als Mittelschullehrer auf einige Zeit ins Reich, um dort seine wissenschaftliche Ausbildung zu ergänzen. Er studiert in München und Leipzig, aber ein Einfluß dieser Studien läßt sich bei ihm viel schwerer feststellen als bei seinen beiden Budapester Lehrern. Aus allen bisher bekannten Berichten ist herauszulesen, daß ihn das Nachstudium vielfach enttäuscht und wenig bietet. Nur in Leipzig fühlt er sich von E. Sievers und R. Lamprecht angezogen²⁸. Es ist ihm weniger darum zu tun, neuere Forschungsaufgaben einfach nach Ungarn zu übertragen, als vielmehr Plan und Verfahren seiner Wissenschaft besser handhaben zu lernen. Wir sehen hier erstmalig eine leise Ablehnung der bisherigen Art der deutschungarischen Kulturvermittlung, ein ahnendes Wissen um eigene und festumrissene Aufgaben als auslanddeutscher Forscher. Darin kann ihn E. Sievers mit seiner strengen methodischen Haltung nur bestärken²⁹. Nach Ungarn zurückgekehrt, wird Bleyer zuerst Privatdozent in Budapest, dann Universitätsprofessor in Klausenburg und schließlich 1911 Universitätsprofessor in Budapest. Sein Volkstum ist in all diesen Jahren zwar fest in seinem Wesen und Gefühl verankert, aber, ähnlich wie bei seinen schwäbischen Bauern, mehr ein in sich ruhendes. Er lebt sich, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „als Deutscher in der Germanistik aus“³⁰.

J. Bleyer ist seinem Fache nach Literaturhistoriker geworden. In diesen Wissenschaftsbereich fallen auch die größeren Arbeiten, die er geschrieben. Er sieht es als seine Lebensaufgabe an, den Zusammenhängen zwischen dem deutschen und dem magyarischen Geistesleben bis in die letzten Tiefen nachzuspüren. Den äußeren Weg dazu hat ihm G. Heinrich gewiesen, aber Bleyer will eigentlich mehr und etwas wesentlich anderes als sein Lehrer. So erweitert sich unter seiner Führung die Literaturgeschichte zur umfassenden kulturgeschichtlichen Schau. Er versteht es, die

²⁸ Th. Thienemann, Jakob Bleyer als Germanist. In: Ungarische Jahrbücher, Bd. XIV, 1934 S. 7f.

²⁹ Th. Thienemann, Jakob Bleyer als Germanist . . . f. oben Anm. 28: „Jede Ecke und Nische seines Wissensgebietes war ihm (Sievers) vertraut, zu jeder Frage hatte er sein persönliches Verhältnis, in seinem Vortrag berichtete er von den Mühen, Irrungen, Erfahrungen und Erfolgen der eigenen Forschung. Seine Schüler konnten von ihm lernen, daß Geisteswissenschaft allein aus dem eigenen Erlebnis fließt, nicht angelernt, nur durch eigene Kraft erworben werden kann . . .“

³⁰ H. Schwind, Jakob Bleyers Eintritt in den Kampf . . . f. oben Anm. 5. Vgl. ferner Th. Thienemann, Jakob Bleyer als Germanist . . . f. oben Anm. 28: „Denn das Volk stand auch in der Wissenschaft seinem Herzen am nächsten. Aus seinem schwäbischen Heimatdorfe kommend, bewahrte er den lebenswarmen Zusammenhang mit dem Dorf und den einfachen, ungelehrten, unliterarischen Bauern. Sein geistiges Heimatland war nicht die literarische Hochkultur, sondern das wenig lesende und noch weniger schreibende Volk, das Geistiges am liebsten unmittelbar, durch mündliche Überlieferung empfängt . . .“

vollstichigen Beziehungen aus dem Bereich des rein literarischen herauszulösen, in Raum und Geschichte einzuordnen. Deshalb sind für ihn nicht nur die höheren geistigen, sondern auch die niederen, mehr unterirdisch wirkenden volkswissenschaftlichen Verknüpfungen wichtig. Er will eine lebendige, aus der Wirklichkeit des Volkstums schöpfende Wissenschaft, der weder der Mut zu den kleinen, unscheinbaren Dingen, noch der zur großen Synthese fehlt³¹. Bleyer hat wohl als erster die gewaltige Kulturleistung des deutschen Volkes im Südoststraume überblickt und eine Gesamtdarstellung dieser deutschen Aufbaupläne in der Entwicklung Ungarns sowie der anderen Völker und Staaten Südosteuropas gefordert³². Er zeichnet die entscheidende Rolle Wiens als Umschlagplatz und Ausfallort dieser deutschen Kulturströme nach dem Südosten, ohne dabei die Eigenwerte der magyarischen Kultur zu mindern. Für ihn bedeutet es eine selbstverständliche Forscherpflicht, die Umwertung deutscher Einflüsse im fremden Volkstum als dessen Leistungen anzuerkennen. Er weiß, daß das Kulturgefälle weithin nach dem Osten reicht und nicht nur auf den Raum der deutsch-magyarischen Nachbarschaft beschränkt blieb. So wächst unter seinen Händen die Germanistik über den Bereich akademischer Kreise weit hinaus. Er spürt, daß letzten Endes alle Wissenschaft nicht anderes sein kann als Dienst am Dasein und damit auch am eigenen Volkstum³³. Er hat mit all diesen schöpferischen Gedankengängen die ungarländische Germanistik räumlich und ideell gewaltig ausgeweitet. Das zeigt sich dann, daß sie die magyarische Forschung recht stark beeinflusst und zur Auseinandersetzung mit der Bleyerschen Blickschau zwingt³⁴. Darüber hinaus wirkt die ungarländische Germanistik sich nunmehr auch ziemlich fühlbar im Mutterlande aus und kommt der gesamtdeutschen Forschung zugute.

Die wissenschaftliche Entwicklung Bleyers entspringt seiner inneren Wesensart, ist deshalb offen und gradlinig. Wenn also Thienemann feststellt, daß er schließlich das eigene Volkstum zum Kernpunkt seines Schaffens gemacht hat, so wird damit kein plötzlicher Wandel ausgedrückt, sondern die letzte entscheidende Erkenntnis eines langen Weges. Schon vor dem Kriege begegnen wir zahlreichen Spuren dieser Erkenntnis in seinen Werken. Einer der häufigsten Belege ist in seinem persönlichen Verhältnis zur Volkskunde zu finden. Die Volkskunde aber ist als Wissen-

³¹ B. v. Pukanzky, Jakob Bleyer und die ungarische Literaturwissenschaft . . . f. oben Anm. 21 S. 200 f.

³² J. Bleyer, Aufgaben der Deutschheitsforschung im altungarischen Raume . . . f. oben Anm. 11.

³³ Th. Thienemann, Jakob Bleyer als Germanist . . . f. oben Anm. 28, S. 19: „ . . . und auch er erkannte jetzt, nach der sinnlosen Teilung organischer Staatseinheiten, in dem Volk das einzig Unteilbare, Wesentliche, Dauerhafte . . . Als er dann den Weg zurückfand, stand in seiner wissenschaftlichen wie in seiner politischen Zielsetzung das Volk im Mittelpunkt. Galt ihm früher die Erforschung der deutschen Literatur und des deutschen Volkstums in Ungarn als Brücke, als Verbindung zweier Völker, als Mittel zur Erkenntnis der ungarischen Geschichte, so wurde ihm jetzt dieses Volkstum und seine Wissenschaft zum Selbstzweck.“

³⁴ B. v. Pukanzky, Jakob Bleyer und die ungarische Literaturwissenschaft . . . f. oben Anm. 21, S. 201 f.

schaft an die grundsätzliche Anerkennung der Wirklichkeit und Gestaltungskraft des Volkstums gebunden. Bleyer hat eine ganze Reihe literaturhistorischer Studien verfaßt, die in den Grenzbereich zwischen Volkskunde und Germanistik fallen. Er ist, von K. Schröder abgesehen, der erste Germanist an der Budapester Universität, der sich öfters mit derartigen Problemen abgibt. Schon seine früheste wissenschaftliche Arbeit behandelt eine Frage der deutschen Volksbücher, wobei er nachweist, daß die Gestalt des Königs Emerich dort eine ziemlich Rolle spielt³⁵. In seiner Dissertation beschäftigt er sich mit den Beziehungen historischer Volkslieder bzw. historischer Flugblattlieder zu Ungarn³⁶. Freilich sind es die Arbeiten eines Germanisten, für den die kulturgeschichtlichen Probleme wichtiger sind als die rein volkskundlichen. Das zeigt sich insbesondere in dem Beitrag über deutsche Flugblattlieder zum Tode Brinys³⁷. Volkskundlichen Fragen nähern sich auch andere seiner Arbeiten, so z. B. seine Habilitationsschrift über das in der ungarländischen Germanistik recht beliebte Thema der Sonnensage; doch kann hier auf all dies nicht näher eingegangen werden. Erwähnt zu werden verdient nur eine Untersuchung über den deutschen Ursprung des madjarischen Volksbuches von Fortunatus³⁸, da J. Bleyer damit die Reihe seiner Arbeiten aus dem Grenzbereich der Germanistik und historischen Volkskunde abschließt. Die dauernde Beschäftigung mit derartigen Problemen bringt es mit sich, daß er der Volkskunde sehr aufgeschlossen gegenübersteht und frühzeitig ihren Wert für die Deutschtumsforschung in Ungarn erkennt.

Wir haben gesehen, wie die Germanistik unter G. Peß sich der Mundartenforschung innerhalb der jungen Sprachinseln Ungarns annahm und so wissenschaftliche Volkstumsarbeit zu leisten begann. Durch J. Bleyer wird derselben Germanistik die stofflich vielleicht noch umfangreichere Volkskunde erschlossen. Der Ausweitung ihres äußeren Arbeits- und Geltungsbereiches entspricht glücklicherweise eine recht erhebliche Zunahme an Schülern, Helfern und Mitarbeitern. Es ist vielleicht das entscheidendste Merkmal der neueren germanistischen Forschungsrichtung, daß sie so viele junge Kräfte über die Studien- und Dissertationszeit hinaus dauernd an sich zu binden vermag. Der Kreis um Bleyer und Peß vergrößert sich zusehends, so daß die gewaltigen Aufgaben wenigstens z. T. bewältigt werden können. Die Ausgestaltung der Forschung wird besonders ab 1912 sichtbar und man spürt hinter ihrem Wachstum die treibende Kraft der Persönlichkeit J. Bleyers. Von den zahlreichen jungen Kräften nehmen manche später wichtige Stellen

³⁵ J. Bleyer, Imre Kiralyunk német népkönyvben (Unser König Emerich im deutschen Volksbuch). In: Egyetemes Philologiai Közlöny, Jg. XX, 1896.

³⁶ J. Bleyer, A magyar vonatkozású történeti népének 1551-ig (Deutsche Volkslieder mit ungarischen Beziehungen bis 1551). In: Egyetemes Philologiai Közlöny, Jg. XXI, 1897, S. 149 ff., 235 ff., 334 ff., 417 ff. und 538 ff.

³⁷ J. Bleyer, Német siralmas énekek gr. Zrinyi Niklos halara 1664-ből. (Deutsche Klagelieder zum Tode des Grafen Nikolaus Briny aus dem Jahre 1664). In: Irodalomtörténeti Közlemények, Jg. 1900, Heft 1.

³⁸ J. Bleyer, Fortunatus népkönyvben és német eredetijä (Unser Fortunatus-Volksbuch und sein deutsches Original). In: Egyetemes Philologiai Közlöny, Jg. XXXI, 1907, S. 729 ff.

im Wissenschaftsbetrieb, der Forschung und Volkstumsarbeit ein³⁹, während andere wieder in engerem Rahmen ihren Aufgaben treu bleiben.

Betrachtet man die veröffentlichten Dissertationen aus diesem germanistisch-volkskundlichen Zeitabschnitt, so werden an ihnen einige recht charakteristische Entwicklungsercheinungen sichtbar. Die ersten germanistischen Beiträge finden sich in den madjarischen „Allgemeinen Philologischen Mitteilungen“⁴⁰, die 1877 unter der Mithilfe von G. Heinrich gegründet wurden. An ihnen wirken später G. Pecz und nach ihm J. Bleyer als Mitherausgeber. Hier wird die Germanistik noch vielfach als ein Teil der ungarländischen Philologie aufgefaßt. Die von Deutschen geschriebenen Aufsätze dienen zumeist der Herausarbeitung der geistigen Zusammenhänge zwischen Deutschland und Ungarn, seltener mundartlichen Fragen, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Ungarn tauchen kaum auf. Erst in der von G. Pecz herausgegebenen Reihe der „Ungarländischen Deutschen Mundarten“⁴¹ schafft sich die Germanistik eine Möglichkeit der selbständigen Veröffentlichung. Die Reihe an sich ist noch ziemlich klein, sie umfaßt insgesamt acht Nummern, von denen die vorletzte 1909, die letzte 1923 gedruckt wird. Sie ist ganz auf die Mundartforschung beschränkt und bringt neben sieben Arbeiten über Ortsdialekte eine allgemeine Einführung in die deutsche Mundartforschung von E. v. Schwarz. Den nach der Berufung Bleyers einsetzenden Aufschwung der Germanistik beweisen die ab 1912 erscheinenden „Arbeiten zur deutschen Philologie“⁴², die von G. Pecz, J. Bleyer und H. Schmidt herausgegeben werden. Die Reihe umfaßt gegenwärtig ungefähr 70 Nummern und wird durch sprachwissenschaftliche Dissertationen eröffnet. Ihnen folgen bald literaturgeschichtliche, mundartliche und volkskundliche Themen. Wieder wird auf volkskundlichem Gebiete mit Arbeiten über den alten deutschen Siedlungsboden in Westungarn und der Zips begonnen, denen erst später Dissertationen über die Tolnau⁴³ und das Dfner Bergland⁴⁴ folgen.

³⁹ Nur die bekanntesten unter ihnen können hier aufgezählt werden, wobei nach Jahr und Reihenfolge der Dissertationen vorgegangen werden soll: Univ.-Prof. Heinrich Schmidt-Szegedin; Univ.-Prof. Theodor Thienemann-Budapest; Dr. Richard Ezaki, DLJ-Stuttgart; Univ.-Prof. Richard Husz Debrecin; Univ.-Prof. Elmar v. Schwarz-Budapest; Hochschulprof. Elmar Moor-Szegedin; Univ.-Prof. Johann Koszo-Budapest; Univ.-Dozent Bela v. Puskas-Budapest; Dr. Franz Basch, Schriftleiter d. Neuen Heimatblätter, Budapest; Hochschulprof. Geisa Kurzweil-Karsai-Martinsberg; Univ.-Doz. Johann Weidlein-Debrecin; Prof. Rogerius Schilling-Budapest; Univ.-Assistent Eugen v. Bonomi-Budapest usw.

⁴⁰ Egyetemes Philologiai Közlöny, Budapest.

⁴¹ Magyarországi Német Nyelvjárások. Budapest, madjarisch.

⁴² Német Philologiai Dolgozatok. Budapest, madjarisch mit kurzem deutschen Auszug.

⁴³ E. Hermann, A bataszéki németek és népdalaik (Die Deutschen von Batasz und ihre Volkslieder), Bd. XXXVIII, 1929. — R. Schilling, Dunakömlöd és Németkér telepítés-, népiség- és nyelvtörténete (Siedlungs-, Volkstums- und Sprachgeschichte der deutschen Gemeinden Kremling und Deutschker), Bd. LII, 1933.

⁴⁴ E. Bonomi, Az egyházi év Budaörs német község nyelvi és szokásanyagában. Tekintettel Budaörs környékére (Das Kirchenjahr in Spruch und Brauch der deutschen Gemeinde Budaörs. Mit Rücksicht auf die Umgebung von Budaörs), Bd. LIII, 1933.

Die etwas zaghafte Entwicklung wird durch Art und Entstehen der Dissertationen bedingt. Von einer planmäßigen Aufteilung der mundartlichen oder volkskundlichen Arbeiten an Dissertanten kann kaum die Rede sein. Es bleibt mehr dem Zufall überlassen, welche Ortschaft sich der einzelne Student aussucht. Da man in der Aufarbeitung des Stoffes nach dem Schema der Ortsmonographien vorzugehen hat, sind die aus einem Dorfe stammenden Hochschüler schon von vornherein im Vorteil vor Ortsfremden und Städtern. Sie beherrschen den heimischen Dialekt, kennen die hier lebenden Sitten und Bräuche, Lieder oder anderen Überlieferungen. Damit ergibt sich ein stärkeres Vordringen von Menschen bäuerlicher Herkunft in diesen Wissenszweigen sozusagen von selbst. Es wird nur durch ihre geistige Entwicklung etwas gehemmt, die sie über magyarische Mittelschulen geführt hat und ihnen z. T. die Achtung vor dem eigenen Volkstum nahm. Dennoch zeigt es sich, daß in der Germanistik das bäuerliche Element als solches immer stärker wird.

Die mundartliche und volkskundliche Forschung im Rahmen der Universitäten beschränkt sich aber nicht nur auf die oben angegebenen Schriftenreihen. Sind die „Arbeiten zur deutschen Philologie“ mehr ein Unternehmen der gesamten ungarländischen Germanistik, so zeigen sich nach dem Kriege und insbesondere seit dem Tode Bleyers Bestrebungen zu einer stärkeren Dezentralisierung. Es erscheinen beinahe an jedem germanistischen Institute neue und eigene Reihen, über deren Entwicklung wenig gesagt werden kann, da sie erst kurze Zeit bestehen⁴⁵. Neben all diesen gedruckten Veröffentlichungen gibt es außerdem zahlreiche handschriftliche Dissertationen sowie Preis- und Hausarbeiten, die im Laufe der Studien vom Hörer verlangt wurden. Auf diese Art und Weise kam an den Universitäten Ungarns mancherlei Material zur Volkskunde und Mundart des Südostdeutschums zusammen, das bisher nur zum Bruchteil ausgewertet werden konnte⁴⁶.

⁴⁵ So am „Deutschen Seminar und Sprachatlasinstitut“ der Universität Debrecin zwei von Prof. Richard Huß herausgegebene Reihen, die „Wärbel“ und „Schwemmel“ heißen. Das von Prof. Heinrich Schmidt geleitete germanistische Institut der Szegediner Universität gibt die „Germanistischen Hefte“ heraus. Während der Tätigkeit Prof. Theodor Thienemanns an der Günskirchner Universität erschienen dort die „Schriften aus dem Deutschen Institut“ (von 1931—1933).

⁴⁶ Als ein Beispiel mögen hier die handschriftlichen Arbeiten von Germanisten an der Szegediner Universität angeführt werden, die unter der Leitung von Prof. H. Schmidt entstanden: H. Heiser, Lautlehre der Mundart von Hidegkút (Bakonnerwald, enthält auch volkskundliches Material, wie Sagen usw.). — P. Puska, Lautlehre und Volkskunde der Gemeinde Márkó (Bakonnerwald). — L. Lutz, Die Mundart und Volkskunde der Gemeinde Vértesszőlár (Schildgebirge). — K. Lippenzky, Siedlungsgeschichte und Mundart der Gemeinde Órvényes (Schomodei). — A. Varga, Siedlungsgeschichte und Mundart der Gemeinde Ristormás (Tolnau). — M. Lulan, Siedlungsgeschichte und Mundart der Gemeinde Hercegszálka (Tolnau). — J. Sándor, Haus und Hof in der Gemeinde Mészáros (Schwäbische Türkei). — F. Dugonics, Geschichte und Volkskunde der Gemeinde Himezháza (Schwäbische Türkei). — M. Nefk, Deutsche Flurnamen aus Pestys Ortschaftenamenammlung. — G. Miltényi, Siedlungsgeschichte und Volkskunde der Gemeinde Szepetnek (Schomodei). — A. Fülöp, Die ostfränkische Mundart der Gemeinde Kunagóta (Kom. Békés). — E. Armandola, Mundart der deutschen Siedler in Gyula (Kom. Békés). — E. Szendrei, Die deutsche Bulgärsprache Lemeshwars (Banat). — J. Jagisch, Lautlehre der Mundarten des Eisenstädter Riedes (Burgenland). — J. Devai, Heidendorf in Siebenbürgen. — M. Lobinger, Siedlungsgeschichte und Volkskunde der Gemeinde Neu-Árad (Banat).

Weiteres Sammelmateriel dürfte sich in dem „Deutschen volkskundlichen Archiv“ am germanistischen Institut der Budapester Universität befinden⁴⁷, von dem anfangs auch für den Atlas der Deutschen Volkskunde einige Erhebungen angestellt wurden.

Überblickt man die Gesamtheit der durch die ungarländische Germanistik zur Behandlung gestellten mundartlichen und volkskundlichen Themen, so ergibt sich eine starke Bevorzugung der jungen Volksinseln. Diese Bestandsaufnahme erfaßt die Donauschwaben und Donaubayern bedeutend besser als die übrigen Deutschstumsbereiche des pannonischen Tieflandes. Es lohnt sich deshalb, die uns bekannten Arbeiten räumlich genauer aufzugliedern. Das ist durchaus möglich, da die germanistisch gebildeten Volkskundler oder Mundartenforscher fast durchwegs einzelne Orte bearbeiten und so reine „Punktforschung“ betreiben. Von den Dissertationen und Hausarbeiten handeln rund 30% über das Deutschtum des Banats und der Batschka. 24% sind der Schwäbischen Türkei (Tolnau, Baranya und Schomodei) gewidmet, während rund 20% von deutschen Gemeinden zwischen den Bakonyerwald und Ofner Bergland berichten. Der Rest verteilt sich auf Westungarn, mittelalterliche Sprachinseln, jüngere deutsche Siedlungen in Streulage und Gathmar. Bezeichnend ist, daß das Banat fast doppelt soviel Dissertationen aufweist als die Batschka. In der Schwäbischen Türkei zeigt sich ein ähnliches Bild, da die Arbeiten über die Tolnau zahlreicher sind als über die Baranya und Schomodei zusammen. Unter den Donaubayern ist das Deutschtum des Ofner Berglandes besser vertreten als das im Bakonyerwalde oder Schildgebirge. Es läßt sich sogar feststellen, daß im Schildgebirge die östlichen, dem Ofner Berglande zunächst liegenden Gemeinden fleißiger bearbeitet wurden als die westlichen. So ergibt sich in nüchternen Zahlen eine räumliche Aufgliederung der Bestandsaufnahme, die beachtliche Parallelercheinungen zum vollklichen Erwachen der einzelnen Deutschstumslandschaften aufweist. Dieser Eindruck wird noch verschärft, wenn man die Arbeiten auch zeitlich voneinander abgrenzt. Die germanistische Forschung faßt im Banate und der Batschka um die Jahrhundertwende Fuß, ohne seither abzubrechen. In der Tolnau und im Ofner Bergland setzt sie in dem Jahrzehnt vor dem Kriege ein, ziemlich gleichzeitig auch in den östlichen Deutschsiedlungen des Schildgebirges. Während der Kriegsjahre greift sie nach der östlichen, an die Tolnau angrenzenden Baranya über, ebenso nach einzelnen Gemeinden des Bakonyerwaldes. In breiterem Maße wird sie dann nach dem Kriege fortgeführt und erfaßt nunmehr die übrigen deutschen

— E. Lömösi, Lautlehre von Jahrmarkt (Banat). — E. Rónai, Siedlungsgeschichte und Mundart der Gemeinde Modosch im jugoslawischen Banat. — E. Schummer, Siedlungsgeschichte und Mundart der Gemeinde Rudolfsgnad (Banat). — J. Jakob, Wortbildung der Werbasser Mundart (Batschka).

⁴⁷ E. v. Schwarz, Die deutsch-ungarische Volkskundeforschung . . . f. oben Anm. 2, S. 39. — Ders., Eine volkskundliche Abteilung des „Germanischen Institutes“ an der Universität Budapest. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter, Jg. II, 1930, S. 133f. — Ders., Vom Deutsch-ungarischen Volkskundeatlas. Ebenda Jg. IV, 1932, S. 34f. — Ders., A hazai német népatlasz és adattára (Der ungarländische deutsche Volkskundeatlas und dessen Datensammlung). Budapest 1932.

Siedlungsbereiche (Schomodei, CATHMAR usw.) wie auch die vereinsamten deutschen Volksinseln in den Komitaten Békés, Zala, Zemplén, Borjod usw.

Von all den Dissertationen, Preis- und Hausarbeiten beschäftigt sich nur etwa ein halbes Hundert mit volkskundlichen Fragen. Aber auch diese sind nicht immer der Volkskunde allein gewidmet, sondern behandeln nebenbei oft noch Mundartforschung und Siedlungsgeschichte. Deshalb wäre es verfehlt, den Wert der Bestandaufnahme nach der Zahl der Arbeiten einzuschätzen. Die einzelnen Untersuchungen sind inhaltlich recht verschieden und entsprechen den Erwartungen nur zum Teil. Sie zeigen immer wieder bestimmte Anzulänglichkeiten und Fehlergruppen. Sucht man nach dem eigentlichen Grund dieser Fehlschlüsse, so stößt man auf ein sehr wesentliches Problem. Die Ursache liegt darin, daß die volkskundlichen Forschungen im Rahmen und mit den Methoden der Germanistik betrieben werden, von ihr abhängig sind. Der ungarländischen Germanistik gebührt das unleugbare Verdienst, sich der deutschen Volkskunde in einer Zeit angenommen zu haben, in der dieselbe zu einem eigenen Aufbau zu schwach war. Über zwei Jahrzehnte hat sie dieser Aufgabe gedient und die deutsche Volkskunde im akademischen Bereiche verwurzelt. Sie hat nicht nur deren äußere und innere Entwicklung bestimmt, sondern ihren Blick auch auf die Durchforschung der jungen Sprachinseln gelenkt. Das alles war notwendig und wertvoll. Aus dieser Führung heraus ergaben sich aber auch Nachteile in Plan, Art und Verfahren der volkskundlichen Forschung, auf welche nun näher eingegangen werden muß. Dabei wird keinesfalls ein Urteil über die ungarländische Germanistik als solche gefällt, noch werden ihre eigenen Leistungen herabgemindert. Germanistik und Volkskunde sind eben zwei der Zielsetzung nach verschiedene Geisteswissenschaften mit eigenen Forschungsmethoden. Eine stark germanistisch betriebene Volkskunde muß mit der Zeit unter der Unselbstständigkeit leiden und wird zwangsläufig den ihr zukommenden Aufgaben entfremdet.

Das äußert sich schon in der Auswahl der Themen für die Dissertationen und Hausarbeiten. Es ist bezeichnend, daß die der Germanistik näherstehenden Sachgebiete der Volkskunde, insbesondere aber die Grenzbereiche zwischen beiden Wissenschaften sichlich bevorzugt werden. Stark vernachlässigt werden hingegen all jene vollstlichen Überlieferungen, die einer germanistisch beeinflussten Schau fremd sind, so die materiellen Volksgüter: Tracht, Haus- und Siedlungsformen, Volkskunst usw. Unter den Teilgebieten der geistigen Volkskunde sehen wir die Liedforschung stärker hervortreten. Man wird unwillkürlich an die Arbeiten J. Bleyers erinnert, die z. T. dem historischen Volkslied, bzw. den Flugblattliedern gewidmet waren⁴⁸. Von den zahlreichen germanistischen Arbeiten über das ungarländische deutsche Volkslied⁴⁹ behandeln die ersten eigentlich nur die Liedtexte, weniger die

⁴⁸ Vgl. Anm. 36 und 37.

⁴⁹ P. Tschida, Das deutsche Volkslied in Kőszeg (Güns). Hdschr. Hausarbeit, Budapest 1925, 153 Lieder mit Melodien. — Derf., Kőszegi német népdalok (Günser deutsche Volkslieder). Hdschr. Diff.,

Melodien. Nur langsam gelangt man zu der Erkenntnis, daß zum Volkslied auch die Weise gehört. Die Überlieferungsträger, das Leben des Liedes im Volke u. a. werden nicht berücksichtigt, dafür aber versucht man aus Balladentexten die Heimat der Siedler zu erkennen⁵⁰ oder zuletzt nach madjarischer ethnographischer Methode dem Wesen des deutschen Liedes beizukommen⁵¹.

Wir müssen hier, um die geistige Abhängigkeit der Volkskunde von den germanistischen Arbeitsmethoden klarer aufzuzeigen, uns des Näheren mit dem inneren Aufbau und der Zielsetzung der einzelnen Dissertationen auseinanderzusetzen. Wie bei jedem Universitäts- oder Institutsbetrieb, so zeigt sich auch an ihnen eine Art Schematisierung, die an und für sich nicht ohne Sinn ist. Sie folgt aber im wesentlichen dem geistigen Prinzip der Mundartenforschung, in deren Bereich auch die meisten Arbeiten gehören. Im ersten Teil der Dissertation befaßt man sich mit der Geschichte der zu behandelnden Gemeinde und sucht die Herkunft ihrer Bewohner durch geschichtliche Daten zu ermitteln. Der zweite Teil ist der Mundart, bzw. bestimmten volklichen Überlieferungen gewidmet. Er bringt das gesammelte Material, ordnet es ein, zieht Vergleiche und auf Grund der Ergebnisse wird dann abermals versucht, die Herkunftsfrage zu lösen. Dieses Verfahren entspricht der Mundartenforschung und ist in ihrem Rahmen sicherlich am Platze. Bei rein volkskundlichen Themen aber läßt es sich nicht anwenden, da Lied, Sitte, Brauch usw. zur Herkunftsbestimmung ungeeignet sind. Durch eine derartige Zielsetzung wird die volkskundliche Forschung von vornherein bedenklich erschwert. Es ist deshalb kein Zufall, daß die besten volkskundlich-germanistischen Dissertationen an der Budapester Universität sehr lange Zeit zur Fertigstellung benötigten. Ihre Bearbeiter mußten über das allgemeine Schema hinauswachsen und versuchen eigene Wege zu gehen⁵². Andere Dissertationen kamen trotz ausgezeichneten Sammelstoffes nie zur Ausföhrung, da bei der Beurteilung oft wenig Gewicht auf die Güte der Geländearbeit gelegt wurde.

Budapest 1925/26, 289 S., 132 Lieder mit Melodien. — E. Lange, A selmebányai bányászdal (Das Schemniger Bergmannslied). Hdschr. Diss., Budapest 1924/25. — E. Bleyer, A bácsmegyei Csébb köszég német népdala (Das deutsche Volkslied der Gemeinde Cséb, Batschka). Hdschr. Diss., Budapest 1925/26, 319 S., 60 Lieder. — J. Dax, A rábalapincsközi német katolikus vallásos népének (Das katholische deutsche Kirchenlied zwischen der Raab und der Lafnitz). Hdschr. Diss., Budapest 1925/26, 278 S., mit Melodien. — W. O. Weinzierl, Das deutsche Volkslied von Baroslöd (Bakonyerwald). Hdschr. Hausarbeit, Budapest 1926, 581 S., mit Melodien. — E. Michnay, Das deutsche Volkslied in Zebegény (weiteres Ofner Bergland). Hdschr. Hausarbeit, Budapest 1931. — M. Tresz, A Felsöszentiváni német népdal (Das deutsche Volkslied von Szentivan, Batschka). Hdschr. Preisarbeit, Budapest 1928, 211 S., 104 Lieder, 3. Teil mit Melodien. — A. Loschdorfer, Das deutsche Volkslied von Beszprémfajsz (Bakonyerwald). Hdschr. Hausarbeit, Budapest. — A. Hermann, A bataszéki németek és népdalaik (Die Deutschen von Batasek und ihre Volkslieder, Tolnau). In: Arbeiten z. dt. Philologie, Heft 38, Budapest 1929, 175 S. — E. Kramer, A magyarországi német népdal (Das ungarländische deutsche Volkslied). In: Arbeiten z. dt. Philologie, Heft 58, Budapest 1933.

⁵⁰ A. Hermann, A bataszéki németek . . . f. oben Anm. 49.

⁵¹ E. Kramer, A magyarországi német népdal . . . f. oben Anm. 49.

⁵² E. Bonomi, Az egyházi év Budaörs . . . f. oben Anm. 44. — R. Schilling, Dunakömlöd és Németkér . . . f. oben Anm. 43.

Von der Mundartenforschung her ist auch eine andere Eigenheit der germanistischen Dissertationen zu erklären, die hier erwähnt werden muß. Es ist der starke Hang nach wissenschaftlicher Bearbeitung einer einzigen Gemeinde in der Art von Ortsmonographien, ohne dabei auf den Zusammenhang mit der Umwelt einzugehen. Zweifelsohne ist die „Punktforschung“ als solche notwendig und wertvoll. Sie spielt insbesondere in der Mundartforschung der jungen Sprachinseln eine große Rolle, da dort der „Ausgleich erster Ordnung“⁵³ meist schon erfolgt ist und zur Bildung von Ortsdialekten geführt hat. Der Ausgleich zweiter Ordnung hat dagegen die Mundarten noch kaum beeinflusst und sich erst in den Bereichen der wanderkräftigeren Überlieferungen (Sage, Märchen, Volkslied, Volkstanz, Brauchtum usw.) ausgewirkt. So sind in den einzelnen Deutschumslandschaften, wie etwa der Schwäbischen Türkei, schon größere und ziemlich einheitliche Sagen-, Liedräume usw. entstanden, während die Mundart noch ein mehr beharrendes, örtliches Gepräge beibehalten hat⁵⁴. Es ist deshalb verfehlt, das räumliche Verfahren der Mundartforschung einfach auf die volkskundliche Bestandaufnahme zu übertragen.

Das starke Hervortreten der Ortsmonographien ist aber auch nach einer zweiten Seite hin charakteristisch. Im Bereiche der jungen Sprachinseln Ungarns wurden die ersten Mundartenaufnahmen in der Batschka, dem Banat und anschließend in der Toldau vorgenommen. Zahlreiche führende Kräfte der Deutschumsforschung und Volksbewegung stammen aus diesen Gebieten⁵⁵. Die Batschka und das Banat sind Landschaften mit gewaltigen Schachbrettdörfern, die oft über tausend Familien umfassen. In diesen Großgemeinden sind soviel Menschen vorhanden, daß sich das dörfliche Gemeinschaftsleben unterteilen und gliedern muß, um vollhaft wirken zu können. Der Zwang zu einer Bindung an die Nachbargemeinden ist nicht so stark wie bei Deutschumslandschaften mit mittleren Dorfeinheiten oder Kleinsiedlungen. Selbst die Forschung muß mit der aus dem Prinzip der Großsiedlung erwachsenden Individualisierung rechnen. Zudem zeigt es sich bei der Geländearbeit, daß hier die volkskundliche Bestandaufnahme viel mehr Zeit in Anspruch nimmt und komplizierter ist als in Kleinsiedlungen. Die soziale Gliederung ist stärker und bedingt mannigfaltige Unterschiede in Sitte und Brauch. Ebenso ist infolge der vielen Nachbarschaften und verschiedenen Kameradschaften der Besitz an volkslichen Überlieferungen einem reichen Wechsel unterworfen.

Banat und Batschka haben eine ganz bestimmte geistige Blickschau hervorgebracht, die sich sowohl in der Volkskulturbewegung, wie auch in der Wissenschaft

⁵³ Zur Punktforschung und zum Ausgleich erster Ordnung vgl. W. Kuhn, Deutsche Sprachinselforschung . . . f. oben Anm. 23, S. 149 ff und 252 ff.

⁵⁴ A. Karasék-Langer, Die Bewohner der jungen deutschen Sprachinseln . . . f. oben Anm. 8, S. 501, 505 f. — Vgl. ferner W. Kuhn, Deutsche Sprachinselforschung . . . f. oben Anm. 23, S. 117: „Die Mundarten der jungen deutschen Siedlungen Ungarns würden heute zu den bestdurchforschten des gesamten deutschen Sprachgebietes gehören, wenn es hier bloß auf die Zahl der erfaßten Dörfer ankäme, wenn nicht im jungen Kolonisationsgebiete jeder Ort sprachlich ein neues Problem darstellen würde.“

⁵⁵ So J. Bleyer, H. Schmidt, Fr. Basch, J. Weidlein, A. Schilling usw.

und der engeren Heimatkunde durchzusetzen vermochte. Ein charakteristischer Beleg dafür ist das mehr bäuerliche Schrifttum der bodenständigen Heimatforscher. Diese „Ortsagegeschichten“ greifen später nach den anderen jungen Sprachinseln, insbesondere der Tolnau und Baranya über. Wie stark die wissenschaftliche Forschung vom Banate und der Batschka aus befruchtet wurde, wurde schon gezeigt. Für die Entwicklung war es bedeutsam, daß die Tolnau im wesentlichen eine Mittelstellung zwischen dem großbäuerlichen Deutschtum der Batschka und dem Kleinbauernstum der Baranya einnimmt. Hier kann noch ein Dorf für sich allein zum Ausgangspunkt der Forschung werden⁵⁶, ohne daß damit den siedlungsgeographischen und volkskundlichen Gegebenheiten des Raumes Zwang angekan wird. Wesentlich anders aber wird die Sachlage, sobald die Ortsforschung nach den übrigen jungen Sprachinseln Transdanubiens übergreift. In dem Augenblicke, da die Bestandaufnahme nach der Schwäbischen Türkei, dem Dsner Bergland, Schildgebirge und Bakonyerwald vordringt, beginnt sie sich zu wandeln. Sie sucht nun größere Deutschtumslandschaften zu erfassen, da diese hier die gegebenen Einheiten sind. Man kommt damit teilweise von der Punktforschung ab und geht zur Flächenforschung über. Dies bedeutet keinesfalls, daß in diesen Sprachinselgebieten eine vertiefte Bestandaufnahme mit Hilfe der Punktforschung nicht mehr notwendig sei. Sie ist auch hier am Platze, nur muß sie die engen Zusammenhänge mit den Nachbargemeinden berücksichtigen. Das Deutschtum Transdanubiens wird nicht nur durch seine kleinen Siedlungseinheiten, sondern auch durch eine stärkere Wanderbewegung innerhalb bestimmter Landschaften, durch lebhaftere verwandtschaftliche und wirtschaftliche Beziehungen zwischen den Dörfern usw. charakterisiert. Derartige Tatsachen wirken sich im gesamten Volksgut aus und vereinheitlichen es viel rascher als anderenorts. Dem muß die Volkskundeforschung Rechnung tragen. Es ist von ziemlicher Bedeutung, daß sie nach der Schwäbischen Türkei und zu den Donaubayern gerade in einer Zeit vorstößt, in der sie sich von der Germanistik abzulösen beginnt. Sie ist dadurch in der Lage, räumlicher zu denken und über die Fragen der Herkunft hinaus dem sprachinselmäßigen Werden der neuen Volksschläge nachzugehen. Von diesen Problemen wird noch später zu sprechen sein.

Faßt man abschließend die germanistische Periode der Volkskunde in Ungarn zusammen, so ergibt sich eine Reihe entscheidender Gesichtspunkte. Die ungarländische Germanistik führt in dieser Zeit nicht nur die Volkskunde, sondern beherrscht eigentlich die ganze Deutschtumsforschung des Landes, abgesehen von den selbständigen Leistungen der Siebenbürger Sachsen. Alle anderen Wissenschaften stehen zurück,

⁵⁶ Wie stark die Größe der Siedlungseinheiten sich auf die Organisation des Deutschtums, seine Kulturformen usw. auswirken kann, zeigt ein Vergleich der Sprachinseln im Nordoststraume mit denen im Südosten. Vgl. dazu W. Ruhn, Das Deutschtum in Kongreßpolen und Ungarn. Ein sprachinselmündlicher Vergleich. In: Deutsche Monatshefte in Polen, Jg. I, (11), 1934/35, S. 5—14. Zur räumlichen Ausweitung des Begriffes der Nachbarschaften in Deutschtumsgebieten mit Kleinsiedlungen vgl. Karasik-Strzygowski, Sagen der Deutschen in Wolhynien und Polesien. Plauen i. V. 1937, S. XIX ff. der Einführung.

so daß Volksinselforschung und Germanistik in Ungarn zeitweilig ein und dasselbe bedeuten. Dieser gewaltige Aufstieg ist mit der historischen Entwicklung des ungarländischen Deutschtums aufs engste verbunden. Infolge der Madjarisierung des städtischen Bürgertums wurde in der Germanistik mancher Platz für Angehörige der jungen Volksinseln frei. Wir sahen, wie diese die Aufgaben der Forschung aus ihrer Herkunft und ihrer geistigen Schau heraus wandelten und im Volkstum verankerten. Das völkische Erwachen der einzelnen Siedlungsbereiche wirkte auf die Wissenschaft, ebenso umgekehrt. So ergaben sich mannigfaltige Beziehungen, die keinesfalls nur äußere und zufällige waren. Die deutsche Forschung in Ungarn und das ungarländische Deutschtum sind eben in ihrem Schicksal und ihrer Entwicklung aufs engste miteinander verbunden. Aber auch sonst ist die ungarländische Germanistik kein Einzelfall für sich, wie das manchmal behauptet wird. Sie gliedert sich im Rahmen der gesamten Sprachinselfunde jener germanistischen Wirkungsperiode ein, die im Jahre 1833 mit der Wanderung J. A. Schmellers nach den südtiroler und venetianischen Deutschtumsinseln begonnen hat⁵⁷. Die gesamtdeutsche Germanistik hat nur die alten Sprachinseln berücksichtigt, in denen sie wichtige Funde für alte Sprach- und Mundartformen vermutete. Als man sich dann im Mutterlande mit dem gewaltigen Werke des deutschen Sprachatlasses beschäftigte, den Sprachströmen und -landschaften nachging, da war auch die Zeit für die Bestandaufnahme innerhalb der jungen Sprachinseln reif. So hat dann auch die ungarländische Germanistik unter Peß, Bleyer, Schmidt und Fuß jene Leistungen zustande gebracht, die von keinem anderen auslanddeutschen Siedlungsgebiet außer vielleicht von Siebenbürgen erreicht wurden. Aus diesen Leistungen heraus ihr aber eine auf Ungarn beschränkte Eigenständigkeit zusprechen zu wollen, hieße ihre Wurzeln und geschichtliche Entwicklung bewußt übersehen. Sie ist und bleibt ein Glied der gesamten deutschen Germanistik und Volksinselfunde und hat in diesem Zusammenhange besondere Aufgaben zu lösen, die sich aus der deutsch-madjarischen Nachbarschaft ergeben.

*

Wir haben uns nun der letzten und jüngsten Entwicklung der deutschen Volkskundeforschung in Ungarn zuzuwenden. Es handelt sich um einen Zeitabschnitt, in dem die Volkskunde zwar noch vielerorts mit der ungarländischen Germanistik zusammenarbeitet, aber in wesentlichen Belangen schon ihre eigenen Wege geht. Sie greift in stärkerem Maße Probleme auf, die nur sie zu lösen vermag. Sie beschäftigt sich nun auch mit jenen völklichen Überlieferungen, die bisher stark vernachlässigt oder ganz übersehen wurden. In Plan und Verfahren richtet sie sich einzig und allein nach den Geltungsbereichen des völklichen Lebens, nicht aber nach denen anderer Wissenschaften. Diese Selbständigkeit erreicht sie aber erst in den Jahren nach dem Weltkriege, in denen die gesamte Sprachinselfunde weitgehend

⁵⁷ W. Ruhn, Deutsche Sprachinselforschung . . . f. oben Anm. 23, S. 82.

ausgebaut wird. Das zeitliche Zusammentreffen ist natürlich, zumal der Volkskunde bei der Durchforschung junger Volksinseln, die noch kein ausgeprägtes eigenes Kulturleben besitzen, eine große Bedeutung zukommt. Durch den Weltkrieg hat außerdem Ungarn fast alle alten Volksinseln (Siebenbürgen, Zips, Kremsier-Proben) an andere Staaten abgegeben, so daß das ungarländische Deutschtum in seinem Bilde stark gewandelt wurde und meist auf jüngerem Siedelboden wohnt.

Die deutsche Volkskunde Ungarns gelangt erst im Verlaufe einer längeren geschichtlichen Entwicklung zur Selbstständigkeit. Zwei ihrer Wurzeln, die ungarländische Ethnographie und die Germanistik sind in diesem Aufsatz schon näher behandelt worden. Es muß nun noch ihr dritter und volkhafester Herkunftsbereich kurz skizziert werden, die von den Universitäten unabhängige „Heimatsforschung“. Diese Heimatsforschung setzt kurz nach 1880 in Südungarn mit einer fast rein dörflichen Geschichtsschreibung ein⁵⁸. Eine großzügige und später nicht sobald erreichte Einleitung zu ihr bildet das Werk eines Banaters, des in Neu-Beschenow geborenen J. H. Schwicker⁵⁹. In den später erschienenen Arbeiten, die von Lehrern, Pfarrern usw. verfaßt werden, handelt es sich um viel einfachere Dorfmonographien. Sie werden zumeist durch irgendein Jubiläum veranlaßt, sei es nun die Einwanderung, Kirchengründung od. dgl. m.⁶⁰. Sie berichten von der Einwanderung selbst, bringen Ansiedlerlisten, geschichtliche Geschehnisse, Mundartproben usw., ab und zu sogar einiges volkskundliches Material. Es ist ein geistig recht eng und bauerlich anmutendes Heimatschrifttum. Man kann vielfach gleich auf den ersten Blick erkennen, daß es von Liebhabern, nicht aber von Forschern geschrieben wurde. Trotzdem hieße es seinen Wert verkennen, wollte man es bloß nach diesem Gesichtspunkt hin beurteilen. Viel wichtiger ist, daß es vorhanden ist und zusehends wächst. Dieses Schrifttum betont die Leistungen, mit denen die Vorfahren dem Lande gedient und es geformt haben. In ihm verkörpert sich ein gesundes Selbstbewußtsein und eine starke Heimatliebe, die beide aus dem Volke hervorkommen. Damit aber ist es gleichzeitig ein Ausdruck des volllichen Erwachens der Banater und Batschkaer Schwaben. Es ist hier nicht der Platz, auf die verschiedenen Erscheinungen dieses Schrifttums näher einzugehen. Es soll nur darauf hingewiesen werden, daß neben dem rein heimatkundlichen Schaffen auch schöngeistige Werke entstehen, die in den Schriften Adam Müller-Guttenbrunnns ihren reifsten Ausdruck finden. Im schöngeistigen Schrifttum wird sehr oft die Mundart gepflegt⁶¹, werden Sitten, Bräuche, volkliches Liedgut berücksichtigt. Ebenso erscheinen in den verschiedenen Zeitungen wiederholt Aufsätze, die Volksüberlieferungen bringen. Alles in allem handelt

⁵⁸ W. Ruhn, Deutsche Sprachinselforschung . . . f. oben Anm. 23, S. 105.

⁵⁹ J. H. Schwicker, Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Wien-Leiden 1881.

⁶⁰ H. Rez, Batschkaer Heimatbücher. In: Volkswart, Jg. I, Heft 4, S. 37—43, Jg. II, Heft 5, S. 44—46.

⁶¹ Banater Bibliothek. (Sammelwerk sämtlicher in Banater Mundart vorhandenen, literarischen Wert besitzenden Arbeiten.) Lemeschwar 1906/08, 24 Hefte.

es sich um ein Schrifttum, das zwar nicht volkskundlich ist, aber dennoch volkhafte Werte in sich birgt und volkskundliche Erscheinungen festhält.

Diese geistige Bewegung kommt aus dem Wesen beharrenden Volkstums und bricht vor dem Kriege auch in der Zeit der schärfsten Madjarisierungsbestrebungen nicht ab. Sie greift vielmehr langsam und tastend vom Banate und der Batschka aus nach den übrigen donauschwäbischen Gebieten über. Der Versuch einer volkhaften Haltung zeigt sich im Bereiche des heutigen Ungarns am stärksten innerhalb der Schwäbischen Türkei. Aus ihr stammt die Heimatdichterin Ella Triebnigg-Pirkhert, die schon vor dem Kriege literarisch tätig war. Sie kann als Ausdruck der geistigen Kräfte ihrer Heimat angesehen werden, der Menschen, die deutsch fühlen und heimatkundlich wirken wollen. Wie eine Reihe anderer Heimatdichter im Südostdeutschum sammelt und veröffentlicht E. Triebnigg-Pirkhert auch mancherlei volkskundliches Material. Sie tut dies nicht nur aus wissenschaftlichen Gründen, sondern um der Überlieferungen selbst und ihres Volkes willen. Demgemäß beschäftigt sie sich vor allem mit Volksliedern⁶², Kinderspielen und -reimen⁶³, sowie einigen allgemeineren Aufsätzen über das Deutschum der Schwäbischen Türkei⁶⁴.

Die heimatkundlichen Bestrebungen der ungarländischen Deutschen erfahren infolge der Erlebnisse im Weltkriege einen gewaltigen Wandel. Nun bricht das volkliche Bewußtsein in breiter Schicht durch und findet seinen Ausdruck in einem wachsenden Schrifttum. Waren die Beiträge heimatkundlicher Prägung bis 1914 nicht allzu zahlreich und mehr auf Südungarn beschränkt, so wird das jetzt anders. Es erscheinen Aufsätze über das Deutschum der Schwäbischen Türkei, des Ofner Berglandes, Schildgebirges, Bakonyerwaldes usw. Sie sind in Tagesblättern und Wochenschriften zu finden. Diese Bewegung wird vielfach von bäuerlichen Menschen getragen, zu denen sich aber auch zahlreiche Germanisten gesellen, um der Sammel-tätigkeit eine wissenschaftliche Richtung zu geben. Unverkennbar ist, daß die Schaffung des deutschungarischen Volkstrates und die Selbstbesinnung, die durch das gesamte Deutschum geht, an der Entwicklung einen gewichtigen Anteil haben. Ebenso spürt man den Eintritt J. Bleyers in das politische Leben seines Volkes, der dieser Bewegung anfangs in der „Neuen Post“ ein Sprachrohr schafft. Demgemäß erscheinen auch die meisten heimatkundlichen Beiträge in diesem Blatt. Sie bringen

⁶² E. Triebnigg, Deutsche Volkslieder der Schwäbischen Türkei. An Ort und Stelle gesammelt. In: Das deutsche Volkslied, Jg. XII, 1910, S. 157 ff. und 174 ff. — Dies., Die Schwäbin. In: Die Karpathen, Jg. VII, 1913/14, S. 241 ff.

⁶³ E. Triebnigg, Kinderspiele und Kinderreime aus der Schwäbischen Türkei. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 26, 1916, S. 201—204. — Dies., Auszählreime aus der Schwäbischen Türkei. In: Sonntagsblatt vom 22. Sept. 1929.

⁶⁴ E. Triebnigg, Von der Schwäbischen Türkei. In: Die Kultur, Jg. XI, 1910, S. 342 ff. — Dies., Bilder aus der Schwäbischen Türkei. In: Die Karpathen, Jg. V, 1911/12, S. 627 ff. — Dies., Die Gemeinde Level in der Schwäbischen Türkei. In: Deutsche Erde, Jg. XII, 1913, S. 206 f. — Dies., Die Schwäbische Türkei. In: Deutsche Kultur in der Welt, Jg. 1917 usw.

zahlreiches volkskundliches Material, Aufforderungen zum Sammeln volllicher Überlieferungen, literarisch gefärbte Volkserzählungen usw.⁶⁵. Mögen die einzelnen Beiträge auch nicht immer von Wert für die volkskundliche Forschung sein, so sind sie dennoch bezeichnend für die geistige Entwicklung der Zeit und die Ausweitung der Bestandaufnahme.

Das heimatkundliche Schaffen wird in den folgenden Jahren noch mehr vertieft. Es bleibt jedoch nicht bei der Fülle an Aufsätzen, wie sie die erste Nachkriegszeit hervorbrachte. Dafür werden die Beiträge etwas gehaltvoller und die Heimatkunde ein Teil der deutschen Bewegung. Ein äußerer Beleg dieses Zusammengehens ist das Sonntagsblatt⁶⁶. Dieses Wochenblatt, eine Gründung J. Bleyers, ist die erste deutschbewußte Zeitung, die wirklich im Bauerntum Anklang findet und in Hunderte deutscher Dörfer gelangt. Es werden darin im Laufe der Jahre sehr viele volkskundliche Beiträge veröffentlicht. Die meisten von ihnen besitzen für die Forschung Quellenwert, da sie echte Überlieferungen bringen. Es ist das Verdienst Bleyers, der ungarländischen Heimatforschung so eine dauerndere Wirkungsstätte geboten und sie mit der Germanistik in Verbindung gebracht zu haben. Wir finden im Sonntagsblatt Aufsätze ungarländischer Germanisten, wie H. Schmidt⁶⁷, J. Weidlein⁶⁸, E. v. Schwarzk⁶⁹ usw. Vereinzelt erscheinen auch Beiträge binnendeutscher Volkskundler und Forscher, die über das ungarländische Deutschtum berichten⁷⁰. Ferner kommen nun neben deutschen Heimatdichtern des Banates,

⁶⁵ Es sollen hier nur als Beispiele einige Veröffentlichungen aus den ersten Jahren nach dem Kriege herausgegriffen werden: N. Knebel, Volksgeist und Volksbühne. In: Neue Post vom 31. I. 1920. — Ders., Das Fronleichnamfest (in Budaörs). Ebenda vom 3. Juni 1920. — E. Schwarzk, Die deutsch-ungarische Volksage. Ebenda vom 7. XI. 1919. — Ders., Deutsch-ungarische Heimatkunde. Das deutsch-ungarische Volkslied. Ebenda v. 16. XII. 1919. — Ders., Die Rosenhochzeit in Solymar. Ebenda v. 4. VI. 1920. — M. Ghymessy, Ostern in Budaörs. In: Pester Zeitung vom 27. III. 1921. — H. Eisenstädter, Die Erzählung vom Kaufmann. Ein deutsches Volksmärchen aus Szegedvár. In: Neue Post vom 15. VIII. 1920. — H. v. Fidy, Der Blutstropfen am Fensterbrett. Eine Volksage aus Isámbék. Ebenda vom 30. V. 1920 usw.

⁶⁶ Sonntagsblatt. Wochenzeitung für das deutsche Volk in Ungarn. Budapest 1921—1935.

⁶⁷ H. Schmidt, Die wissenschaftliche Untersuchung der deutschen Mundarten Ungarns. In: Sonntagsblatt vom 18. 6. 1922. — Ders., Freuden und Leiden des Mundartforschers. Ebenda vom 14. 9. 1924. — Ders., Mundart und Schriftsprache. Ebenda vom 4. 9. 1927 u. a.

⁶⁸ J. Weidlein, Die Deutschen in Kompolt und ihre Mundart. In: Sonntagsblatt vom 1. 5. 1932. — Ders., Eine Lilpritschjagd in Murga vor 80 Jahren. Ebenda vom 30. 10. 1932. — Ders., Tod und Begräbnis in der mittleren Tolnau. Ebenda vom 28. 10. 1934. — Ders., Von Weihnachten bis Neujahr. Sitten und Bräuche in den lutherischen Dörfern der mittleren Tolnau. Ebenda vom 23. 12. 1934.

⁶⁹ E. v. Schwarzk, Aufruf zur Sammlung deutscher Volksüberlieferungen in Ungarn. In: Sonntagsblatt vom 6. 4. 1924. — Ders., Das Dreikönigspiel. Ebenda v. 10. 1. 1926. — Ders., Deutsch-ungarische Heimatkunde. Das Christkindspiel von Magyarpolány im Bakony. Ebenda vom 26. 12. 1926. — Ders., Der Budaörser Fronleichnamsteppich in Budapest. Ebenda vom 14. 6. 1931 usw.

⁷⁰ R. Hartmann, Christkindspiel. In: Sonntagsblatt vom 26. 12. 1926. — E. Maenner, Deutsche Bauern in den Ofner Bergen. Ebenda vom 21. 7. 1925. — Ders., Unter Schwaben, Magyaren und Schokagen. Bilder aus der Schwäbischen Türkei. Ebenda von Feber 1929. — Ders., Bei den Schwaben von Törökbalint. Ebenda Feber 1930. — Ders., In der ungarischen Pfalz. Ebenda Juni 1930.

der Batschka und der Schwäbischen Türkei auch solche aus dem Ofner Berglande zu Worte⁷¹. Zahlreicher vertreten als die eben genannten Gruppen sind aber die einfachen Heimatkundler. Es handelt sich meist um Menschen, deren Namen man sonst in der Forschung kaum begegnet und die höchstens ein paar Beiträge schreiben. Sie dürften zum Großteil bäuerlicher Herkunft sein und veröffentlichen demgemäß nur Volksgut aus ihrer Heimatgemeinde oder deren nächsten Nachbarschaft⁷². Die Aufsätze sind stofflich vorwiegend auf Sitte und Brauch beschränkt. Daneben bringen sie Volksschauspiele, Hochzeitsprüche, Grabinschriften usw., also Überlieferungen, die mit dem dörflichen Jahreskreis und menschlichen Lebenslauf im engsten Zusammenhang stehen. Aus der räumlichen Gliederung der Beiträge läßt sich deutlich erkennen, in welchen Sprachinselgebieten das Sonntagsblatt stärkere Verbreitung gefunden hat und die deutsche Bewegung schon Fuß fassen konnte. Im Rahmen der deutschen Bewegung erscheint ferner der „Deutsche Volkskalender“, der, wie das übrige unter der Leitung J. Bleyers stehende Schrifttum des „Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins“, mancherlei volkstündliche Aufsätze enthält⁷³.

In diesem Zeitabschnitt der Verknüpfung von Heimatkunde und ungarländischer Germanistik beginnt ein neuer Zustrom von Forschungskräften. Er kommt diesmal direkt aus dem Mutterlande, in dem sich die wissenschaftliche Haltung wesentlich gewandelt hat und die Arbeiten über das Auslandsdeutschtum stark gewachsen sind. Schon früher hatten sich ab und zu Binnendeutsche mit den volklichen Überlieferungen der Donauschwaben oder Donaubayern befaßt, ohne daß die Verbindung

⁷¹ So: E. Lriebnigg-Pirkhert, Warum und woher die Benennung „Schwäbische Türkei“? In: Sonntagsblatt vom 15. 2. 1925. — Dief., Schwäbische Sagen. Ebenda vom 22. 8. 1926. — Dief., Unser Spinnrad. Ebenda vom 23. 5. 1926 usw. — Ferner: J. Faul-Farkas, Wenn unser Volk feiert. Firmungsfeier in Budaörs. Ebenda vom 9. 9. 1928. — Dief., Weißer Sonntag in Budaörs. Ebenda vom 10. 4. 1932 usw. — Desgl.: K. Kraushaar, Ein schöner Brauch. Ebenda vom 7. 12. 1924. — Dief., Maria Lichtmeß im Volksmunde. Ebenda vom 1. 2. 1925. — Dief., Sitten und Bräuche von Rathrein bis zum Dreikönigstag. Ebenda vom 25. 12. 1927 usw.

⁷² Beispiele aus der Fülle derartiger heimatkundlicher Beiträge des Sonntagsblattes sind: J. Bösz, Der „Pfingstlinnkel“ in Grábóc, Tolnau. In: Sonntagsblatt vom 19. 5. 1929. — J. Einwachter, Heimatkunde. Ebenda vom 11. 4. 1926. — F. Gressl, Deutschungarische Heimatkunde. Grabinschriften. Ebenda vom 14. 11. 1926. — Dief., Deutschungarische Heimatkunde. Das Krippeliedsingen. Ebenda vom 12. 12. 1926. — Dief., Deutschungarische Heimatkunde. Einige Hochzeitsbräuche in Szigetberge. Ebenda vom 13. 2. 1927 usw. — Th. Hafner, Hochzeitsprüche aus Belác in der Tolnau. Ebenda vom 8. 4. 1931. — P. Horn, Passionsspiele in Budaörs. Ebenda vom 19. 4. 1931. — J. Lakatos, Die Grabinschriften im Esátaljer Friedhof. Ebenda vom 2. 11. 1930. — M. Nitsch, Die Martinsgans. Ebenda vom 11. 11. 1928. — M. Oberitter, Christkindspiel und Neujahrswunsch in Kisvaszar und Umgebung, Komitat Baranya. Ebenda vom 5. 1. 1930. — Dief., Hochzeits Einladung und Hochzeitsgrüße in Kisvaszar und Umgebung. Ebenda vom 23. 2. und 2. 3. 1930. — Dief., Hochzeitspruch aus Vaskút. Ebenda vom 9. 3. 1930. — A. Pillmann, Unsere Liebe Frau bei Maria Bründl bei Esobánka. Ebenda vom 19. 4. 1925. — J. Rittmann, Einladungsprüche an die Hochzeitgäste und Hochzeitsprüche an die Brautleute aus Jábod. Ebenda vom 16. 8. 1931. — J. Schiller, Burschendirn-Nachtmahl in Harkau. Ebenda vom 3. 11. 1929 usw.

⁷³ So z. B. J. Weidlein, Kirchweihbräuche in der Gemeinde Kéty. In: Deutscher Volkskalender, Jg. 1933, S. 151 ff. — Fr. Hufnagel, Das Solyvár Passionspiel. Ebenda S. 108 f.

mit dem neuen Aufgabenkreis von Dauer gewesen wäre⁷⁴. Erst nach dem Kriege wird der Zusammenhang vertieft und ausgebaut. Die ungarländischen Germanisten kommen in deutschen Zeitschriften und Buchreihen häufiger zu Worte, Deutsche aus dem Bereiche des geschlossenen Volksbodens stoßen auf die Probleme der deutsch-madjarischen Nachbarschaft. Es mehrt sich die Zahl der Arbeiten und ergibt sich im Laufe der Zeit eine Änderung der Fragestellung sowie eine neue Blickschau.

Die Forscher, die sich den Sprachinseln zuwenden, entstammen zum Großteil der Nachkriegsgeneration. Sie sind gewohnt, sich ihr Wissen zu erwandern und durch lebendigen Vergleich zu erarbeiten. Sie kommen aus Bereichen, in denen die Volkskunde schon ziemlich selbstständig geworden ist, sich als eigene Wissenschaft durchgesetzt hat. Sie sind nicht immer durch die Germanistik geschult, gehören vielfach anderen Wissenschaften an. Für sie ist eine Überlieferungstreue Bestandaufnahme des Volksgutes von vornherein selbstverständlich und die planmäßige Geländeforschung spielt in ihrem Schaffen eine große Rolle. Da sie Volkskunde in größeren Rahmen betreiben, besitzen sie neben der Sammlerzähigkeit auch einen Hang zur Spezialisierung, der manchmal sehr weit geht. Ihre Arbeiten zeigen neben manchen Vorzügen auch bestimmte Schwächen, die aus dem mangelnden Vertrautsein mit den örtlichen Problemen, der Unkenntnis madjarischen Schrifttums usw. herrühren. Die Veröffentlichungen sind demgemäß nicht immer gleichwertig und tragen oft eine stark persönliche Note. Gegenüber den Dissertationen und Arbeiten zur ungarländischen Germanistik fällt ihre Individualität merklich auf. Da die meisten Arbeiten viel volkskundliches Material enthalten, das in einwandfreier Art und Weise aufgezeichnet wurde, sind sie von bleibendem Wert⁷⁵. Durch die neue Forscher-

⁷⁴ A. Hartmann, *Volkschauspiele*. In Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt. Leipzig 1886. — Ders., *Deutsche Meisterlieder-Handschriften in Ungarn*. Ein Beitrag zur Geschichte des Meistergesanges. München 1894. — R. Joder, *Kindlied aus dem Banat*. In: *Das deutsche Volkslied*, Jg. 26, 1904, S. 11 f. — W. Groos, *Eindrücke einer Reise durch Südungarn*. In: *Ostdeutsche Rundschau*, Jg. 1910, S. 296. — A. Byhan, *Deutsche Volkslieder in Ungarn*. In: *Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde*, Jg. 26, 1916, S. 335 ff.

⁷⁵ Es können hier nur die wichtigsten Belege für die Arbeitsweise der von auswärts kommenden Forscher gebracht werden: R. Hartmann, *Die Christkindspiele in der „Schwäbischen Türkei“*. In: *Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde*, Jg. 1929, S. 165 ff. — Ders., *Haus, Hof und Tracht. Zur Bedeutung auslandsdeutscher Siedlungen für die deutsche Volkskunde*. In: *Wörter und Sachen*, Bd. XIV, 1931, S. 1 ff. — Ders., *Das Spiel vom König Herodes*. In: *Ungarische Jahrbücher*, Bd. XIV, 1934, S. 76 ff. — Ders., *Deutsche Volkskunde in Ungarn*. In: *Ungarn*, Bd. IV von „*Das Deutschtum im Ausland*“, Berlin 1936, S. 198—262. — H. Götting, *Aus Vergangenheit und Gegenwart des deutsch-ungarischen Volkes*. Budapest 1930. — F. Kirnbauer, *Totenlieder aus Fünfkirchen*. In: *Das deutsche Volkslied*, Jg. XXVI, 1924, S. 6 ff. — O. A. Isbert, *Das südwestliche ungarische Mittelgebirge. Bauernsiedlung und Deutschtum*. Langensalza 1931. — Ders., *Geographie und Volkskunde in der Deutschtumsforschung. Methodisches zu den Untersuchungen über das deutsche Volksgruppengebiet des ungarischen Mittelgebirges*. In: *Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung*, Jg. II, 1931/32, S. 60 ff. — Ders., *Probleme der Siedlungskunde in Ungarn*. In: *Ungarische Jahrbücher*, Bd. XII, 1932, S. 258 ff. — Ders., *Volks- und Kulturbodenforschung in Deutschland und Ungarn*. In: *Deutsch-ungarische Heimatblätter*, Jg. VI, 1934, S. 241 ff. — H. Klocke, *Grundsätzliches und Methodisches zum Aufbau von Dorfmonographien*. In: *Deutsch-ungarische Heimatblätter*, Jg. VI, 1934, S. 77 ff. — Ders., *Deutsches und madjarisches Dorf*. . . siehe oben Anm. 17. — Ders., *Das ungarische Dorf*. . .

generation wird die wissenschaftliche Tätigkeit im ungarländischen Deutschtum wesentlich aufgelockert und gewandelt. Die Beziehungen zur binnendeutschen Forschung werden in einem bisher noch nie erreichten Ausmaße vertieft. Die Ungarnarbeit gliedert sich immer mehr der deutschen Volksinsellkunde ein. Es ist auch die Zeit, in der die gesamte Volksinsellkunde, zunächst noch als Sprachinsellkunde bezeichnet, methodisch ausgebaut und zu einem vollwertigen Forschungsbereich entwickelt wird.

Der Ideenwandel wäre im ungarischen Raume ohne die Persönlichkeit J. Bleyers nicht so reibungslos verlaufen. Es gelingt ihm, die von außen her kommenden Kräfte mit denen der Germanistik und Heimatkunde in Beziehung zu bringen. Er weiß, daß es um mehr als um einen bloß äußeren Zusammenhang geht⁷⁶. Er denkt unter anderem an eine eigene, unabhängige wissenschaftliche Pflegestätte für seine Donauschwaben, die er als einen werdenden Neustamm ansieht. Er schreitet deshalb 1929 zur Gründung der „Deutsch-Ungarischen Heimatblätter“⁷⁷, deren Schriftleiter Franz Basch wird. Damit wird die ungarländische Deutschtumforschung auch nach außen hin von den Universitäten und deren amtlichem Lehrbetrieb losgelöst⁷⁸. In den

siehe oben Anm. 17. — Ders., Die Donauschwaben. Grundzüge des gesellschaftlichen Gefüges einer deutschen Volksgruppe. In: Ungarische Jahrbücher, Bd. XVII, 1937, S. 154 ff. — W. Ruhn, Deutsche Sprachinselforschung . . ., siehe oben Anm. 23. — Ders., Das Deutschtum in Kongreßpolen und Ungarn . . ., siehe oben Anm. 56. — Ders., Die regelmäßigen Flurformen der jungen deutschen Sprachinseln. EA. aus: Festschrift für Carl Uhlig, Öhringen o. J. — Ders., Die deutschen Siedlungsräume im Südosten . . ., siehe S. 4, S. 808 ff. — R. Horak, Das weltliche Volkslied in Deutsch-Pilsen—Nagy-Börzöny. In: Neue Heimatblätter, Jg. I, 1936, S. 211 ff. — Ders., Volkstänze aus der Schwäbischen Türkei, S. 29 d. Deutschen Volkstänze. Kassel o. J. — Ders., Beiträge zur Volkstanzforschung in den deutschen Siedlungen Ungarns. In: Neue Heimatblätter, Jg. II, S. 144 ff. und 293 ff. — Ders., Der Volkstanz in der Schwäbischen Türkei . . ., in Vorbereitung. — A. Karasik-Langer, Das Sagen-gut der Deutsch-Pilsner Sprachinsel (Nagybörzöny) im Honter Komitat. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter, Jg. IV, 1932, S. 210 ff. — Ders., Die Bewohner der jungen deutschen Sprachinseln . . ., siehe oben Anm. 8. — R. Kriß, Die Schwäbische Türkei. Beiträge zu ihrer Volkskunde, Zauber und Segen, Sagen und Wallerbrauch. Düsseldorf 1937. — R. Haiding, Märchenerzähler. In: Die Spielschar, Jg. 10, 1937, S. 49 ff. — E. Starzacher, Das Märchen und seine Erzähler. Ein Beitrag zur Wesenserkenntnis des Märchens vom Überlieferungsträger her. Handschr. Diss. Wien 1937. — Dief., Lebendige Märchenpflege im Schildgebirge und Bakonyerwald. In: Neue Heimatblätter, Jg. III, 1937/38, S. 1. — H. Bauer, Nagy Árpád. Mundart und Sitten eines schwäbischen Dorfes. Fünf-Kirchen 1933. ⁷⁶ J. Bleyer, Aufgaben der Deutschtumforschung . . ., siehe oben Anm. 11, S. 245 ff.

⁷⁷ Deutsch-Ungarische Heimatblätter, Vierteljahrschrift für Kunde des Deutschums in Ungarn und für deutsche und ungarische Beziehungen. Hrg. von J. Bleyer, Schriftleiter F. Basch. Budapest 1929 bis 1935. Ab 1935 als „Neue Heimatblätter“, Vierteljahrschrift zur Erforschung des Deutschums in Ungarn fortgeführt. Hrg. von R. Huß, geleitet von F. Basch.

⁷⁸ Th. Thienemann, Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn. In: Deutsch-Ungarische Heimatblätter, Jg. IV, 1932, S. 1 ff.: „Dieser Geist der Heimatforschung, den die Siebenbürger Sachsen seit je gepflegt haben, erwachte für das gesamte Deutschtum in Ungarn erst später. Eine Wandlung in dem Geschichtsdenken mußte sich vollziehen, das historisch-politische Denken mußte sich erst mit der neuen Lage unserer Zeit abfinden lernen, bis die Wendung von der Staatsgeschichte zur Volksgeschichte möglich wurde und die Idee der Volks- und Heimatforschung wissenschaftliche Aktualität gewann. Es ist bekannt, daß die Erforschung des Deutschums in Ungarn auch für diese Wegstrecke von Jakob Bleyer geführt wurde; dieser Weg führte von der alten Stellung, wo die deutsche Literatur der ungarischen untergeordnet war, zu der neuen Stellung, wo die Erforschung des Deutschums eigenwillig als Selbstzweck betrieben wird . . .“

Heimatblättern räumt J. Bleyer, wie seine Einführung zu Heft 1 zeigt, der Volkskunde einen breiten Raum ein. Er spürt, daß ihr unter den Donauschwaben und Donaubayern wichtige Aufgaben harren, die von jungen Kräften geleistet werden müssen. Er schickt deshalb den Schriftleiter F. Basch zur volkskundlichen Schulung ins Reich und sucht auswärtige Forscher zur Mitarbeit zu gewinnen. Seinen Plänen entsprechend erscheinen in der neuen Zeitschrift zahlreiche volkskundliche Beiträge, von denen die meisten gegenüber den Veröffentlichungen der germanistisch-volkskundlichen Zeitspanne einen fühlbaren Fortschritt bedeuten⁷⁹.

Wir haben hier die Stellung und Bedeutung der Heimatblätter kurz zu umreißen. Dank ihrer geistigen Haltung und der Persönlichkeit Bleyers werden sie bald zum unbestrittenen Mittelpunkt der deutschen Volksforschung des ungarischen Raumes. So sind sie ein Bindeglied zwischen den einzelnen Wissenschaftlern und Arbeitsrichtungen, bieten eine umfassende Übersicht über deren Leistungen. Sie wirken aber auch nach dem Mutterlande hinüber, da sie das erste wissenschaftliche Organ in der Reihe der germanistischen Veröffentlichungen sind, das in Budapest in deutscher Sprache erscheint⁸⁰. Damit fällt ein wesentliches Hemmnis für die Entwicklung fort. Eine Germanistik, Siedlungsgeschichte oder Volkskunde, die sich durchwegs mit deutschen

⁷⁹ Eine Auswahl bisher nicht zitierter Beiträge aus den Deutsch-Ungarischen Heimatblättern (DUHB.) und den Neuen Heimatblättern (NHB.) soll hier folgen: F. Basch, Deutsche Hochzeitstänze in der Schwäbischen Lürkei. In: DUHB., Jg. V, S. 356 ff. — Derf., Deutscher Volksglaube in Ungarn. Ebenda Jg. VII, S. 3 ff. und NHB., Jg. I, S. 23 ff. — E. v. Bonomi, Ortsneckereien aus den Ofner Bergen. In: DUHB., Jg. V, S. 219 ff. — Derf., Ein altes Kindergebet aus den Ofner Bergen. Ebenda, Jg. VII, S. 65 ff. — Derf., Budapest, ein vergessener Wallfahrtsort. In: NHB., Jg. I, S. 115 ff. — Derf., König Matthias und Solymár. Ebenda, S. 303 ff. usw. — E. Fél, Siedlungswesen, Hausbau und Hauseinrichtung in Harta-Hartau. In: DUHB., Jg. VI, S. 296 ff. — G. Goldschmidt, Die Volkshochzeit im Schildberge. In: NHB., Jg. II, S. 195 ff. — A. Haberlandt, Gegenwartsaufgaben und Probleme der deutsch-ungarischen Volksforschung. Ebenda S. 1 ff. und S. 177 ff. — R. Hartmann, Christkindspiel. In: DUHB., Jg. I, S. 100 ff., 158 ff. — Derf., Das Löttscher Adam- und Evaspiel. Ebenda, Jg. II, S. 314 ff. — Derf., Die Volkstracht. Ebenda S. 120 ff. — Derf., Die „falsche Braut“ in der Schwäbischen Lürkei. Ebenda, Jg. III, S. 57 ff. — A. Loschdorfer, Grundsätzliches zur Volksliedforschung in den deutschen Sprachinseln Ungarns. In: NHB., Jg. I, S. 1 ff. — Dies., Deutsche Volksmärchen mit Melodien aus dem Balonher Walde. Ebenda, S. 160 ff. — R. Schilling, Deutsche Volkstrachten in der Ansiedlungszeit. In: DUHB., Jg. I, S. 152 ff. — A. Schlitt, Dorfgemeinschaften in Szakadat. Volkslied-Brauchstum. In: NHB., Jg. II, S. 48 ff. — H. Schmidt, Über einige Volksbräuche der nördlichen Baranya. In: DUHB., Jg. I, S. 195 ff. — Derf., Haus und Hof der Donauschwaben. Ebenda Jg. II, S. 169 ff. — Derf., Die Mode auf dem Dorfe. Ebenda, Jg. IV, S. 23 ff. — E. v. Schwarz, Ein altes Neujahrslied aus Rumpfungarn. In: DUHB., Jg. I, S. 39 ff. und 86 ff. — E. Triebnigg-Pirkhert, Das Leveler Ullingerlied. Ebenda, Jg. I, S. 42 ff. — St. Weckerle, Deutsche Volkskunstmotive in Ungarn. In: NHB., Jg. II, S. 232 ff. — J. Weidlein, Die Dorfanlagen in der Schwäbischen Lürkei. In: DUHB., Jg. VII, S. 20 ff. — Derf., Jahrzeitbräuche in der mittleren Tolnau. Ebenda, S. 59 ff.

⁸⁰ Bezüglich der madjarischen Fassungen der „Arbeiten zur deutschen Philologie“ vgl. J. Bleyer, Aufgaben der Deutschtumforschung . . ., siehe oben Anm. 11, S. 243. Die Dissertationen müssen madjarisch eingereicht und veröffentlicht werden. Eine Ausnahme bilden für kurze Zeit die Arbeiten an der Fünfkirchner Universität, ferner diejenigen, die in romanistischen Instituten erscheinen und über französisch-madjarische Beziehungen handeln. Bei den germanistischen Arbeiten sind die deutschen Auszüge viel zu kurz und geben nicht das Wesentliche wieder.

Problemen abgibt und ihre Forschungsergebnisse in fremder Sprache veröffentlicht, ist nicht von Dauer. Sie findet im madjarischen Volkstum weder die innere Anteilnahme noch jene gesunde Kritik, die ihr notwendig ist. Sie bleibt auf eine schmale Schicht schaffender Menschen beschränkt und verengt allmählich auch ihren eigenen Aufgabenkreis. Da sie in den Kritiken immer wieder zu hören bekommt, daß sie den Wirkungen des Staatsvolkes nicht genügend Beachtung schenkt, übersteigert sie manchmal dieses Problem zu wissenschaftlichen Fehlschlüssen⁸¹. Entscheidender aber ist, daß sie mit der Zeit überaltert und in ihren schöpferischen Leistungen ausseht.

Die Heimatblätter haben die ungarländische Deutschumsforschung vor einer solchen Abschließung und Vergreifung bewahrt. Sie haben ferner den Blick des Mutterlandes auf die mannigfaltigen Probleme der deutsch-madjarischen Nachbarschaft und des pannonischen Raumes gelenkt. Ihre Buchbesprechungen bieten uns eine reiche Übersicht über das madjarische Schrifttum, das zu diesen Fragen Stellung nimmt. Die Lage der deutschen Volksforschung in Ungarn ist heute keine leichte. Sie muß sich nicht nur mit der madjarischen Wissenschaft über einzelne Streitfragen ehrlich auseinandersetzen, sondern auch mit einem aus Prinzip deutschfeindlichen Schrifttum befassen. Wer die Literatur des Ostens kennt, weiß, wie leicht hier der Mangel an strenger Kritik den geistig Schaffenden in Versuchung bringen kann. Er wird nicht nur oberflächlich, sondern auch hemmungslos. Diese Feststellungen dürfen nicht mißverstanden und als eine Verneinung der wissenschaftlichen Leistungen der Ostvölker angesehen werden. Sie wenden sich nur gegen ein Schrifttum, das die Übersetzung scheut, weil es bewußt einseitig denkt⁸². Es gibt leider eine Gruppe von Forschern, deren madjarisch und deutsch geschriebene Untersuchungen voneinander verschieden sind, sich in der geistigen Haltung, Blickschau usw. vielfach widersprechen.

Für die Sprachinselforschung in Ungarn bedeutete die Gründung der Heimatblätter einen starken Aufschwung. Wir können hier nur jene Wirkungen berücksichtigen, die im volkskundlichen Schaffen zum Ausdruck kommen. Die ständigen Anregungen, die von den Heimatblättern ausgehen und die neuen Veröffentlichungsmöglichkeiten lassen die Zahl der Mitarbeiter ständig wachsen. Es ist ein gutes Zeichen, daß nun auch Menschen, die sich nicht der wissenschaftlichen Laufbahn zuwenden, dauernd mit der Forschung verknüpft werden. Die jungen Forschungskräfte wechseln nicht so rasch wie die Dissertanten, ihre Arbeit wird gründlicher und umfassender. Charakteristische Belege für die räumliche und fachliche Ausweitung der Forschung bieten

⁸¹ E. v. Schwarz, Pyrker anyanyelve (Die Muttersprache Pyrkers). In: Egyetemes Philologiai Közlöny, Bd. 59, S. 403 ff. — E. Kramer, A magyarországi német népdal . . ., siehe oben Anm. 49.

⁸² Vgl. dazu die Arbeit von E. v. Schwarz, A nyugatmagyarországi német helységnevek (Die deutschen Ortsnamen Westungarns). Budapest 1932, die selbst einen so ausgezeichneten madjarischen Wissenschaftler wie E. Moór zu dem harten Urteil reizt: es sei für das Ansehen der madjarischen Fachforschung vom Vorteil, daß die Schwarzsche Untersuchung nicht in deutscher Sprache erschienen ist. — Vgl. ferner die Arbeitsmethoden eines R. Rogutowicz, Dunántúl és Kisalföld . . ., siehe oben Anm. 3, die J. Bleyer die Wissenschaft des „leider“ nannte. Wie die letzten Arbeiten von J. Rósa, St. Dénes, Ö. Lénárd, usw. zeigen, haben derartige deutschfeindliche Forschungsprinzipien in der jüngsten Zeit in Ungarn sehr stark zugenommen.

J. Weidlein⁸³, E. v. Bonomi⁸⁴, A. Loschdorfer⁸⁵ u. a. Die volkskundliche Bestandaufnahme im Gelände verliert langsam den Beigeschmack „unwissenschaftlicher Arbeit“ und rückt stärker in den Vordergrund. Außerdem gliedern sich die neuen Kräfte, gleichgültig, ob sie aus dem Deutschtum Ungarns, dem Mutterlande oder anderen Sprachinselngebieten kommen, leichter in die Volksforschung ein.

Das Schrifttum dieses letzten Entwicklungsabschnittes wird durch einen raschen Ausbau der Volkskunde gekennzeichnet. Sie nimmt, im Vergleich zu den übrigen Teilwissenschaften der Volksforschung, immer mehr Raum ein und rückt langsam an die erste Stelle. Dies geschieht vermöge des Umfanges ihrer Arbeitsgebiete und ihrer grundlegenden Bedeutung im Leben der Sprachinselmenschen. Frühere Ver säumnisse müssen weitgehendst nachgeholt werden. Darum kommt es zu einer planmäßigen Sammlung der volklichen Überlieferungen, die auch heute noch nicht abgeschlossen ist. Die deutsche Volkskundeforschung Ungarns wird für ein paar Jahre zur ausgesprochenen Geländearbeit. Sie hat dabei mit äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen man sich auf geschlossenem deutschen Volksboden keinen Begriff machen kann. Doch schreitet die Feldforschung rasch vorwärts und kann auf einzelnen Sachgebieten beträchtliche Erfolge erzielen⁸⁶. Das ist notwendig, da eine genaue Bestandaufnahme die Grundlage und den Ausgangspunkt für jegliche Forschung bedeutet.

Der Ausbau der deutschen Volkskunde Ungarns hat eine Fülle von Arbeiten hervorgebracht, die vollwertige wissenschaftliche Leistungen sind. Durch sie wird die Periode der Dissertationen endgültig überwunden. Wir müssen uns darüber im klaren sein, daß studentische Prüfungsarbeiten nur einen begrenzten Wert besitzen. Sie haben die Aufgabe, den jungen Menschen in die Forschung einzuführen und können bloß als Hilfsmittel der wissenschaftlichen Arbeit angesehen werden. Es wäre aber verfehlt, mit ihnen die Volksinselnkunde eines Landes betreiben zu wollen.

⁸³ J. Weidlein, Die Dorfanlagen in der Schwäbischen Türkei . . ., siehe oben Anm. 79. — Ders., Die Bedeutung der Flurnamen für die historische Siedlungsgeographie der Schwäbischen Türkei. In: Geographischer Jahresbericht aus Österreich, Bd. XVIII, S. 58 ff. usw.

⁸⁴ E. v. Bonomi, Die Sage vom wilden Jäger und von der wilden Jagd in der Umgebung von Ofen (Ungarn). In: Südostdeutsche Forschungen, Bd. 1, S. 275 ff. — Ders., Deutsches Burschenleben im Ofner Bergland. Ebenda Bd. II, S. 308 ff. usw.

⁸⁵ A. Loschdorfer, Volkslieder aus der deutschen Kolonie Beszprémsajsz (Ungarn). In: Das deutsche Volkslied, Jg. 37, 1935, S. 69 ff., 109 ff. und 131 ff. — Ders., Dorfgemeinschaften und Volksliedpflege im Bakonyerwald. In: Südostdeutsche Forschungen, Bd. 1, 1936, S. 223 ff. — Ders., Bakonyi német (sváb) falvak szerepe a magyar népi hagyományokban (Die Rolle der deutschen Dörfer des Bakonyerwaldes in der Bewahrung ungarischer Volksüberlieferungen). In: Ethnographia-Népelet, Jg. 46, 1935, S. 76 ff.

⁸⁶ So umfassen die Volkschauspielsammlungen von R. Hartmann, R. Horak und A. Karasék über 160 deutsche Volkschauspiele. Die Langsammlung von R. Horak zählt gegen 500 Längen; in seinen Händen und denen seiner Mitarbeiter befinden sich außerdem über 1500 Volkslieder. An Volksere zählungen wurden von A. Karasék und dessen Helfern in den deutschen Sprachinseln Ungarns rund 700 Märchen, gegen 1000 Schwänke und über 6000 Sagen aufgezeichnet. Bei all diesen Sammlungen handelt es sich um Quellenmaterial, von dem bisher nur ein Bruchteil veröffentlicht wurde. Ähnlichen Umfangs sind auch die Aufzeichnungen über Sitte und Brauch, Spruchdichtungen, Tracht usw.

Ebenso eignen sie sich kaum zur ständigen Auseinandersetzung mit der magyarischen Wissenschaft. Diese Auseinandersetzung ist eine Gegebenheit und zur Klärung der Forschungsergebnisse notwendig. Sie kann nur auf der Ebene gleichwertiger Leistungen, nicht aber mit der Schau studentischer Dissertationen gegen Fachgelehrte geführt werden. Es ist daher nicht möglich, auf Grund der Untersuchungen E. Kramers⁸⁸ die Eigenständigkeit des ungarländischen deutschen Volksliedes nachzuprüfen. Ebenso wenig kann eine Arbeit wie die von J. Lóth⁸⁹ den Ansichten von K. Rogutowicz über die Herkunft der deutschen Siedlungsformen Transdanubiens in vollem Ausmaße begegnen. Sinnwidrig aber ist es, wenn über ein so ausgeprägtes Trachtengebiet, wie es z. B. die Schwäbische Türkei darstellt, eine Dissertation erscheint, die sich mit dem gedruckten Quellenmaterial begnügt und ohne Geländeforschung auskommen will⁹⁰. Übrigens wird von den wenigsten Dissertationen und Hausarbeiten eine einwandfreie Bestandaufnahme der vollklichen Überlieferungen eines Ortes erreicht, gleichgültig ob man dabei nach der lexikalen Methode der Fünfkirchner Universität⁹¹ oder nach der schon oben skizzierten Arbeitsweise der übrigen germanistischen Institute verfährt.

Die deutsche Volkskundeforschung in Ungarn ist heute bedeutend weiter. Sie verwendet die neuesten Arbeitsverfahren des Mutterlandes, ohne sie aber einfach nachzuahmen. So ist die soziologische Methode der Schule Schwieterings in der Lied-⁹² und Brauchtumsforschung⁹³ weiter ausgebaut worden, da die Altersklassen mitberücksichtigt werden. Diese Art der Punkt- und Tiefenforschung kommt auch bei anderen Überlieferungen zur Anwendung, so im Märchengut⁹⁴ usw. Sie unterscheidet sich ziemlich stark von dem germanistisch-mundartlichen Verfahren, ist infolge ihrer vollhaften Schau den dorfssoziologischen Untersuchungen H. Kloses⁹⁵ verwandt. Sie ist im besten Sinne des Wortes volkskundlich und kennzeichnet die Selbstständigkeit der deutschen Forschung, da die magyarische Ethnographie eine solche Betrachtungsweise kaum kennt. Im Ausbau begriffen ist ferner die geographische Bewertung vollklicher Überlieferungen, die vorerst nur in der Tanz- und Sagenforschung⁹⁶ zum Ausdruck kommt. Sie ist für die Volksinsellkunde Ungarns ziem-

⁸⁸ E. Kramer, A magyarországi német népdal . . ., siehe oben Anm. 49.

⁸⁹ J. Lóth, A németiség elterjedése és településformái a Dunántúlon (Geographische Verbreitung und Siedlungsformen des Deutschtums in Transdanubien). Fünfkirchen 1931.

⁹⁰ J. Graefe, Zur Trachtenkunde der Donauschwaben in Ungarn und den Nachfolgestaaten. Leipzig 1935.

⁹¹ J. Szemere, Nagymányok. Beschreibung eines deutschen Dorfes. Handschr. Hausarbeit. Fünfkirchen 1933, 136 S. — P. Mayer, Die Mundart von Risvaszar. Beiträge zu einem Lexikon der Dorfkultur. (Enthält Hochzeitsbräuche, Dorfmusik, Tracht, Aberglauben, Sagen usw.) Handschr. Hausarbeit. Fünfkirchen o. J., 99 S.

⁹² A. Loschdorfer, Dorfgemeinschaften und Volksliedpflege . . ., siehe oben Anm. 85.

⁹³ A. Schlitt, Dorfgemeinschaften in Szakadat . . ., siehe oben Anm. 79.

⁹⁴ E. Starzacher, Das Märchen und seine Erzähler . . . usw., siehe oben Anm. 75.

⁹⁵ Vgl. Anm. 17.

⁹⁶ R. Horák, Der Volkstanz in der Schwäbischen Türkei . . ., in Vorbereitung. — A. Karasék-Langer, Das Sag ngut der Deutsch-Pilsner Sprachinsel . . ., siehe oben Anm. 75.

lich wichtig, da sie nicht nur die Unterschiede, sondern auch die Gemeinsamkeiten zwischen den einzelnen Orten sichtbar werden läßt. Die landschaftliche Gliederung des ungarländischen Deutschturns spiegelt sich aber in seinem Überlieferungsgut und die natürlichen Siedlungseinheiten können so kartographisch zum Ausdruck gebracht werden.

Es ist schon kurz erwähnt worden, daß mit dem Vorherrschcn der Germanistik die Frage der Herkunft durch längere Zeit im Brennpunkt der Forschung stand. Der Wert einer genauen Herkunftsbestimmung ist für alle Wissenszweige ungemein groß. Dazu kommt, daß jede auslanddeutsche Volksgruppe, die erwacht ist, ihrer Urheimat ein besonderes Augenmerk zuwendet. Trotzdem muß sich die Volkskunde im klaren sein, daß sie nur wenig zur eigentlichen Herkunftsbestimmung beitragen kann. Das ist und bleibt eine der Hauptaufgaben der Geschichts- oder der Mundartforschung. Die Volkskunde der Volksinseln dient anderen, nicht minder wichtigen Zielen. Sie hat den Wandel volllicher Überlieferungen in der neuen Heimat zu beobachten, dem Ausgleich von Erbe und Landschaft nachzuspüren. Sie ist als erste dazu berufen, die werdende Einheit der jungen Volksinsel zu erkennen und festzustellen. Noch lange bevor im Schrifttum und Geistesleben der Umbruch zum auslanddeutschen Volksschlag oder Neustamm sichtbar wird, wirkt er sich im Volkhaften aus. Er führt zur Verschmelzung der mitgebrachten Überlieferungen, zur Vereinheitlichung von Gtite, Brauch, Tracht, Liedgut usw. sowie zu sprachinselmäßigen Neuschöpfungen. Dieses langsame Reifen zu einer raum- und schicksalsgebundenen Einheit hat die mannigfaltigsten Ausdrucksformen. Es wissenschaftlich klarstellen zu helfen, ist eine der schönsten und schwersten Aufgaben, die der Volkskunde im Bereiche ostdeutscher Volksinseln zukommt.

Wir sind am Schlusse unserer Ausführungen über die Entwicklung der deutschen Volkskunde Ungarns angelangt; eine Zusammenfassung ihrer Forschungsergebnisse wird andernorts veröffentlicht werden. Sie ist heute ein Teil der gesamten deutschen Volkskunde und Volksinselforschung⁹⁷. Die aus ihrem Bereiche stammenden Überlieferungen werden immer häufiger zur Lösung wissenschaftlicher Probleme⁹⁸ des Mutterlandes herangezogen. Zusammenfassend kann wohl gesagt werden: Es ist ein ziemlich eigenartiger Weg, den die Volkskunde zurücklegen mußte, um von der ungarischen Ethnographie über die

⁹⁷ Die deutsche Sprachinselforschung hat auch schon im Auslande ihre wissenschaftliche Anerkennung gefunden. Vgl. dazu L. Mackensen, Heimat, Kolonie, Urvolk. Zur Methode der Sprachinselvölkerkunde. In: Folk, Zeitschr. des internationalen Verbandes für Volksforschung, Jg. I, H. 1, S. 24 ff. — A. Haberlandt, Die Einwirkung der deutschen Volkskultur auf die östlichen Völker. SA. aus: Saga och sed. Uppsala 1936, 25 S.

⁹⁸ R. Wolfram, Der Spanltanz und seine europäischen Verwandten. In: Oberdt. Zeitschr. f. Volkskunde, Jg. IX, 1935, S. 35 ff. — H. v. d. Au, Drei lärten Strömp. Zur Deutung eines Vogelsberger Frauentanzes. In: Hessische Blätter f. Volkskunde, Bd. 35, 1936, S. 59 ff. — L. Schmidt Zur Paradeisspielverbreitung im Osten. In: DLSB., Jg. VI, 1934, S. 150 ff. — Ders., Der Oberuferer Spielkreis. In: Sudetendeutsche Zeitschr. f. Volkskunde, Jg. VII, 1934, S. 145 ff. — John Meier, Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien. Balladen, 1. Bd., 1. Teil. Berlin und Leipzig 1935, S. 190, 194, 208, 237, 262 usw.

Germanistik und Heimatkunde zur Selbständigkeit zu gelangen. Dieser Weg ist im wesentlichen ein Abbild der geistigen Entwicklung des ungarländischen Deutschtums. An seinem Beginn standen Menschen, die ihrem Volkstum entfremdet waren. Der Weltkrieg und das vollkliche Erwachen der Volksgruppe haben einen durchgreifenden Wandel geschaffen. Auch nach dem Tode J. Bleyers ist die Entwicklung nicht stehen geblieben. Die jungen Kräfte, die heute der ungarländischen deutschen Volkskunde zufließen (A. Schlitt, St. Weckerle, Ph. Böß, A. Wirthoven usw.), gruppieren sich um die „Neuen Heimatblätter“ und die volksdeutsche Bewegung unter Huß und B a s c h. Sie entstammen dem bäuerlichen Deutschtum des Landes und wachsen schon als volkstumsverbundene Menschen in die Wissenschaft hinein. So baut sich langsam eine deutschbewußte und bodenständige Forschergeneration auf, die das Erbe ihrer Volksgruppe und Heimat fortzuführen gewillt ist.

Landvolk und Dorf in madjarischer und rumänischer Sicht

Von Helmut Klocke

Daß es keine voraussetzungslose Wissenschaft an sich gibt, erweist sich stets wieder als grundsätzliche Erkenntnis, wenn wir rückschauend Wissenschaft als geschichtlichen Ablauf verfolgen. Trotz aller Eigengesetzlichkeit, die darin liegt, daß ein einmal aufgegebenes Problem in sich selbst den Weg seiner Lösung und Weiterentwicklung enthält, bleibt jede Wissenschaft jenseits dieser Systematik an Raum und Zeit mehr oder weniger sichtbar gebunden. Dies gilt um so mehr für diejenigen Disziplinen, die nicht der reinen Anschauung dienen, die nicht rein abstrakte Zusammenhänge des Geistes oder der Materie zu klären bemüht sind, sondern denen menschliches Geschehen in Raum und Zeit Gegenstand ist. Dieses sind — im weitesten Sinne gefaßt — die politischen Wissenschaften. In ihrem Bereich wird außer dem Erkennen noch einer anderen menschlichen Kraft ebenfalls als Grundlage dieser Erkenntnis eine bestimmte Rolle zufallen: diese Grundkraft ist der menschliche Wille und dies heißt wiederum — im weitesten Sinne gefaßt — der politische Wille.

Aus diesen Gründen wird bei dem Bericht über die Agrarsoziologie in Ungarn und Rumänien notwendigerweise auch dieser politische Wille aufgezeigt oder zumindest angedeutet werden müssen — ohne dabei sich von außen her politisch für oder gegen etwas aussprechen zu wollen. Allerdings gehen wir davon aus, daß bestimmte Kräfte in Auseinandersetzung miteinander begriffen sind, und daß diese Auseinandersetzung an sich für uns als Außenstehende sehr wohl Gegenstand der Betrachtung sein kann. Daß schon die Tatsache, daß man in einem andern Lande sozusagen kriegsführende Parteien als solche anerkennt, als politische Stellungnahme gewertet wird, ist unter Umständen unvermeidbar.

In Ungarn hat der Ausgang des Weltkriegs keine grundsätzliche innere Umgestaltung, keine entscheidende gesellschaftliche und politische Umschichtung zur Folge gehabt. Es sind zwar innerhalb des politischen Bereichs im engeren Sinne gewisse Veränderungen festzustellen; es sind ebenso gewisse soziale Verschiedenheiten gegenüber der Vorkriegszeit heute sichtbar; aber diese beruhen vielmehr darauf, daß durch Gebietsverlust der Lebensraum einer bestimmten gesellschaftlich-politischen Schicht eingeengt wurde, als daß innerhalb des ursprünglichen Aufbaus des restlichen Gebietes eine Veränderung vor sich gegangen wäre. Rings um dieses restliche Ungarn sind einschneidende gesellschaftlich-politische Umgestaltungen vollzogen worden und zwar

nicht allein auf Kosten des madjarischen Bevölkerungsteils, sondern ebenso im Aufbau anderer Völker in deren eigenstem Kerngebiet. Rumänische Agrarreform ist neben allen „Maßnahmen“ gegen Madjaren, Bulgaren und z. T. auch Deutsche, doch vor allem auch Umschichtung innerhalb des Rumänentums im alten Königreich. Die „nationaldemokratischen“ Reformen waren demnach in diesem Falle nicht nur Ausbreitungsbestrebungen des Volkstums, das von nun an den Staat beherrschte, sondern eine strukturelle Wandlung innerhalb dessen selbst.

Diese Tatsache ist in Ungarn von all denen verstanden worden, die einsahen, daß die Erinnerung an das nationale Unglück, das Diktat von Trianon, die Zerreißung und Vernichtung der alten Gebietseinheit nicht, gleichsam als die Vorstellung von dem absolut Bösen, alle Gedanken und Gefühle der politischen Nation völlig in Anspruch nehmend, alle anderen Regungen im Lande ersticken dürfe. Daß im Herzen all derer ebenso das Gefühl nach einem politisch freieren und besseren Schicksal lebendig war, versteht sich von selbst. Nur daß es meist zu nichts führe, wenn jemand versuche, aus reinem Affekt zu handeln und sich so, ohne über die Wahl der Mittel Klarheit zu haben, nicht etwa vom Instinkt, sondern nur vom Zorn leiten lasse, — das war die bewußte oder unbewußte Einsicht jener, die zunächst nach neuen Erkenntnissen strebten, um dann um so besser gewappnet dem Schicksal gegenüberzutreten.

Waren es im Vorkriegsungarn die Lösungsworte vom Staatsrecht, von der Eigenstaatlichkeit, von der Freiheit von 1848, die für die politische Mobilisierung der national radikalisierten Massen von Bedeutung waren, so sollte im Nachkriegs-ungarn nach dem bolschewistischen Abenteuer das Wort „kiszgazda“ seine Zugkraft beweisen. „Kiszgazda“ kann Kleinbauer heißen, „gazda“ ist in manchen Gebieten noch eine fest eingewurzelte Anrede für den Vollbauern, aber es hat viel vom rationalisierten verbläbten Begriff des „Landwirts“ an sich. Der „Kleinlandwirt“ war der in städtisch gedachte Parteigruppierungen und Ideologien zu lenkende Mann, der zumindest ein zusätzliches Ackerstück kleinsten Umfanges sein eigen nannte. So fand das Wort „kiszgazda“ bald in allen möglichen Titeln von Verbänden, Vereinen und Parteien Aufnahme, wie ungefähr nach 1918 im Deutschen Reich das Wort „Volks-“. Wie auch die jeweiligen Führer und Interessengruppen denken mochten, die sich dieses Wortes bedienten, eine Tendenz kam auch darin zum Ausdruck: daß es um diese Schicht gehe, daß ihr Schicksal — so wenig klar sie auch hier und da begrenzt und verstanden sein mochte — das Schicksal — um in ungarischen Begriffen zu reden — der „Nation“ sei.

Eine wirkliche Besinnung über Art und Struktur dieser Schicht, deren Schicksal das Schicksal der Nation sei, welche Kräfte in ihr zusammengefaßt seien, welches ihre Stellung und ihre Aufgabe im Rahmen des Ganzen sei, setzte erst langsam ein, und abgesehen von einigen Rufern und Entdeckern in der älteren Generation wurde diese Besinnung eine Angelegenheit junger Kräfte, die heute gerade mitten in diesem Vorgang geistig-politischen Geschehens vorwärtsdrängen. Was im Rest-

staat selbst von führenden Leuten der älteren Generation erkannt wurde, was sie gewissermaßen innerlich zwang, nicht nur im Zorn auf eine Kränkung heftig zu antworten (und man tut dies in Ungarn wohl leichter als bei uns), sondern mit innerer Disziplin auf dem Wege über die Besinnung an die Grundfragen des nationalen Lebens heranzugehen, das drängte sich den jungen Madjaren in den vom alten Staat losgetrennten Gebieten mit geradezu elementarer Wucht auf. Das Madjarentum war stets gewohnt staatlich zu denken, war gewohnt im volllichen Kampf mit staatlicher Hilfe rechnen zu können, über ausgebildete Ober- und Mittelschichten für diesen Kampf zu verfügen. Der Zusammenbruch führte infolge der rein staatlichen Einstellung zur Abwanderung großer Teile der beamteten Mittelschicht, die „nationaldemokratischen“ Agrarreformen beraubten die madjarische Herrschicht nicht nur ihrer politischen, sondern zugleich ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Machtstellung. Der Zwang, sich über die tatsächliche Lage klar zu werden, die Frage zu stellen: „Von welchen Grundlagen aus können wir politisch handeln?“, führten zur weiteren Besinnung über den gesellschaftlichen Aufbau, der nach all den Eingriffen und Abwanderungen übrig blieb, und führten weiterhin dazu, über seine Grundkräfte nachzudenken. Was blieb, waren die wirklich Bodengebundenen: das Landvolk. So hat neben der Einsicht jener Männer der älteren Generation im Reststaat das unmittelbar Auf-sich-selbst-Gestelltsein der jungen Generation in den Nachfolgestaaten dazu beigetragen, über die Grundlagen der eigenen volllichen und gesellschaftlichen Ordnung nachzudenken. Es scheint wirklich einer der nicht allzu häufigen Vorgänge in der Geschichte Ungarns zu sein, wo madjarisch nicht von Staat und Oberschicht, sondern von dynamisch freien Kräften und d. h. in diesem Falle von den freien Kräften einer ihrer ursprünglich möglichen Führung verlustig gegangenen Volksgruppe aus gedacht, geglaubt und — zumindest in Ansätzen — gehandelt wird.

Diesen Außengruppen trat auch zuerst ein Versuch entgegen, über alles Tagespolitische des Augenblicks hinaus, der eine „Bauernideologie“ zur Rechtfertigung der „nationaldemokratischen“ Reformen erforderte, eine neue Auffassung vom eigenen volllichen Sein vom Bauerntum her zu bilden. Dieser Versuch lag ohne Zweifel in der rumänischen Soziologie vor.

Auch die deutsche Forschung hatte einen gewissen Anteil daran, daß diese Bewegung zustande kam. Die Wendung der deutschen Wissenschaft zur „Wirklichkeit“ hat außerdem manche Anregung gegeben. Nicht zuletzt war es überdies noch die politische Bewegung im Deutschen Reich, die in den letzten Jahren einfach durch ihr Dasein zu Antwort, Widerspruch und Besinnung anregte bzw. reizte, was auch in der Besinnung über innerungarische Fragen seinen Niederschlag fand.

Hier soll aufgezeigt werden, was der Inhalt dieser „Besinnung“ sei und zwar ungefähr im Rahmen dessen, was man als „politische Volkskunde“ umreißen könnte. Dabei ist es nötig, über den Rahmen des wissenschaftlichen Schrifttums hinauszugehen und selbst das einzubeziehen, was eigentlich nach unseren Begriffen

in den Bereich der „Publizistik“ fiel, und zwar, weil vielleicht in Ungarn überhaupt Wissenschaft und Publizistik in einer anderen Beziehung zueinander stehen als bei uns, und weil im gegenwärtigen Augenblick von dem Bewußtsein her, daß man einem großen Kreis die Fragen klar machen müsse, gerade auch in den publizistischen Auseinandersetzungen vieles vorwärts getrieben wird. Es ist weiterhin so, daß die offizielle Wissenschaft teils nur zögernd und zweifelnd mitarbeitete und oft über einer gewiß berechtigten Kritik an einer allzu kurzfristig und zu sehr mit kleinem tagespolitischem und persönlichem Streben verhafteten Arbeit zum eigenen Einsatz noch nicht in vollem Maße gekommen ist.

Am sichersten und klarsten ist bisher der Beitrag zu den neuen Begriffen gewesen, den die Geschichtswissenschaft geliefert hat. Die ungarische Geschichtsschreibung war bisher im wesentlichen staatlich ausgerichtet, und „Sozialgeschichte“ lag ihr fern. So gab es um die Jahrhundertwende dann gewissermaßen als rein gesellschaftlich-politische Protesterscheinung eine Sozialgeschichte und eine Soziologie, die unbesehen westliche Theorien übernahm und von materialistischen und marxistischen Grundlagen aus den Kampf gegen die bestehende Ordnung aufnahm. Und zwar geschah dies infolge dieser allzu losgelösten und nur zu wenig mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit des Landes verbundenen Haltung weitgehend ohne die nötige inhaltliche Erfüllung. Es war zum großen Teil der gesellschaftlich-politische Protest hauptstädtischer jüdischer Schichten, wenn man es auf seine weiteren Wirkungen hin verfolgt. In dem in den letzten Jahren schon in zwei verschiedenen Ausgaben erschienenen, sozusagen offiziellen Geschichtswerk Hóman-Gzeffü, Ungarische Geschichte¹, hat Gzeffü, der — abgesehen von den von Hóman, dem jetzigen ungarischen Kultusminister, dargestellten Anfängen der ungarischen Geschichte — die größten Teile des Werkes schrieb und es eben vor allem bis auf die Gegenwart fortführte (was uns in diesem Zusammenhang vorwiegend interessiert), alle Lebensäußerungen im ungarischen Raum dargestellt und so auch eine weitgespannte Geschichte des ungarischen ständisch-politischen Aufbaus und des madjarischen Bauerntums gegeben. Aus einer konservativen Gesamthaltung heraus, die entsprechend Gzéchenyi „das Bauerntum in die Schranken der Verfassung aufnehmen“ will, wird vor allem auch die gesellschaftlich-politische Entwicklung des 19. Jahrhunderts gewertet: es gilt zu der Grundhaltung zurückzufinden, die vor der Kommerzialisierung des Bodens, vor der Gedankenwelt des Liberalismus vorhanden war. Nachdem Gzeffü auch im frondierenden Adel des 18. Jahrhunderts schon eine Verfallserscheinung sah, knüpft er eigentlich mit seinen sozialen Idealen an das Ende der Barockzeit an: dies gilt vor allem für das Ideal des Herrn. Da Gzeffüs Grundhaltung konservativ ist, muß er zunächst vom politisch-menschlichen Ideal der Oberschicht ausgehen. D. h. für ihn alles andere als eine reaktionäre Position beziehen, d. h. auch alles andere, als an den Wirklichkeiten, Notwendigkeiten und Tagesforderungen vorübergehen. Unter dem Gesichtspunkt der Sozialentwicklung ist seine Kritik

¹ Hóman-Gzeffü, Magyar-Történet. 6 Bde. Budapest o. J.

an der madjarischen Politik des 18. und besonders des 19. Jahrhunderts gerade die, daß man Politik nur als Opposition kannte, daß die Maßstäbe des frondierenden Adels damit zu allgemein verpflichtenden politischen Maßstäben wurden, und daß man dann im 19. und bis ins 20. Jahrhundert gleichsam als Pseudo-Adelsfronde die Ideale der formalen Unabhängigkeit von Österreich, des ungarischen Staatsrechts unablässig wiederholt. Dies waren unfruchtbare, abstrakte Ideale geworden, die alle Kraft absorbierten und die es gleichsam verhinderten, daß man sich den inneren Lebensfragen des Landes zuwandte, daß man an den Aufbau eines madjarischen Bürgertums dachte und die bürgerlichen Lebensfragen konkret zu lösen versuchte². Wenn man auch von der Darstellung der Barockzeit den Eindruck gewinnt, daß im einzelnen vielleicht hier und da eine Lebenshaltung in allzu idealem Lichte gezeigt wird, so ist im übrigen gerade die Wirklichkeitsnähe der Sozialgeschichte bei Ezeffy hervorzuheben. Seine wirklichkeitsnahe Stellung zur Gegenwart kommt in seiner Kritik des ungarischen Mittelstandes klar zum Ausdruck und in der Tatsache, daß in der von ihm redigierten Monatsschrift „Magyar Szemle“ (Ungarische Rundschau), die sich mit den geistigen und politischen Fragen Ungarns befaßt, schon seit langer Zeit und zwar ohne Unterlaß immer wieder die Fragen des Landvolks in Ungarn in voller Offenheit behandelt worden sind. Viele der Verfasser jener Bücher, mit denen wir uns im folgenden beschäftigen und die eine wirklich echte Fragestellung für ihre Arbeit mitbringen, sind Mitarbeiter der „Magyar Szemle“.

Von der Geschichte und der Volkskunde her hat auch Györffy dazu beigetragen, den Begriff des Bauern mit Inhalt zu erfüllen. Siedlungsgeschichte und Lebensformen des Bauerntums haben ihn vor allem beschäftigt, er wählte stets eine bestimmte Landschaft zum Gegenstand der Darstellung und zwar besonders typische, die madjarisches Volkstum — oder auch das, was sich als Bewahrer und Erbe einer Reihe alter madjarischer Lebensformen nach der wildesten Zeit der Türkenkriege zunächst als „Ungarntum“ wieder bildet — am längsten bewahrten. Zu nennen ist vor allem die Darstellung Großkumaniens³ als Land der Viehzüchter und Fischer, als Siedlungsraum einer Bevölkerung, die bis vor zwei Generationen noch gleichsam amphibienhaft auf Inseln zwischen den weiten flachen Wasserflächen, die ihr ebensowohl Nahrung boten, ihr Dasein führte. Diese Lebensart hat so wenig mit der des mitteleuropäischen Kornbauerntums zu tun, daß sie das Eigenständige von Volksart und Lebensraum besonders gut abspiegeln muß. Györffy schreibt nicht in dem Sinne dynamische Geschichte wie Ezeffy, er bietet vielmehr Entwicklung oder

² Diese Analyse des „19. Jahrhunderts“ in Ungarn in Ezeffys Buch „Die drei Generationen, Geschichte einer Verfallszeit“, 1. Aufl. 1920, 2. Aufl. 1922 und A három nemzedék és ami utána következik (Die drei Generationen und was auf sie folgt). Budapest 1934. Verlag: Egyetemi Nyomda (Universitätsdruckerei), 508 S. 8°. Über Ezeffy siehe H. Klocke, Bestimmung der Geschichtswissenschaft in Ungarn. Archiv für Kulturgeschichte, Bd. XXIII, 3. Heft (1933), S. 354—374.

³ Györffy, István, Nagykovácsi Krónika, melyet részint régi irásokból, részint szájhagyomány alapján (Großkumanische Chronik, teils aus alten Schriften, teils auf Grund mündlicher Überlieferung). Karczag 1922. Verlag Nagy és Kertész, IV, 159 S. 8°.

er erzählt von Zuständen. Und doch müssen wir ihn auch nennen, als den Darsteller jenes Typs des „ridegparaszt“ („rauhes Bauern“), eben jenes wenig mitteleuropäisch anmutenden Fischers und Viehzüchters, der um so viel „unbequemer“, um so viel unwirklicher hauste und lebte als der Kornbauer und der in der Diskussion der letzten Jahre einen bestimmten politischen Beifall bekommen sollte, der ebenfalls zu einem bestimmten politischen Idealbild wurde.

Einen klaren Überblick über das Landvolk als Ganzes, und zwar aus dem Zusammenhang einer soziologischen Gesamtdarstellung Ungarns heraus, bot Weis in den beiden Büchern „Die heutige ungarische Gesellschaft“⁴ und „Das ungarische Dorf“⁵. Der Standpunkt des Verfassers ist der des Mannes der politischen Verwaltung⁶, der sich zunächst über den gesamten gesellschaftlichen Aufbau Klarheit verschaffen will und dies aus einer guten Kenntnis der wirklichen Verhältnisse in den einzelnen Landesteilen tut. Er räumt mit alten Vorurteilen auf, und gegenüber allen Schäden ist sein Urteil alles andere als „offiziell“. Was zu flüchtig-rational gezeichnet ist und wohl auch in diesem engen Rahmen kaum gründlich behandelt werden konnte, ist die geistig seelische Grundlage des Bauerntums. In seiner Schilderung des gesellschaftlichen Aufbaus begann er mit der Agrargesellschaft, und zwar insbesondere mit der Tanya-Frage. Die Tatsache, daß heute in Ungarn 19% der Gesamtbevölkerung in Einzelhöfen (tanyák) verstreut leben, bildet, abgesehen von allen Fragen der Schichtung, zunächst ein schweres Problem für sich. Diese Bevölkerung vermehrte sich vor allem in den letzten drei Jahrzehnten; demnach hat dieses Problem durchaus nicht immer für Ungarn bestanden. In allen nach den Türkenkriegen systematisch aufgesiedelten Gebieten wurden Dörfer gegründet, anders im Alföld (der Großen Ungarischen Tiefebene); hier wieder Dörfer zu bilden, bzw. inmitten der Einzelhöfe erreichbare und ausstrahlungsfähige Mittelpunkte zu schaffen, stellt Weis als Forderung für die Zukunft auf. Diese Tanya-Frage ist für Weis eine der Fragen der Nation überhaupt. Sie bedeutet: heute ist ein großer Bevölkerungsteil von all dem ausgeschlossen, was der moderne Staat und die Zugehörigkeit zur politischen Nation fordern: die Wegelosigkeit schließt ihn von der Außenwelt ab, und verhindert, daß er wirtschaftlich so einbezogen wird, wie es nötig wäre. Vielmehr treten Staat und Kirche meist nur mit Forderungen an diese Menschen heran. Die Tätigkeit der Kirche bleibt rein formal, von einer wirklich inneren Erfassung kann keine Rede sein. Für das Dorf sieht Weis die Gefahr, daß es nur das letzte Glied in einem Verwaltungssystem darstellt, daß es ganz abhängig ist vom Komitat. Die einzigartige Stellung des

⁴ Weis, István, *A mai magyar társadalom* (Die heutige ungarische Gesellschaft). Budapest 1930. Verlag: Magyar Szemle Társaság, 240 S., 8°.

⁵ Weis, István, *A magyar falu* (Das ungarische Dorf). Budapest 1931, Verlag: Magyar Szemle Társaság, 80 S., 8°.

⁶ W. war Direktor des „Dorfbundes“ (Faluszövetség), einer Organisation, die Fragen des Bauerntums von oben, aber mit festem Anknüpfungspunkt im Dorf anzugreifen suchte, war im Ministerium für Volkswohlfahrt und im Innenministerium tätig und später Direktor der Landes-Sozialversicherung.

ungarischen Dorfnotärs, d. h. des „staatlichen Dorfbürgermeisters“, der als letztes Glied in einer staatlichen Verwaltungshierarchie unbedingt zu den „Herrischen“ gehört, während Lehrer und Pfarrer ihm gegenüber bedeutend zurücktreten, wurde scharf herausgearbeitet. Da ein mitteleuropäischer Stadtbegriff Weis als Maßstab für die Städte Ungarns diente, so mußte notwendigerweise eine Reihe von Orten, die verwaltungsmäßig als Städte galten, von ihm dort eingeordnet werden, wo sie hingehören: unter die großen Dörfer. Daß die Großstadt Budapest mit ihrer Agglomeration als das unorganische, landfremde Zentrum gesehen wird, dessen Wesen gerade im Bolschewismus auf die grausamste Weise zum Ausbruch kam, ist hier keineswegs das Ergebnis einer allzu romantischen Betrachtungsweise, wie man es manchmal den Jüngeren vorwerfen könnte. Der Kleinbürger im Lande wird im wesentlichen mit dem Kleinbauern gleichgesetzt, abgesehen von den Schichten, die außerdem noch hinzutreten. Unter Kleinbauern wird die Schicht der Bauern mit einem Grundbesitz von 10—100 kj (kj: = 0,575 ha) verstanden, und zwar als „fortschrittliches Element“ die Bauern der Dörfer, als zurückgebliebenes und den Fortschritt hemmendes das Bauerntum der Großen Tiefebene. Die besonders günstige Stellung der deutschen Volksgruppe im Sinne dieses dörflichen Bauerntypus wird hervorgehoben. Daß der Großbauer sich in der Lebenshaltung vom Kleinbauern nur wenig unterscheide, wird wohl etwas zu summarisch behauptet. Was ist dieser Begriff des „Kleinbauern“, den Weis hier anführt: es ist eigentlich der Begriff des „kisgazda“, von dem wir eingangs sprachen und der sozusagen im wesentlichen ein politischer Begriff der Nachkriegszeit ist. Weis schränkt ihn aber wenigstens durch seine untere Besitzgrenze sinnvoll ein und nennt als gesamte kleinbäuerliche Bevölkerung dann die Summe von einer Million: damit ist klar ausgesprochen, daß die Lösung der gesellschaftspolitischen Fragen für diese Schicht keineswegs die Lösung der Fragen des ungarischen Landvolks bedeutet. Diese falsche Auffassung war nur zu sehr Bestandteil der öffentlichen Meinung geworden. Ging doch selbst die offizielle Statistik diesen Weg, wenn im französischen Text jeder ein „bourgeois“ genannt wurde, der über einen Besitz von mindestens einem kj (d. h. also ungefähr einem halben ha) verfügte⁷. Wenn es sich nicht um die intensivierte Form bäuerlicher Wirtschaft, also um Gärtnerei oder Anbau hochwertiger Weine handelt, so bedeutet eine derartige Existenz nichts anderes als die eines „Landarmen“. Es muß hinzugefügt werden, daß sich die Bauern in Ungarn oft selbst als „polgárók“, d. h. Bürger bezeichnen. Die Begriffsbildung von Weis hat also ihre Wurzeln in bestimmten Gegebenheiten, sie ist aber vielleicht doch zu sehr am Bilde einer „bürgerlichen Gesellschaft“ ausgerichtet, in dem der Bauernstand nichts völlig Selbständiges bedeutet. Andererseits wird eben damit aufgezeigt, daß Kleinhandwerker und junge städtische Schichten dem Kleinbauern am nächsten stehen. Diese Schicht der Leute von 10—100 kj — um einmal rein statistisch zu sprechen — wurde von Weis noch zu

⁷ Siehe M. Kir. Közpointi Statisztikai Zsebkönyv (Ung. Statistisches Zentralamt: Ungarisches Statistisches Taschenbuch) II, 1932. Budapest. Verlag: Pátria 1933, X, 202 S.

wenig differenziert⁸. Weis konnte sich zu dieser Zeit noch auf wenig Vorarbeiten stützen, wies er doch gerade darauf hin, daß die Dörfer in Ungarn von sehr verschiedener Struktur seien und deshalb dringender Untersuchung bedürften. Zu bezug auf die Lanya-Frage lag das ausgezeichnete Buch von Raán⁹ vor, in dessen Anlage und Sicht sich zwar der Forstfachmann nicht verleugnete, indem das Problem der Entwaldung und Wiederanpflanzung in Geschichte und Gegenwart stark betont wurde, das aber doch eine wirkliche Gesamtsicht von der Lage in der Großen Tiefebene gibt. Vom „Kleinbauer“ setzte Weis jedoch eindeutig den „armen Mann“ ab, den, der nichts besitzt, dazu rechnet er folgerichtig auch den landwirtschaftlichen Zwergbesitzer. Wenn er auch innerhalb dieser Gruppe den hauptstädtischen Arbeiter von der Schicht der Landarbeiter und des landwirtschaftlichen Gesindes scharf scheidet, so ist doch wieder ein Begriff gegeben, der recht Verschiedenartiges verbindet. Daß die Agrarreform dem „armen Mann“ nicht half, erst recht nicht ihn als Massenerscheinung beseitigte, wird in der scharfen Kritik im „Ungarischen Dorf“ ausgesprochen: die Bodenreform war im wesentlichen nichts anderes als eine Hausplatzverteilung, und denen, die Boden abgaben, wurde mehr bezahlt, als sie jemals hätten hoffen können. Daraus ergaben sich bei den sinkenden Weizenpreisen für die Käufer untragbare Lasten. An der Spitze der standesmäßig stark auseinanderklaffenden Gesellschaft steht eine Oberschicht, die aus dem alten barocken Hochadel entwickelt, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr an geistiger und politischer Bedeutung verlor, die seit dem 17. Jahrhundert schon viel Fremde in sich aufnahm, deren eigentliche Grundlage der Besitz von Grund und Boden ist, in die heute aber in starkem Maße Finanz- und Bankleute eindringen. D. h., die ursprünglich erste und prägende Schicht der alten Agrargesellschaft bestimmt zwar heute noch die Lebensart, verliert aber gegenüber den städtischen Schichten mehr und mehr an Einfluß und Gewicht. Weiterhin gehört zu den „Herren“ der Mittelstand die „gentry“, jene in jeder Weise uneinheitliche Gruppe, die von dem alten grundbesitzenden Mitteladel in ihrer Lebensauffassung weitgehend geprägt wurde — mag diese Lebensauffassung auch heute in vielen Fällen zu einer rein formalen geworden sein, da weder die wirtschaftliche Grundlage dafür ausreicht, noch der alte geistig-politische Rahmen erhalten blieb. Diese Schicht ist vollklich uneinheitlich, Deutsche und Slawen haben an ihr — wenn auch meist als Assimilierte — einen großen Anteil, vor allem aber das Judentum.

So stand ziemlich am Anfang der neuen Arbeiten, die sich mit den Fragen der Agrargesellschaft und das heißt mit den Grundfragen Ungarns überhaupt be-

⁸ Über deren Differenzierung siehe H. Klocke, Deutsches und madjarisches Dorf in Ungarn, Leipzig 1937. Verlag G. Hirtzel, 3. Beiheft zum Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik Bd. VII, 97 S. und „Das ungarische Dorf“, Bukarest 1936. In: Mélanges D. Gusti. = Arhiva pentru știința și reforma socială = Archives pour la Science et la Réforme Sociales, XIII^e Année, I, S. 275—300.

⁹ Raán, Károly, A magyar Alföld (Die Große Ungarische Tiefebene). Budapest 1927. Rgl. Ung. Akademie der Wissenschaften, 350 S.

faßten, eine Synthese, und zwar eine derartige Zusammenfassung, die alle wissenschaftlichen Unterlagen verarbeitete, die von einem wirklichen praktischen Kenner des Landes geschrieben wurde und die insofern eine objektive Synthese war, als hier ohne Affekt, im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung nach dem gefragt wurde, was ist und was für die Zukunft im Sinne des Gemeinwohles nötig sei. Die Arbeit auf viele Fragen, die für die verschiedenen Landschaften unterschiedlich zu beantworten sind, wie auf die einzelnen gesellschaftlichen Schichtungen einzugehen und die geistige Vertiefung mußten nun folgen.

Das Madjarentum war bisher gewohnt, alles nur vom Staat zu erwarten, sich von oben organisieren und lenken zu lassen; es muß jetzt gesellschaftliche Kräfte, die einheitsbildend wirken können, aus sich heraus entwickeln, schon aus dem Grunde, um als Volksgruppe in den abgetrennten Gebieten bestehen zu können, es muß im Reststaat alles das opfern, was die wirkliche Einheit des Madjarentums hindern kann: dies steht als Forderung hinter den Büchern von Weis. Die Jugend Siebenbürgens sah klar, daß hier die madjarische Mittelschicht verarmte, weil die rumänische Agrarreform die Großgrundbesitzer so gut wie beseitigt hatte und die rumänische Mittelschicht die staatliche Laufbahn im wesentlichen für sich beanspruchte. So sah nun die neue gesellschaftliche Wirklichkeit aus: fast drei Viertel des Siebenbürger Madjarentums wohnt auf dem Dorf, und außer dem Bauern gibt es nur noch Angehörige der freien Berufe, Erzieher und Geistliche. Dorfarbeit wurde zur Parole und war eine realpolitische Entscheidung, die akademische Jugend stellte sich die Aufgabe, die wissenschaftliche, d. h. geistig-politische Unterbauung dafür zu liefern¹⁰. Der Majláth-Kör (katholisch) und die Erdélyi fiatalok (reformiert) begannen seit 1928/29 mit ihrer Arbeit. 1930—1933 arbeitete ein Dorffseminar der Erdélyi fiatalok, Grundsätzliches und Monographisches wurde erarbeitet, aber vieles blieb zu unsystematisch, das Ergebnis war gering, im übrigen hielt man auch die begonnene Arbeit nicht durch. Dies ist die Bilanz, die Venczel zieht, der, von der Praxis der Arbeitslager der Siebenbürger Sachsen und der Forschungsarbeit der rumänischen Soziologie Gustis stark beeindruckt, in der „Dorfarbeit“ ein Mittel sucht, das für die jungen städtischen Schichten des Madjarentums zugleich Bewußtseinsbildung und Erkenntnis der eigenen Lage, Erziehung und Schulung für spätere Führung bedeuten könnte.

Das rumänische wissenschaftliche Beispiel stand den jungen Siebenbürger Madjaren als Anschauungsgegenstand zur Verfügung. Wie ist der Charakter dieser Arbeit und von welchen Gegebenheiten des eigenen Landes und Volkes ging bzw. geht diese Arbeit aus? Mit der Entstehung Großrumäniens waren nicht nur neue Grenzen geschaffen worden, sondern der Eingriff des Staates in die Sozialstruktur formte eine neue Gesellschaft. Es soll hier nicht gefragt werden,

¹⁰ Venczel, B. József, A falumunka és az erdélyi falumunka-mozgalom (Die Dorfarbeit und die siebenbürgische Dorfarbeits-Bewegung). Erdélyi tudományos füzetek (Siebenbürgische wissenschaftliche Hefte). Klausenburg (Cluj) 1935. Verlag Minerva. 32 S.

wie weit das politische Ideal einer bäuerlichen Demokratie erreicht wurde, aber zum Teil waren die Tendenzen immerhin darauf gerichtet. Durch die Enteignung des Großgrundbesitzes mußte das Bauerntum zumindest eine bessere wirtschaftliche Grundlage finden. Und nun war es die Aufgabe, für die neugeschaffene Lage und aus den Antrieben heraus, die wirksam gewesen waren, sie zu schaffen, ein entsprechendes geistig-politisches Selbstbewußtsein des Rumänentums auch inhaltlich zu erfüllen. Dieses vollkliche Selbstbewußtsein von der eigenen Staatlichkeit zu entwickeln, war mit gewissen Schwierigkeiten verbunden. Denn niemals hatte ein rumänischer Staat das gesamte Volkstum umschlossen, und überdies waren diejenigen rumänischen staatlichen Daseinsformen, die in der Vergangenheit bestanden, nur zu einem geringen Teil wirklich eigenständig und meist von fremden Mächten innerlich oder äußerlich abhängig. Aber es gab stets eine rumänische Gesellschaft, und diese bildet von der Gegenwart und von der jüngsten Vergangenheit aus gesehen vor allem das rumänische Bauerntum. Dieses zu erforschen wird damit zu einer politischen Aufgabe im weitest gespannten Sinne: von dieser Forschung aus soll das vollkliche Selbstbewußtsein geistig unterbaut werden. Der Anstoß dieser Arbeit ging von Dimitrie Gusti aus, dem Ordinarius für Soziologie an der Bukarester Universität, dem Vorgänger Unghelescus im Kultusministerium und Direktor der Königlichen Wissenschaftlichen Stiftungen. Die Arbeit begann wohl ursprünglich nicht mit dem völlig bewußten Willen, zu diesem Ziel unmittelbar vorzustößen. Es wird ihr aber im Vorgang der Entwicklung des vollklichen Selbstbewußtseins des Rumänentums diese Wirkung zugeschrieben werden müssen. Der Soziologe Gusti wollte ursprünglich vielmehr seine Studenten von der abstrakten Soziologie zu den Tatsachen führen, wollte ihnen sozusagen eine Verdeutlichung und Illustration der Lehre bieten. Aus diesen Gründen führte er sie aufs Dorf. Sein Ziel war, eine kleine Einheit völlig zu erfassen; und der Wissenschaftssituation in Rumänien vielleicht eher entsprechend, die noch nicht in dem Maße, wie in den Kernländern Europas eine Reihe vollausgebildeter Wissenschaften wie Volkskunde, Geschichte und Sprachwissenschaft als feste Grundlage für die Soziologie bieten konnte, wurden diese Wissenschaften alle in die Soziologie integriert. Vom Institut für Soziologie und später von der soziologischen Sektion des rumänischen Sozialinstituts (Institut Social Român) gingen jedes Jahr Gruppen von 50—60 Leuten auf 4—6 Wochen in ein Dorf. Die Stellung, die eine Gruppe im Dorf einnahm, die bei aller ernsthaften wissenschaftlichen Grundeinstellung hier doch zu sehr als betrachtende Gruppe von Fremden erscheinen mußte, da die einzelnen nicht auch durch Arbeit in den bäuerlichen Haushalt eingeordnet waren wie auf unseren deutschen Dorfwochen, und das Fragebogensystem, das eine sehr große Rolle spielte, mußte auch die gesamte Art der Arbeit beeinflussen. Teilnehmer der Gruppen waren Studenten, wissenschaftliche Assistenten, Universitätsprofessoren und Akademiker der verschiedensten praktischen Berufe, die dörfliche „Intelligenz“ wurde meist in die Arbeit einbezogen. Neben Anfängern in der Arbeit waren auch eine ganze Reihe

von ausgezeichneten Spezialisten auf den einzelnen Teilgebieten Teilnehmer dieser Arbeiten. Von 1925 sind diese Arbeiten im Gange, sie wurden laufend fortgesetzt, so daß sich allmählich ein Stamm von Teilnehmern herausbildete. Ziel der Arbeit war stets die „Monographie“. Uns interessiert hier nicht die Herkunft der Gustischen Schule vom System Le Plais, nicht der theoretische Rahmen, den Gusti sozusagen als philosophisches Forschungsschema den Arbeiten zugrunde legte, nicht die mehr praktischen Forschungsmethoden, die gefunden und theoretisch begründet wurden¹¹, sondern vielmehr, um welchen Gegenstand es ging. Ihr Ziel war, das einzelne Dorf zu beschreiben und zu erklären, die „Monographie“ einer bestimmten Gemeinschaft zu schreiben, mit dem weiteren Ziel, sich in Rumänien alle wesentlichen Dorftypen herauszufinden und nach ihrer Kenntnis dann Endgültiges und Verbindliches über das rumänische Dorf schlechthin aussagen zu können. Es war „die monographische Methode“. Sie spielt bis in die heutigen Auseinandersetzungen über die neue Volks- und Landkunde in Ungarn hinein, diese monographische Methode war das Beispiel, das die jungen Madjaren in Siebenbürgen vor sich sahen. Auf ihre wissenschaftlichen Ergebnisse kommen wir am Ende zurück. Hier soll nur gezeigt werden, was zunächst ihr Gegenstand war und wie anregend sie wirkte. Die „monographische Arbeit“ Gustis und seiner Schule hatte weiterhin einen bestimmten Charakterzug, der die jungen Madjaren in ihrer Arbeit bestärken mußte und der dann auch in Restungarn zum Nachdenken anregte: sie war allein auf das rumänische Volkstum gerichtet. So blieb an sich für das Madjarentum der Raum für die eigene Forschung frei. Die Abwendung vom staatlichen Prinzip war eine neue politische Haltung.

Es gab natürlich stets „Ortsmonographien“, Monographien von Städten gehörten schon zur „Geschichte“, waren oft genug das Werk bedeutender Historiker; Geschichten von Dörfern wurden oft genug aus irgendeinem äußeren Grund geschrieben, meist kamen sie über den Charakter einer unzusammenhängenden Sammlung von Tatsachen nicht hinaus. Selbstverständlich werden auch Monographien dieser Art in Zukunft in Ungarn zur Veröffentlichung gelangen und zwar höchstwahrscheinlich in größerer Anzahl als die Monographien, wie sie z. B. der Gustischen Methode entsprechen würden. Als Materialsammlung werden manche von ihnen von Nutzen sein können. Hier soll nur eine ganz zufällige Auswahl derartiger Arbeiten aus der letzten Zeit erwähnt werden. So die „Geschichte der Gemeinde Jásd“ von Faller¹². Über das eigentlich Dörflich-Bäuerliche dieser Gemeinde im Bakonyer Wald erfahren wir leider nur wenig, jedoch werden die äußeren wie auch die volksmäßigen

¹¹ D. Gusti, *Sociologia militans, introducere in sociologia politică* (... Einführung in die politische Soziologie) 1934. — Herseni, Traian, *Teoria monografiei sociologice* (Die Theorie der soziologischen Monographie). — Stahl, H. H., *Tehnica monografiei sociologice* (Die Technik der soziologischen Monographie). In der Reihe der Veröffentlichungen des Rumänischen Sozialinstituts „Biblioteca de Sociologie, Etică și Politică.“ Französische Zusammenfassung: „La monographie et l'action monographique en Roumanie“ von D. Gusti. Paris 1935.

¹² Faller, Jenő, *Jásd község története*. Weaprim Diözsegi-Druckerei 1934, 70 S.

Entwicklungslinien immerhin herausgearbeitet. Das in den Türkenkriegen 200 Jahre fast verlassene Dorf wird 1757 vom Grafen Zichy mit Slowaken aus den slowakischen Gebieten Nordungarns und mit Deutschen aus den benachbarten Dörfern Bakonyháza und Isztimér und mit einer geringeren Anzahl von Madjaren besiedelt. Die Madjarisierung erfolgt durch den Pfarrer, der 1836 den madjarischen Gottesdienst einführt, nach 1864 wird das Dorf schon völlig madjarisch verwaltet. Das Übergehen des ehemals hochadeligen Grundbesitzes in bäuerlichen Kleinbesitz nach 1900 hilft trotzdem der Raumnot nicht ab, viele Männer gingen vor dem Kriege nach Amerika, und heute müssen noch meist zwei, drei Familien auf einem Hausgrund wohnen. Dies ist die Lage, obwohl die Bevölkerung seit 1850 fast stabil blieb. Ebenfalls eine slowakisch-deutsch-madjarische Gemeinde und zwar eine Gemeinde, die heute noch eine starke deutsche Bevölkerungsgruppe hat, wird in der „Monographie von Mezöberény“¹³ dargestellt. Dieses Buch erhebt keine wissenschaftlichen Ansprüche, die einzelnen Kapitel wurden bereits als Zeitungsartikel veröffentlicht. Leider enthält es viele grobe Nachlässigkeiten, so daß es auch als Quelle und Stoffsammlung nur sehr bedingt verwendbar ist, ganz abgesehen von dem Fehlen jedes sinnvollen Standpunktes der Betrachtung beim Verfasser. Am brauchbarsten ist der geschichtliche Teil; der ausgedehnte Teil des Buches, der sich auf die Gegenwart bezieht, enthält eine ungeheure Menge von Tatsachen, die der ortsgebürtige Verfasser sammelte, die aber in dieser Form von einem wissenschaftlichen Standpunkt nur als größtes Rohmaterial bezeichnet werden können. Der madjarisierte deutschstämmige Verfasser (der Name Eiler steht noch am unteren Bogenrand) zeigt den starken deutschen Einfluß in der Entwicklung der Gemeinde auf und hebt die Tatsache hervor, daß die Deutschen auch heute noch wirtschaftlich und kulturell an erster Stelle stehen. Von der Gesamtflur der Gemeinde haben die „30% betragenden Deutschen“ rund 60% inne¹⁴, bei den deutschen Bauern arbeiten als Knechte vorwiegend Madjaren und Slowaken. Große Teile ihres Grundbesitzes erwarben die Deutschen aus slawischer und madjarischer Hand. Die Wohngliederung nach der Volkszugehörigkeit ist auch heute noch weitgehend erhalten, volkliche Mischheiraten finden nur sehr selten statt. Der madjarisierende Einfluß, der im Vorgang des sozialen Aufstiegs durch die Bürgerschule ausgeübt wird, geht aus dem folgenden Satz hervor: „Unter den Bürgerschülern machen die Kinder deutscher und slowakischer Abstammung 60% aus, und doch bekennen sich 99% zur madjarischen Muttersprache.“

In den Arbeiten der Schüler des Segediner Geographen Rogutowicz finden wir zum Teil recht gutes siedlungsgeographisches und siedlungsgeschichtliches Material über einzelne Orte, so über Gödörháza (südwestlicher Teil des Eisenburger Komitats)

¹³ Bonnyhai, Mihály, Mezöberény Monográfiája. Mezöberény 1933. Verlag Baltha János, 324 S. Mezöberény, Komitat Békés, in der Großen Tiefebene, östlich der Theiß.

¹⁴ Nach der amtlichen Statistik 1930: 2197 = 15,2%; 1920: 2935 = 21,8%.

und Békésszentandrás (Komitat Békés)¹⁵. Das Dorf als gesellschaftliches Gebilde in der Gegenwart zu erfassen, liegt nur sehr bedingt in der Aufgabenstellung dieser Arbeiten.

Eine wirkliche Dorfmonographie, wenn auch wesentlich historisch gerichtet, ist die Arbeit von Universitätsprofessor Fodor, „Die Lebensbeschreibung eines Palozendorfes“¹⁶. Es handelt sich um die Geschichte des Dorfes Nagyvisnyó im Bükkgebirge. Interessant ist hier der Versuch, eine gewisse Kontinuität der Bevölkerung trotz der Wirkungen der Türkenkriege aufzuzeigen. Die Behauptung von Fodor geht im wesentlichen dahin, daß, trotzdem von 1570—1687 das Gebiet unter türkischer Herrschaft stand, die Bevölkerung doch kaum wesentlich gewechselt hat. Als Beweis führt er an, daß die Namen der Fronbauern vor und nach der Türkenzeit die gleichen sind, daß sich zwar ein Teil der Bevölkerung in die umliegenden Dörfer verstreute, sich aber wieder zurückfand. Als unbewohnter Platz taucht der Ort 1613 auf, 1672 hat er 135 Einwohner, in der Folgezeit liefert auch Nagyvisnyó Siedler für das Alföld. Vom zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts an geht man stark zum Ackerbau über, seit dieser Zeit scheint die freie Waldbrodung beendet zu sein¹⁷. Leider ist nicht ganz ersichtlich, ob die starke Bevölkerungsmehrung im 19. Jahrhundert vor allem durch die Intensivierung, d. h. im wesentlichen durch den Übergang von der Viehhaltung zum Ackerbau oder durch die Ablösung der bäuerlichen Lasten erfolgte. Die Zusammensetzung der Bevölkerung in diesem abgelegenen Dorf änderte sich in stärkerem Maße erst, seitdem durch den Bau der Eisenbahn (1908) fremde Bevölkerung zuströmte. Die Behauptung, daß keine Slowaken zugewandert seien, ist bei den slawischen Familiennamen nicht ganz verständlich. Aufschlußreich sind die Angaben über die vorgefundenen Reste einer lockeren Großfamilie („had“), die nach der Teilung der Grundstücke in der Zeit von 1850—1890 schon ihre wichtigste Grundlage verloren hatte. Im Jahre 1672 erscheint diese Form noch gleicherweise geltend als militärische, Haus- und Vermögensgemeinschaft. Es wäre sicher wertvoll, dieses durch die geschichtlichen Forschungen Fodors gründlich untersuchte Dorf sich in seiner gegenwärtigen Lage näher anzusehen.

Vom Gesichtspunkt einer politischen Volkskunde aus sind drei Veröffentlichungen zu beachten, die zwar in Methode und Erkenntnishaltung weitgehend voneinander abweichen, jedoch zumindest insofern gemeinsame Züge aufweisen, als sie einen Ort als Ganzes zu erfassen suchen. Dies sind das Buch von Erdei, „Soziographie des Bauerntums von Makó“¹⁸; die Gemeinschaftsveröffentlichung „Ver-

¹⁵ Gayer, Gyula, Gödörháza. — Benczur, Béla, Békésszentandrás. Beide in: „Acta Litterarum ac Scientiarum Regiae Univ. Hung. Francisco-Jos.“ II, 2. S. 128—162, 163—224. Segedin 1936. Mit kurzen deutschen Auszügen.

¹⁶ Fodor, Ferenc, Egy palócfaalu életrajza (Nagyvisnyó). Athenaeum. Budapest 1930. 73 S. 8°.

¹⁷ Allerdings nahm die Ausdehnung des Feldes nicht mehr zu, sondern die Wiesenründe drangen in den Wald vor.

¹⁸ Erdei, Ferenc, A makói parasztság társadalomrajza. Makó: Verl. Eszner Komitat 1934. 60 S. 8°. (Bibliothek des Eszner Komitats, Nr. 26).

sunkenes Dorf in Transdanubien, Leben der Gemeinde Kemse“¹⁹ und die Arbeit von Szabó, „Die Lage von Tard“²⁰. Erdei tritt uns später noch als Verfasser einer anderen Arbeit entgegen. Hier handelt es sich um eine Vorstudie zu einer soziologischen Gesamtdarstellung von Makó, die zunächst nur den ländlich-bäuerlichen Bevölkerungsteil erfassen will. Makó liegt in der Südostecke des Landes, hart nördlich des Mieresch (madj. Maros), dicht an der rumänischen Grenze, ist Komitatssvorort des Restkomitats Eszék-Ménfő-Torontál, im öffentlich-rechtlichen Sinne eine Stadt. Mit seiner Bevölkerung von 35 824 (1930) Einwohnern ist es in die Reihe der „Dorfstädte“, „Bauernstädte“, wie man sie genannt hat, einzuordnen, jener dörflich-bäuerlichen Großgemeinden der Großen Tiefebene, die als eine typische ungarische Siedlungsform und zwar vorwiegend des Madjarentums betrachtet werden muß. Erdei sieht die besondere Struktur der „Bauernstadt“ darin, daß es hier neben dem Landvolk auch eine Kleinbürgerliche und eine bürgerliche Schicht gibt. Aus diesem Grunde wird auch das Bauerntum als Einheit immer mehr gelockert: die Kleinbürger der Werkstätten und Büros sind für den Bauern Vorbild in ihrer verstädternden Lebenshaltung, die armen Leute fühlen sich allmählich als Proletarier. Trotzdem wird diese ländlich-bäuerliche Schicht bis zu einem gewissen Grade immer noch durch ein gemeinsames Gefühl gegenüber dem Städtischen zusammengehalten, das jedoch mehr ein Gefühl von der eigenen Minderwertigkeit und Unterlegenheit als ein echtes Standesgefühl ist. Die Makóer bäuerliche Gesellschaft wird als eine Gesellschaft geschildert, die sich in einem Auflösungsprozeß befindet, entsprechend der gesamtungarischen Lage überhaupt. Die Umwandlung meint das Aufgehen eines in sich geschlossenen Bauerntums in eine völlig andere Gesellschaft, in eine städtisch-bürgerliche, in der es vorläufig nur einen unselbständigen Teil bildet. In Ungarn setzte dieser Vorgang ungefähr mit dem Jahre 1860 ein, in dem die grundherrliche Ablösung, neue landwirtschaftliche Technik und Kapitalismus zu wirken begannen. Von dieser grundsätzlichen Einstellung geht der Verfasser aus. Die Darstellung der Vergangenheit Makós, zeigt — im übrigen als ein Beispiel von vielen —, daß das Aufbaugesetz der Mehrschichtigkeit für²¹ Ungarn in der Vergangenheit eindeutig galt. Das heute wirklich madjarische Makó, das außer Madjaren nur noch jüdische Bevölkerung hat (also eine gewisse Mehrschichtigkeit gibt es auch für die Gegenwart!), entwickelte sich zu seiner heutigen Gestalt seit dem Neuaufbau des Jahres 1704. Zu den madjarischen Siedlern kamen im 18. Jahrhundert russische, rumänische und slowakische. Die heutigen Griechisch-Katholischen, d. h. die ehemaligen Rumänen, treiben

¹⁹ Elsüllyedt falu a Dunántúlon. Kemse község élete. Mit Vorwort von Graf P. Teleki, P. Elek, B. Gunda, J. Hilscher, S. Horváth, G. Karfay, G. Kerényi, A. Koczogh, J. Kovács, J. Pócsy, L. Torbágni. Budapest 1936. Sylvester Irodalmi és Nyomdai Intézet R. T. (Sylvester Institut für Schrifttum und Druck AG.), 158 S. 8°.

²⁰ Szabó Joltán, A tardi helyzet, 3. Aufl., Budapest 1937. Verlag Ezerépfalvi. In der Reihe: Szolgálat és Irás Munkatársaságának könyvei; Redaktion: Boldizsár, Iván. 239 S. 8°.

²¹ Mehrschichtigkeit = jede soziale Schicht ist zugleich eine nationale. Siehe Gunther Ipsen, Programm einer Soziologie des deutschen Volkstums. Berlin 1933. Junker u. Dünhaupt. 24 S.

meist Schafzucht und sind in gewissen Handwerken (Schuster) besonders stark vertreten, die Reformierten (Madjaren) sind meist Zwiebelgärtner (Makós wirtschaftliche Grundlage ist der Zwiebelanbau), die Juden sind Zwiebelhändler. So stellte früher im Aufbau der Gemeinde jede vollkliche Schicht eine gesellschaftliche bzw. eine Berufsgruppe dar. Diese Mehrschichtigkeit verliert sich heute auch in ihren letzten Relikten, indem sich die Wohngliederung, die früher organisch den einzelnen Gruppen entsprach, verwischt, indem Mischheiraten häufiger werden, und die gesellschaftliche Gliederung in Umwandlung begriffen ist. Auch die alten Gemeinschaftsformen lösen sich heute auf, so die lockere Form der Großfamilie (s. u.) und die Weidengenossenschaft, an ihre Stelle tritt allmählich die moderne Genossenschaft der Zwiebelerzeuger. Erdei schildert einen Zustand der Auflösung, stellt den alten zerfallenden Lebens- und Gesellschaftsformen die neuen werdenden gegenüber. Trotz der Begründung mit geschichtlichen Angaben und der täglichen Erfahrung bleibt die Zeichnung der Gegenwart etwas zu sehr im allgemeinen, die Verschmelzung von Gesamtschau und Wirklichkeitserfahrung aus der einzelnen Zelle ist noch nicht völlig erreicht. Aus der Vergangenheit soziologische Aufbauprinzipien abzuleiten, wurde nur zum Teil versucht. Erdei arbeitet hier wissenschaftlich, im wesentlichen beschreibt er und sucht aus seiner Gesamtschau zu deuten. Den konkreten — aus der Sache entwickelten Begriff finden wir nur selten.

Gzabós Buch ist von anderer Art, sein Ziel ist eindeutig öffentliche Meinung zu machen. Dieses Buch ist bezeichnend für die gegenwärtige Situation: von einem sehr jungen Menschen in einer publizistischen Form geschrieben, die breite Kreise anspricht, dabei keineswegs im allgemeinen bleibend, sondern vielmehr sehr deutlich und eindeutig auf die „Wirklichkeit“ eingehend. Bezeichnend für die gegenwärtige Lage ist auch Wirkung und Erfolg dieses Buches; nahm man doch im Landtag dazu Stellung, bezeichnete man es doch als aufreizend und gefährlich! Zur Erklärung wollen wir hier nur soviel hinzufügen, daß Gzabó auch an der „Magyar Szemle“ (s. o.) mitarbeitet. 1937 erschien „Die Lage von Tard“ schon in dritter Auflage, einer Auflagezahl von 3000 können sich heute in Ungarn kaum schönliterarische Werke rühmen. Tard ist ein Dorf am Fuß des Bükkgebirges, im Komitat Borsod, 11 km von Mezökövesd entfernt, hatte 1930 2317 Einwohner, meist Katholische, ihrem Ursprung nach völlig im Madjarentum aufgegangene Slowaken. Tard gehört zu der Gruppe der Matyhódörfer, die in gewissen ungarischen Filmen nur zu oft als „besonders echte madjarische Siedlungen“ dargestellt werden. Mezökövesd ist der Haupterzeugungsort jener bunten Stickerien, die überall im Land von den Hausierern feilgeboten werden. Auch in Tard pflegt man eine einfachere Spielart dieser Stickerie, und hier wohnen auch Teilnehmer des „Gyöngyösbokréta“ (= „Perlenstrauch“), jener Gruppe, die zu einigen Malen im Jahr auf der Budapester Bühne Volkstanz und Volkslied darstellen soll. Die Darstellung von Tard enthält so zugleich eine Kritik dessen, was zwar oft auf den Fremden — und d. h. auch auf

den Budapester — als „Volkstum“ wirkt, was aber gerade in dieser etwas übersteigerten Form oft nur zu wenig echt und ohne genügende Überlieferung ist.

Landschaft, Geschichte und Herkunft des Volkstums; die „soziale Lage“, die Kräfte, die von außen auf das Dorf wirken („die verbürgerlichenden Kräfte“), die Kräfte der Volkskunst; Gemeinschaftsformen im Dorf; die Entwicklungsrichtung der Gesellschaft, das sind die locker gefügten aber folgerichtig zusammengefaßten größeren Abschnitte.

Es handelt sich dem sozialen Typus nach um ein Großgrundbesitz-Dorf, von dessen Ackerboden mehr als zwei Fünftel zum Koburgschen Fideikommiß gehören. Da neun Zehntel der Bevölkerung von der Landwirtschaft leben, so ist der Lebensraum zu gering: auf eine Familie entfallen nicht mehr als drei Joch an eigenem Boden; wenn man den Großgrundbesitz einrechnet, der immerhin zum Nahrungsraum gehört, nicht wesentlich über fünf Joch. Die Agrarreform änderte so gut wie nichts an den Besitzverhältnissen. So ist der Lebensraum zu klein: ein erheblicher Teil der Bevölkerung muß außerhalb des Ortes seinen Lebensunterhalt verdienen. Ein derartiger Dorfstypus ist gerade in der Landschaft unterhalb von Matra und Bükk häufiger zu finden. Trotzdem wird doch bis zu einem sehr hohen Grade die Geschlossenheit des Dorfes bewahrt, und zwar aus dem Grunde, weil die kleinste Lebenszelle, die Familie, noch von einer erheblichen Festigkeit ist. So sind die Väter Zwergbauern, Landarme auf eigener Scholle, während die Kinder als landwirtschaftliche Wanderarbeiter zum Gesamteinkommen der Familie beitragen. Eine Reihe von Beispielen von der Lage der einzelnen Familien werden angeführt. Die Ernährungsverhältnisse, hauptsächlich nach den Aufzügen von 100 Schulkindern aufgezeichnet, wirken in ihrer allzubreiten, sich immer wiederholenden Darstellung wie bewußte, wenn auch verhaltene Agitation. Ein Dorf mit verkümmertem Bauerntum und Landarmen soll für die große Öffentlichkeit als Lebensform einer breiten Schicht dargestellt werden. Dieses kann äußerlich und innerlich eigentlich nur ertragen werden, weil die Familie als Gemeinschaft noch in sich geschlossen ist. Dabei liegt der Nachdruck auf der Familie als Arbeitsgemeinschaft, denn die Frau wird vor allem nach ihrer Arbeitsfähigkeit gewählt, und der Wille zum Kind ist noch stark, weil Kinder zugleich Arbeitskräfte bedeuten; vor allem aber gibt es auch dann, wenn die Kinder schon außerhalb der Hausgemeinschaft selbständig Geld verdienen, nur die Gesamtfamilie als wirtschaftliche Gemeinschaft: keiner verdient etwas für sich als Einzelperson, sondern aus der Arbeit der Eltern, die den Boden halten und bebauen, und der Jungen, die in Lohnarbeit gehen, wird der Unterhalt für die Gesamtfamilie bestritten. Und doch geht eben gerade von dieser Wanderarbeit die Zersetzung der bäuerlichen Welt aus, der die Alten noch fest verbunden sind, weil die Jungen draußen das Selbstbewußtsein des Arbeiters gewinnen, weil sie mit neuen Wünschen heimkommen, die selten davon sprechen, was man will, als vielmehr davon, was man nicht will: heraus aus dem Dorf, los von der Feldarbeit. Praktisch läßt sich dieser Wunsch nur in den seltensten Fällen verwirklichen. Weiterhin ist es die auf die Bühne gefragene

Volkskunst, die alte Formen zersetzt, das künstliche Volkslied, das kleinbürgerlich-sentimentale, tötet das echte. Kurz zusammenfassend könnte man sagen: das Schicksal eines Dorfes wird gezeichnet, das durch Raumnot, die die Überlagerung durch den Großgrundbesitz herbeiführte, sich nach außen wenden muß und durch die Einflüsse der „bürgerlichen Gesellschaft“, und zwar vorwiegend die proletarischen und die kleinbürgerlichen seinen bewußten oder unbewußten Willen zu seiner eigenen Geschlossenheit verliert und durch die Verneinung seiner selbst zerfällt. Und dies Ergebnis, mit dem der Verfasser, der Art und der Absicht seines Buches entsprechend, abschließt, lautet (S. 218): „Die Lage nicht zu kennen, ist heute eine der größten Sünden gegen Nation und Madjarentum, und an dieser Sünde haben wir alle teil. Nicht nach der Erkenntnis handeln, kann verhängnisvolle Folgen haben. Die Diagnose in Tard: den Lenten in Tard ist keine Möglichkeit zu einem menschlichen Leben auf der Flur von Tard und innerhalb des Bauerntums gegeben, und für sie ist auch kein Platz außerhalb der Flur von Tard und außerhalb des Bauerntums. Auf der Oberfläche kommt kaum etwas zum Vorschein, das Dorf ist anscheinend heiter, die Menschen liebenswürdig und freundschaftlich, die reiche Stickerei ihrer Gewänder blüht rot in das Auge des Gastes, und die dicken Wände verbergen das karge Mittagsmahl.“

Die Frage nach den Gründen für die biologische Kraft einer Volksgruppe ist in Ungarn in den letzten Jahren oft genug gestellt worden und zwar meist aus dem unmittelbaren Geschehen heraus, das man teils vergrößerte, teils übertrieb, und das man für einen Landesteil (das südöstliche Transdanubien = westlich der Donau) leidenschaftlich folgendermaßen darstellte: die biologische Kraft des Madjarentums läßt nach, damit zugleich sein Wille, sich im Raum auszudehnen, oder auch nur zu halten, und in die Lücken dringt das geburtenfreundige Deutschtum ein. Die Arbeit „Das versunkene Dorf in Transdanubien“ greift diese Frage in allen ihren Zusammenhängen mit wirklicher Ernsthaftigkeit und mit sehr gründlich durchdachter wissenschaftlicher Methodik an. Überdies ist diese Methode in sich geschlossen und folgerichtig: alles wird stets immer wieder unter dem Gesichtspunkt der Ganzheit dieser Lebenswelt betrachtet, eben diese „gesellschaftliche Einheit als solche“ ist Gegenstand der Untersuchung und zwar unter dem einen Gesichtspunkt: wie kam es, daß der Lebenswille nachließ, in welchen Formen äußert sich das und wozu muß das führen? Damit ist auch unmittelbar auf den Menschen gezielt. Wie die Frage der Wanderarbeiter von Tard eben nicht nur die Frage dieses einen Dorfes ist, so ist noch viel weniger die Frage von Kemse, die des Einkindersystems, die Sonderfrage irgendeines Dorfes, sondern sie ist eine der Lebensfragen des Madjarentums, und als solche will sie in dieser ihrer Widerspiegelung in einer kleinen Zelle nach dem Willen der Verfasser auch verstanden werden.

Eine Pfadfindergruppe, deren Mitglieder als Studenten fast alle gemeinsam in einem Studentenheim wohnen und in den verschiedensten Disziplinen arbeiten, unternimmt die Arbeit. Demnach steht dem Dorf als gesellschaftlicher Einheit eine geschlossene Gemeinschaft gegenüber: dies ist eine

der Grundvoraussetzungen der Arbeit — deren Sinn wir aus unseren deutschen Arbeitserfahrungen nur voll begreifen können. Die lange Vorbereitung jeder Art in Theorie und Praxis (Durcharbeiten anderer Landschaften, der Gesamtlandesverhältnisse, einzelner Probleme, praktische Landeskennntnis, Sozialarbeit) trug noch dazu bei, die Grundlagen zu verstärken. Die theoretischen Erörterungen zeigen die Wirkungen des Freyerschen Begriffes von der Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft, von Gustis Arbeiten und von Mauniers System und ungeachtet, bzw. bei der sinnvollen Einbeziehung dessen, den Willen, zu eigenen Arbeitsmethoden vorzustoßen. Außerordentlich günstig für die Arbeit war die Kleinheit des Dorfes: 142 Menschen wohnen im Dorf (um die es eigentlich geht) und 86 auf den verwaltungsmäßig dazugehörigen herrschaftlichen Vorwerken (puszták). Kemse liegt in der Südbaranya, im Bezirk Szentlőrinc, im Drau-Überschwemmungsgebiet, abgeschlossen von der Umgebung, es gehört damit zur „Drmánság“, dem Gebiet, das als typisches Stagnations- und Rückgangsgebiet schon stets den Gegenstand von Untersuchungen abgegeben hat. Haufe²² gibt für den Bezirk Szentlőrinc von 1869—1921 einen Rückgang der ländlichen Bevölkerung von 30% an. Der Lebensraum ist heute eng wegen des Großgrundbesitzes (typisch für die gesamte Drmánság) und wegen der besonderen Lage inmitten des Waldes des Überschwemmungsgebietes. Wie sehr aber gerade die Tatsache, auf welchen Raum man sich beschränkt (abgesehen von einem unter Umständen fremden politischen Druck) von der Volksart abhängt, wird durch die Behauptung unterstüßt, daß Deutsche in diesem Falle sicher den Wald gerodet hätten, während die Siedler von Kemse, auf deren Zusammenhang mit mediterranean und kroatischen Lebensformen auch im Wirtschaftskapitel (Sammelnwirtschaft) und im Volkskundekapitel hingewiesen wird, sich eben mit dem wald- und wasserfreien Raum als Anbaufläche begnügten. Wald und Wasser waren aber infolge des Charakters der Sammelwirtschaft durchaus Nahrungsraum, blieben es vor allem bis zur Grundablösung von 1848, die das Nutzungseigentum auf den eigenen Individualbesitz beschränkt, und das Jagen, Weiden und Fischen auf dem nunmehr auch individualistischen Herrschaftsgrund ausschließt. So bedeutet die Bauernbefreiung in diesem Falle eine Einschränkung des Lebensraums, und dementsprechend sinken ab 1850 die Eheschließungszahlen und die Geburtenzahlen stagnieren von nun an. Die äußerst gründliche Durchforschung der Bevölkerungsbewegung (1801—1935) bis in alle Einzelheiten vermeidet Fehlschlüsse, und die Kleinheit des Gegenstandes erlaubt für die Gegenwart und z. T. für die nächste Vergangenheit die Frage nach jeder Familie als einem Ganzen. Aus der Tatsache, daß in den letzten 100 Jahren 88 Männer nach Kemse einheirateten und zwar alle aus der Drmánság, wird eine ganze Reihe von Erkenntnissen abgeleitet: 1. Menschen aus einem Gebiet mit gleichfalls schwacher, natürlicher Vermehrung, brachten auch keinen Lebenswillen ins Dorf; 2. die Struktur der Familie ändert sich grundlegend,

²² Helmut Haufe, Die Bevölkerung Europas. Neue Deutsche Forschungen. Berlin 1936. Verlag Jundker u. Dünnhaupt.

indem der meist arme, einheiratende Schwiegersohn, der zunächst nicht auf seinem eigenen Grund lebt, vor allem von den Schwiegereltern abhängig wird; so bestimmt von nun an die Frau weit mehr das Leben der Familie (siehe unten die rumänischen Untersuchungen über Balint im Banat). Die Geburtenzahlen stagnieren bis 1880 und sinken dann. Heute hat schon die Drmánság nicht mehr genug Menschen für die Einwanderung, und Mischehen zwischen Kroaten (ungarländischen) und Madjaren sind die neueste Erscheinung: Zerfall der restlichen volklichen Bindungen. Begrifflich werden in der Entwicklung des Einkindsystems, bzw. zum Einkindsystem drei Phasen festgelegt:

1. Geordnete Lebensumstände, gläubige, in die Zukunft vertrauende Gesellschaft bis in die 60er Jahre.

2. Änderung der Lebensverhältnisse: zuerst wirken nur wirtschaftliche Gründe.

3. Nun Einkindsystem als sittliches System, bei weiterem Wirken materieller Gründe, die Ärmsten sind die „am weitesten Fortgeschrittenen“. So vollzog sich der Weg vom Einkindsystem zum Reinkindsystem — zum ehelosen Leben. In der Gegenwart würden äußere Reformen nicht helfen, denn auf der jetzigen Generation lasten 1. die von den Ahnen ererbte, angelegte Struktur, 2. Wirkungen und Erfahrungen des eigenen Lebens, 3. von anderen erfahrene Wirkungen.

Der These von der dritten Entwicklungsphase entsprechend wird eingestanden, daß die wirtschaftliche Erforschung der Gegenwart die geringsten Ergebnisse geliefert habe. Immerhin wird der Zerfall wirtschaftlicher Gemeinschaftsformen aufgezeigt. Der Sinn des Buches liegt vor allem darin — um hier den Bericht über die an sich bis ins Kleinste höchst aufschlußreichen Einzelheiten zu schließen —, daß die Entwicklung zum Einkind- und Reinkindsystem als ein *seelischer Gesamtvorgang* gefaßt wird. Um Mißverständnissen und Mißdeutungen vorzubeugen, möge dies näher ausgeführt werden. Klar und deutlich werden die *politischen* Wirkungen und die durch die „Natur“ bedingten wie die Erbanlagen der Volksart einbezogen. Es handelt sich also um keine „moralische“ Betrachtung der Dinge im Sinne einer kirchlichen Moral, wie sie für Ungarn Pezenhoffer²³ lieferte. Die Behauptung ist vielmehr folgende: durch politische Handlungen, d. h. des Staates, der Oberschicht (die natürlich auch seelisch bedingt sind), wird eine wirtschaftliche Lage herbeigeführt, die eine bestimmte Volksart zu ganz bestimmten Reaktionen veranlaßt. Dieses sich nun gleichsam aus eigener Wurzel entwickelnde seelische Geschehen wird gewissermaßen als *Krankheitszustand* weiter verfolgt. Die ausgezeichneten Betrachtungen über die Familie und die feinen Beobachtungen im Kapitel über „Das seelische Leben in Remse“ dringen nicht etwa von Allgemeinheiten, sondern von vielen konkreten Einzelzügen zu der Erkenntnis vor: *seelische Krankheit* bedeutet *Schwäche des Lebenswillens*; bedeutet, daß die Menschen nicht (in diesem

²³ P. Antal, A demográfiai viszonyok befolyása a népszaporodásra (Der Einfluß der demographischen Verhältnisse auf die Volksvermehrung). 1922.

Fälle nicht mehr) ihre Anlagen im Sinne eines gesunden Lebens weiter entwickeln, sondern bestimmte menschliche Kräfte krankhaft über- bzw. unterbetont haben²⁴. Deshalb können die Verfasser den Einzelmenschen wie dem ganzen Dorf gegenüber auch die einzig mögliche Haltung einnehmen: nicht die des moralischen Predigers, sondern die des Arztes, der eine Diagnose stellt. Trotzdem: die letzte Entscheidung auch über das Schicksal dieses Dorfes liegt selbstverständlich außerhalb seiner selbst.

Wenn zweifellos auch die Lage von Kemse in seiner Abgeschlossenheit eine besondere ist, und die Kleinheit des Ortes Ergebnisse ermöglichte, die nicht so ohne weiteres an einem größeren Gegenstand nachzuprüfen sind, so bleibt doch der über die Betrachtung dieses einzelnen Gegenstandes hinausgehende Wert des Buches davon unberührt. Sein Platz unter den besten Arbeiten zur politischen Volkskunde Ungarns wird ihm wohl kaum so schnell streitig gemacht werden.

Im Zusammenhang mit dem „Soziographischen Institut“ und dem „Dorfforschungsinstitut“ Professor Steineders in Budapest, das — im wesentlichen von Fragen der Gemeindepolitik ausgehend — statistische und soziographische Daten über den Aufbau der Dörfer sammelte, erschienen einige methodische Schriften. So von Bodor „Der Leitfaden der Dorfforschung“²⁵ und früher von Bene, „Die Gesellschaft des ungarischen Dorfes“²⁶. Bodor gibt einen Überblick über die bisherigen Ansätze zur Dorfforschung in Ungarn und über ausländische Bestrebungen. Die hohe Bewertung der amerikanischen „Rural Sociology“ zeigt ungefähr die Richtung an. Einerseits wird die „Dorfmonographie“ gefordert als Darstellung der natürlichen, menschlichen und historischen Kräfte, andererseits die „Soziographie“: das „Kranke“ aufzuzeigen und gesellschaftlichen „Problemen“ nachzugehen. Die Zusammenstellungen der „Hilfsquellen“ ist zweifellos eine sehr brauchbare Anleitung zur Arbeit. Weiterhin stellt Bodor einen sehr ausgedehnten Fragebogen zusammen, der von der „Natur“ ausgehend über „Geschichte“ und „Geist“ zu „Gesellschaft“ fortschreitet. Die Schwierigkeit, diese Grundbegriffe immer klar zu bestimmen und letzten Endes doch der Mangel eines wirklichen Gezieltseins sind nur zu deutlich. Andererseits sind so ziemlich alle Fragen aufgestellt worden, die man aufstellen kann und es muß außerdem anerkannt werden, daß sie im einzelnen durchaus von den Gegebenheiten der ungarischen Wirklichkeit ausgehen.

Das aus den ersten Anfängen der Steinederschen Arbeit stammende Buch von Bene geht immerhin auch von Erfahrungen aus und bringt eine Menge von Einzel-

²⁴ In diesem Zusammenhang sei auf das Buch von Kurt Gauger, Politische Medizin (Hanseatische Verlagsanstalt). Hamburg 1934. 64 S. hingewiesen, dessen Grundeinsichten für eine politische Volkskunde von großer Bedeutung sein könnten, und die mir hier schon — sicher völlig unabhängig von dem Verf., aber doch wohl im Zusammenhang mit der Denkweise — angewandt erscheinen.

²⁵ Bodor, Antal, A Falukutatás vezérfonala. Budapest 1935. Hrg.: A Magyar Tarsaság Falukutató Intézete. 63 S.

²⁶ Bene, Lajos, A magyar Falu társadalma. Budapest 1925. Hrg.: „Falu“ Földműves Szövetség. 144 S.

heiten über bäuerliches Leben und bäuerliche Schichtung. Ziel der Arbeit war, dem Städter überhaupt zu sagen, wie das Dorf aussehe.

Die Schwierigkeit der Aufgabe zeigt sich bei diesen Arbeiten vor allem, wenn man zur „Volkspsychologie“ vorstoßen will. Bene kommt auf diese Weise zu allzu einfachen Lösungen gesellschaftlich-politischer Fragen, und Bodor geht von völlig unzulänglichen Grundlagen aus. Dies gilt auch für einen ähnlichen Leitfaden: Ujászzy, „Das Dorf, Anleitung zur Erforschung des ungarischen Dorfes“²⁷. Der Verfasser, der aus der Reformierten Hochschule von Carospatat stammt, in der ebenfalls eine Gruppe Dorf- und Bauerntumforschung betreibt, geht zweifellos von der richtigen Grundlage „Das Dorf als Gemeinschaft“ aus, aber der Mangel begrifflicher Klarheit und die allzu starke Zeichnung des Glaubensbildes als eines geradezu theologischen, wie die unorganische Angliederung der „Volkskunde“ als eines isolierten und besonderen Teils, läßt das Ganze nicht zur Abrundung kommen. Die These „Bauernkultur als selbständige Lebensform“ zeigt den Zusammenhang mit den Versuchen, das Gesamtvolk von diesem Begriff her zu bestimmen, und ebenso mit Tomori und Ortutay. Abgesehen von allen bisherigen wissenschaftlichen Ergebnissen, ist auf jeden Fall deutlich, daß die wissenschaftliche Dorfforschung heute in Ungarn als Schulung der Hochschuljugend schon einen ganz bestimmten Platz einzunehmen beginnt.

Eingangs wurde schon darauf hingewiesen, daß das Dorf nur einen Ausschnitt der ungarischen Agrargesellschaft darstellt, weiterhin gehören dazu „Bauernstadt“ und „Lanya-Welt“. Gerade die eigenartige, unter besonderen Lebensgesetzen stehende Welt der Einzelhöfe wurde wiederum Gegenstand verschiedenster Darstellungen.

Das Buch von Jlyés „Volk der Puszten“²⁸ erzählt allerdings nicht von der Welt der bäuerlichen Einzelhöfe, sondern von den Lebensverhältnissen des Gefindes auf den herrschaftlichen Vorwerken („puszták“). Der Journalist Jlyés gibt hier politische Sozialkritik in Form einer Reportage, die sicherlich in vielen Einzelheiten lebensnah ist und mit der Grundbehauptung, daß die Puszta mit dem „Dorf“ nicht die geringste Beziehung habe, eine bekannte Tatsache unterstreicht. Es ist aber eine Frage des politischen (im weitesten Sinne) Takttes, was man in einer bestimmten Lage aussprechen soll und in welcher Form. Die Schilderung des Verfalls und der Schäden ganz für sich — und mögen sie auch in weitem Ausmaß vorhanden sein — ohne irgendein positives Gegenbild zu erheben oder auch das zu zeichnen — und sei es auch wenig — was noch „in Ordnung“ ist, kann auch eine sehr negative Wirkung haben. Das Buch ist vielleicht deshalb typisch, weil es — wie auch die meisten anderen journalistischen bzw. publizistischen Arbeiten, einfach noch nicht eine Gruppe aufrufen kann, die unter eindeutigen Zeichen und Befehl zu denken und zu handeln gewohnt ist. Manchmal wird es recht eindeutig Anklage. Wie weit diese berechtigt

²⁷ Ujászzy, Kálmán, A falu, Utmutatás a magyar falu tanulmányozásához. Carospatat, 1936. Druckerei: Kisfaludy Laszló. 100 S.

²⁸ Jlyés Gyula, Pusztaák népe (Volk der Puszten). Budapest. Verlag: Nyugat, 287 S.

ist und welche Folgerungen sich daraus ergeben, soll hier nicht entschieden werden. Daß die historische Einleitung die Dinge auch etwas zu sehr vereinfacht, liegt auf der Hand, wenn die Befindfrage der vorkapitalistischen Zeit mit der der kapitalistischen gleichgesetzt wird. Das kleine Büchlein von Szabó über die Kecskeméter Tanyen²⁹ zeigt auf Grund örtlicher Quellen, daß es schon vor Beginn des 19. Jahrhunderts bewohnte Tanyen gab. 1592 ist im Protokollbuch der Stadt schon das Wort „tania“ zu finden, aus einer anderen Stelle geht hervor, daß es schon um 1500 draußen auf der Flur Tanyen gab. Vorher galt dafür das Wort „szállás“, was zunächst soviel wie Sommerunterkunft des Viehes bedeutete. Jahrhundertelang stehen aber die Worte szállás und tanya nebeneinander. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts standen auf der tanya nicht nur Rohrhütten, sondern richtige Wohnhäuser. Szabós These, daß die Entstehung der Tanyen nicht die Bevölkerungsvermehrung, sondern die Vergrößerung der städtischen Gemarkungen infolge der Verwüstungen der Türken- und Tatarenzüge zur Ursache habe, ist bis zu einem gewissen Grade richtig, stimmt aber für den späteren Ausbau nicht mehr; eigentlich schränkt er ja diesen Satz auch durch seine eigenen Angaben über die spätere Bevölkerungsbewegung ein. Zugleich wird die Tanyasiedlung als folgerichtiger, aufs neue hervorgetretener Ausdruck der urmadjarischen Viehzucht gewertet. Nicht immer zu den gleichen Ergebnissen gelangt Papp³⁰ in seiner siedlungsgeschichtlichen Studie über den gleichen Gegenstand. Für 1781 gibt er auf den Tanyen eine Bevölkerung von 1080 in 225 Häusern (Stadt: 21 237), unmittelbar nach 1848/49 von 7000 und heute von 40 000 (Hälfte der Bevölkerung) an. Neben der historisch aufschlußreichen Skizze von Szabó, ist eine Segediner Dissertation³¹ zu nennen, die ein Teilgebiet der Segediner unterstädtischen Tanyen beschreibt, aber leider außer einigen bevölkerungsgeschichtlichen und agrarstatistischen Angaben kaum etwas bietet.

„Die Lage von Tard“ von Szabó, in stärkerem Maße „Volk der Pustten“ von Illés, sind als Sozialkritik zu werten, ähnlich die drei Bücher, die im folgenden näher gekennzeichnet werden sollen, und die ein geschlossenes Bild großer Landschaften, und damit stets eines großen Ausschnittes der gesamten Landesprobleme geben wollen. Allerdings ist ihre Art der „Sozialkritik“ eine verschiedene.

Veres gibt in seinem kleinen Heftchen über das „Bauerntum des Alfölds“³² zwar eine Sozialkritik vom Bewußtsein des Kleinbauern, Zwergbauern, Landarbeiters aus, die nicht nur deshalb bei ihm in einen Begriff des „unbürgerlichen“ Bauern verschmelzen, weil sich die Sozialdemokratie dieses heute 40jährigen, schreibenden Landarbeiter-Kleinpächters annahm, sondern weil bei der Verkümmern großer Bauernschichten in Ungarn diese Gruppierung vielerorts auch bestimmt eine Einheit bilden

²⁹ Szabó Kálmán, Kecskeméti tanyák. Kecskemét 1936. Verlag: Kecskeméti Lapok, 55 S.

³⁰ Papp László, A Kecskeméti tanyatelepülés kialakulása (Die Ausbildung der Kecskeméter Tanyasiedlung). In: „Acta Litterarum ac Scientiarum Regiae Univ. Hung. Francisco-Jos.“ II, 2. S. 89—172. Segedin 1936. Mit kurzem deutschen Auszug.

³¹ Széll Márta, Zákány, Szeged (Segedin) 1936, 41 S.

³² Veres Péter, Az Alföld parasztsága. Budapest 1936. Verlag: Oraveg, 87 S.

kann. Viel wichtiger als die „Sozialkritik“ ist etwas anderes, das ihn einerseits seelisch mit bäuerlich-konservativer Lebenshaltung und andererseits mit neuen Volksbegriffen verbindet. Von der täglichen Wirklichkeit und einer geschichtlichen Sicht ausgehend, wird versucht, das Wesen des Bauerntums im Alföld zu zeichnen. Jene oben genannten unteren bäuerlichen Schichten, mit genügendem Selbstbewußtsein ausgestattet — das übrigens aus einer gesunden, man möchte fast sagen, freibäuerlichen konservativen Lebenshaltung stammt, die wesentliche Kräfte aus dem Calvinismus schöpft — sind die echten Vertreter freien Madjarentums. In den anderen Landesteilen Großungarns gab es „Geschichte“, dort gab es „Ungarische Kultur“, aber um den Preis der Eigenständigkeit: diese Kultur erwuchs nicht aus eigener Wurzel, sondern sie war im wesentlichen Übersetzung des Fremden und das heißt — des Deutschen. Deshalb muß es auch in Ungarn den tiefen Riß zwischen der Kultur der oberen Schicht und der des Volkes geben. Im Gegensatz dazu blieb das Alföld geschichtslos, seine Bevölkerung hatte niemals ein Verhältnis zum Staat, auch nicht zur national-demokratischen Idee Kossuths und ebensowenig zum Nationalstaat modernster Prägung, sie blieb eine „typisch unpolitische Menschen-Gruppe“. Dies ist zunächst die negative Kennzeichnung des Menschentums dieser Landschaft. Aber daß es stets auf seine Art „frei“ blieb und nie zum Diener der Herren wurde, daß es durch Lebenshaltung und Lebensgewohnheiten innerlich verbunden ist, macht es zu einer wirklichen Einheit. Das Blut ist zwar verschieden, aber Alföldbauerntum ist trotzdem einheitlich, ist „faj“, d. h. Rasse, eigentlich „Volksart“, denn „Wir sind keine Turanier und keine Urier, wir sind Madjaren“ (S. 14). Dieses bäuerliche Volkstum der Großen Tiefebene — im Gegensatz zu den überfremdeten anderen Landschaften, zu den „Herren“, und zu den Städten, die nichts darstellen — wird dem eigentlichen Madjarentum gleichgesetzt, und so entsteht bei Veres der neue Begriff eines madjarischen bäuerlichen Nationalismus. Dieser Begriff ist inhaltlich erst zu einem Teil bestimmt, aber er findet sich auch bei anderen (Féja, Erdei) und hat sogar eine (wenn auch recht angreifbare) philosophische Grundlegung seiner Voraussetzungen gefunden (Tomori).

In der Reihe „Die Entdeckung Ungarns“ (Magyarország Felfedezése), die eine Darstellung des gesamten Landes nach Landschaftsräumen geben will, erschienen bis jetzt die drei Bände von Féja, „Wetterdecke“³³, von Erdei „Flugsand“³⁴ und von Kovács „Die stumme Revolution“³⁵. Féja geht an die Darstellung seines Gebietes, der unteren Theißlandschaft, d. h. in diesem Falle der Komitate Békés, Szeged und Szabolcs-Nagy-Szolnok von einem scharf umrissenen politischen Standpunkt heran: er will zeigen, daß die herrschenden Schichten und Mächte in Ungarn den eigentlichen Volkswillen als geschlossenen politischen Willen niemals zur Auswirkung kommen ließen, sondern daß das Bauern-

³³ Féja Géza, Viharsarok. Budapest. Verlag: Athenaeum, 275 S., 80, 2. Aufl.

³⁴ Erdei, Ferenc, Fűtőhomok. Budapest. Verlag: Athenaeum, 242 S., 80.

³⁵ Kovács, János, A néma forradalom. Budapest 1937. Verlag: Eszterházy, 262 S., 80.

tum als Kern madjarischen Volkstums bisher seine geschichtliche Aufgabe nicht erfüllen konnte. Eine Form der Siedlung hebt er heraus, die er immer noch für die positivste im Sinne der von ihm erstrebten Volksordnung hält: die ländliche Großsiedlung. Denn den Marktflecken und den „Bauernstädten“ schreibt er das Verdienst zu — im Gegensatz zu den kleinen Dörfern anderer Landschaften — ein bäuerliches Selbstbewußtsein gefördert zu haben. So bildet sich in diesen Orten eine bestimmte Art der politischen Demokratie heraus und endlich kommt der politische Wille der Landarbeiter in den Bewegungen des „Bauernsozialismus“ seit den 90er Jahren zum Ausdruck. In diesen Schichten und nicht im Kleinbauern, dem „kiszgazda“ sieht Téja heute die politischen Kräfte, die sich gegenüber der herrschenden Mittelschicht, die ihren Charakter eigentlich durch die abhängige Beamtenschicht erhält, durchsetzen könnten. Allerdings hat sich bisher — nach der Ansicht des Verfassers — der Volkswille oft nur in der Form der „Empörung“ und der „Anarchie“ äußern können, weil man ihm von oben andere Möglichkeiten verschloß. Heute könne das Land allein gerettet werden, wenn man den von unten ausbrechenden Plänen und Absichten Raum gebe. Soweit der politische Standpunkt des Verfassers. Ist er wirklich ein politischer Standpunkt? Für uns ist nur diese Fragestellung von Bedeutung; der ungarische Staatsanwalt sah die Lage anders und erkannte auf „Schmähung der Nation“. Uns kommt es vor, als ob der Verfasser in kritischen Kategorien von der „Gesellschaft“ und der „sozialen Lage“ allzusehr befangen, zu eigentlich politischen Begriffen noch kaum vorgestoßen sei. Aber ohne Zweifel ist auch dieses Buch Ausdruck eines heute weitverbreiteten Gefühls, das man schon fast als Einsicht bezeichnen möchte: daß ohne gesellschaftliche Umschichtungen Ungarn nicht bestehen könne. Diese Einsicht verbindet „Konservative“ wie Gzeffü mit Revolutionären wie Téja, mögen sie auch im übrigen durch ihre Grundhaltung völlig voneinander getrennt sein.

Im übrigen schildert Téja die einzelnen Orte dieses Gebiets, Siedlungen, in deren Landarbeiter- und früheren Erdarbeiter-schichten („kubikusok“ lebten von Kanalbau und Flußregulierung) der Agrarsozialismus Wurzeln schlug. Das Ssongráder Komitat, in dem der Großgrundbesitz auch heute noch in den „eszmei községek“ die unseren ehemaligen Gutsbezirken ähneln — seine politische Macht bewahrt hat — wird besonders zum Gegenstand einer ausführlichen Schilderung; die „Sekten“ als Form der Empörung und der ohnmächtigen Revolution, die sich nur aus dem unmittelbaren politischen Bereich auf ein anderes verlagert, müssen wohl in vielen Fällen so gesehen werden, wie sie Téja sieht, allerdings bedeuten sie in manchen Fällen auch ergebnisvolle Resignation.

Téja sieht in den meisten Abschnitten der ungarischen Geschichte das Auseinanderklaffen vom Volksgedanken und „politischem Nations“gedanken (spezifisch madjarisch-ungarischer Begriff seit 1867 vor allem), gerade deshalb könnte man vermuten, daß sich hier ein neuer Volksgedanke des Madjarentums — mag er vorläufig auch in der Kritik der eigenen Geschichte voll Verbitterung oft zu weit gehen — durchzu-

ringen versuche. Aber seine Wertung der deutschen Volksgruppe weicht jedenfalls nicht wesentlich von einer in Ungarn weitverbreiteten ab. Er spricht zwar nur an zwei Stellen von der deutschen Volksgruppe, an einer Stelle nennt er Deutsche (eine Volksgruppe von gegen 600 000) und Rumänen (die Bevölkerung einiger Grenzsorben) in einem Atemzug „entschlossen und einseitig chauvinistisch, und die über ihre Rasse-Interessen hinausgehenden höheren menschlichen Interessen und Regungen interessieren sie wenig“, und an einer zweiten Stelle, wo er Mezöberény schildert: „Die deutsche Jugend stützt der große Gedanke des Imperialismus, und diesen imperialistischen Gedanken kann man bei uns rein in völkischer Färbung bringen, denn die entscheidende Mehrheit des hiesigen Deutschtums sind Bauern.“

In viel stärkerem Maße ist das Buch von Erdei eine Auseinandersetzung mit dem Deutschtum. Seine Begriffe stehen denen von Veres und bis zu einem gewissen Grade selbst denen von Illés nahe, so weit es um die „Freiheit“ und das Selbstbewußtsein geht. Der westliche Bauer ist für den Verfasser kein Bauer, d. h. kein Vertreter eines besonderen Standes, sondern er ist für ihn Angehöriger einer verbürgerlichten Schicht der bürgerlichen Gesellschaft — der madjarische Bauer hingegen lebt in einem abgeschlossenen sittlichen System, in einer eigenen Wertordnung und hat kaum Berührung mit den anderen Schichten, er war gezwungen, sich seine eigene primitive Kultur zu schaffen. (An diesem Punkt setzt Tomori theoretisch ein.) Dieses ursprüngliche madjarische Bauerntum, das demnach vor allem noch im Alföld besteht, ist heute allerdings nur noch in geringer Zahl und überdies in einem Auflösungszustand vorhanden: es verbürgerlicht allmählich oder vegetiert in Abgeschlossenheit weiter, bzw. es hemmt sich selbst in seinem biologischen Leben. So ist beim Verfasser der Zweifel an diesem eigenständigen Begriff des Bauerntums stärker als seine Bejahung. In diesem Sinne klingt auch das Buch aus: „Nur eine Annahme kann die Rettung und Wiederherstellung des bäuerlichen Volkslebens rechtfertigen: wenn es gut ist, daß der Bauer nur so Mensch ist, wie man als Bauer Mensch sein kann, und wenn es gut ist, daß nur eine zu „niederer“ Kultur gezwungene Mehrheit in der Lage ist, die „hohe“ Kultur einer Minderheit der Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Aber wer rechtfertigt diese Annahme?“

Den Raum, den das Buch darstellt, bilden das Pesther Komitat und die bei Ungarn verbliebene Rest-Batschka. Und eben in diesem Gebiet gibt es große Landstrecken, in denen jene alte Art des madjarischen Bauerntums schon lange nicht mehr zu finden ist: um die Weltstadt Budapest, und in anderen Landstrichen, in denen es „mit Deutschen gemischt“ lebt, d. h. an den Rändern der deutsch besiedelten Gebiete.

Vor allem aber ist das Deutschtum in Ungarn Gegenbild jenes madjarischen Bauerntypus. „In der Batschka ist der Deutsche tonangebend. Er brachte seinen berechnenden Fleiß mit, die Gebundenheit seiner Phantasie und seinen disziplinierten Wunsch zum Lernen. Der beste Landwirt ist überall der Deutsche. Er schafft keine Wunder, aber sein Besitz ist musterhaft: mehrere sich gegenseitig ausgleichende

Anbauarten, geräumige landwirtschaftliche Gebäude, viele Maschinen und von weiter her gebrachte Kaffeetiere; und er kauft das meiste Feld auch bei Herrschaftsparzellierungen und dem Verkauf von Kleingrundbesitz. Er lebt von seiner Wirtschaft und verbürgerlicht dadurch" (S. 187).

Es sind — erst recht in den Ofener Bergen — „evolutionistische Bauern“, die sich reibungslos zivilisieren, ohne daß sie ihrer Vergangenheit scharf gegenüberstehen, und die gern die Erinnerung an ihre Bauernwelt bewahren. Geht die Verbürgerlichung bei den Deutschen abgeschlossener Orte auch z. T. vor sich, daß die Verbürgerlichung dann eben den reibungslosesten Weg der Madjarisierung bedeutet — und Erdei wünscht das einerseits — (so das Beispiel des Gymnasiums von Rífkunhalas, dessen beste Schüler von deutschen und slowakischen Eltern aus Goltvadkert stammen) —, so bewahren die geschlossenen deutschen Siedlungsgruppen in Ungarn ihr Volkstum, und Erdei gibt zu, daß sie dieses halten und bewahren. Aber er sieht in dieser Tatsache eine Gefahr im gegenwärtigen Zustand, in dem die Madjaren keine Volkspolitik treiben: so seien die Deutschen gezwungen, eine eigene zu führen, schon um ihre Sonderstellung zu verteidigen. „Und wenn so eine isolierte Gesellschaft zu irgendeinem Volk gehören will, dann wünscht sie schon zu dem zu gehören, das ihr irgend etwas in Aussicht stellen kann. Die großdeutsche Propaganda verspricht nichts Geringes: Einsmelzung in das mächtige Reich eines mächtigen Volkes und in diesem Rahmen ein menschliches Leben.“ Also nicht nur die außenpolitische Phantasie, sondern das tatsächliche soziale Vorbild des neuen deutschen Menschen in einer sich neu formenden Gesellschaft (das Deutsche Reich) wirkt als Gefahr — oder als Vorbild? Allerdings kann dieses deutsche Bauerntum in Ungarn nach Erdeis Auffassung von den politischen Zukunftskräften des Madjarentums niemals ein politischer Faktor sein. Und dann wird für die Zukunft — um es hier begrifflich zu sagen — die Hoffnung ausgesprochen, daß sich 1848 wiederholen möge, denn wie damals die politische Bewegung das deutsche Bürgertum in Ungarn dazu mitriß, daß es um eines innerpolitischen Bekenntnisses willen das Bekenntnis zum eigenen Volk opferte, so möge es dem deutschen Bauerntum in der zukünftigen sozialen Revolution des Bauerntums ergehen. „Heute kann dieses Volk nur ein völlig erschütterndes gemeinsames Erlebnis der gesellschaftlichen Erhebung mit der Gesellschaft verschmelzen, in der es lebt.“ (S. 40.) Die östlichen Agrarrevolutionen bedrohen also schon ihrer Anlage nach auf jeden Fall auch deutsches Volkstum, wie auch sonst ihre Wirkung auf die einzelnen Länder sein möge.

Im übrigen ist das Buch natürlich keineswegs nur eine Auseinandersetzung mit dem Deutschtum und der Versuch einer begrifflichen Festlegung des madjarischen Bauerntums, sondern viel mehr bemüht als Féja, in die Probleme auf dem Wege über die Erkenntnis — und nicht nur mit einem vielleicht allzu ungeduldischen „politischen Willen“ einzudringen, vermittelt es eine Reihe wertvoller Einsichten in die Struktur rein madjarischer Gebiete. Die geschichtliche Feststellung, daß die

Grundlagen von 1700 in bezug auf die Freiheit des Bauern, wie auf den ständischen Aufbau des Adjarentums, d. h. Adel und Bauern ohne Bürgertum sich auch bis heute, auf keinen Fall aber bis 1848 nicht geändert haben, ist einleuchtend; nur die „jüdisch-deutsche Bourgeoisie“ trat hinzu. Im übrigen ist vom jüdischen Anteil nicht gerade häufig die Rede. Das Vorbild bäuerlich-bürgerlicher Freiheit sind auch für Erdei die „Bauernstädte“: aus den Tanyen Dörfer machen, hieße „Rückfall unter den Oberstuhlrichter“, d. h. unter die Herrschaft der Adelschicht und des zentralistischen Staates. Die Vorliebe für die „Bauernstädte“ führt zu ihrer besonders eingehenden Darstellung, vor allem der Tanyenbegriff wurde sauber geklärt. Die Entwicklung begann damit, daß in der Zeit, als der Ackerbau die Viehweide immer weiter zurückdrängte, die „tanyák“ vor allem deshalb gebaut wurden, um draußen gewisse landwirtschaftliche Arbeiten erledigen zu können, das eigentliche Wohnhaus blieb in der Stadt. Für die Großbauern ist das auch heute noch die Lösung, denn sie bewohnen ihr Haus in der „Stadt“, im Haus auf der Tanya wohnt das Gesinde. Bis zu einem gewissen Grade war diese doppelte Wohnstätte auch für die Kleinbauern noch möglich, solange über die Kleinfamilie hinaus eine lockere Form der Großfamilie besteht: das Stadthaus ist dann für die Altenteiler bestimmt. Der Zerfall dieser Großfamilie läßt heute auch den Kleinbauer meist nur auf die Tanya angewiesen sein. Ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der Tanyenwelt begann mit einer stärkeren Landauteilung, die Folge eines Bevölkerungsdruckes war: die armen Leute kauften Sandparzellen, mußten selbstverständlich ihre Unterkunft in der Stadt aufgeben und siedelten sich draußen fest an. Der Weg des sozialen Aufstiegs in den „Bauernstädten“ (Erdei sagt meist „mezőváros“: der alte Begriff für den Flecken!), der über die Intensivierung des Anbaus führt (Gemüse, Obst, Wein) wird in diesem Zusammenhang in seinen einzelnen Abschnitten und Möglichkeiten eingehend geschildert. In der Ortsbeschreibung finden wir mehr und konkretere Einzelangaben als bei Téja: das Buch wird für viele in Ungarn ein neues Mittel sein, um Landeskenntnis zu erwerben, die über die bloße Beschreibung hinaus auch schon hie und da in Form konkreter Begriffe dargeboten wird.

Das Buch von Kovács zeigt seiner Anlage nach vielleicht besonders deutlich den Charakter dieser in Ungarn jetzt im Mittelpunkt stehenden „soziographischen Literatur“. Es gehört weit eher in die „schöne Literatur“ als in die politische Publizistik, wenigstens gilt dies für Stil und Darstellung ganzer Abschnitte. Es ist durchaus nicht einheitlich, sondern ist aus Verschiedenem zusammengestellt, das schon an anderer Stelle erschien. „Stumme Revolution“, das bedeutet kein Sich-Auslehnen mit dem Willen zur bewußten politischen Umgestaltung, es bedeutet vielmehr Verzicht auf den politischen Willen in diesem ungarischen Lebensraum in jeder nur möglichen Form. In der Vorkriegszeit war es die Auswanderung, d. h. infolge der Enge des Lebensraums, die der Großgrundbesitz zu einem entscheidenden Teil bedingte, zog man es vor, wenigstens in einem anderen Raum sein eigenes tatkräftiges Leben zu retten und weiterzuführen, in der Nachkriegszeit ist die gesteigerte Form dieses Verzichtes das Sekten-

wesen, d. h. der Verzicht auf die tatkräftige Gestaltung des eigenen Lebens, das Rettung-Suchen, nachdem alles andere zusammengebrochen ist, allein in der Bibel. Die dritte und gefährlichste Form der „Stummen Revolution“ ist das Einkindsystem mit allen seinen Folgen und Begleiterscheinungen oder vielmehr sogar das Reinkindsystem, der Verzicht auf das Leben überhaupt. Die Abschnitte über das Einkindsystem wurden im wesentlichen der oben erwähnten Darstellung der Gemeinde Kemse entnommen, an der Kovács ja damals — allerdings in einem wissenschaftlichen Rahmen — mitarbeitete. Neben dem Einkindgebiet der Drmánág wird hier noch das ebenfalls zu den Rückgangsgebieten rechnende Sarköz als besonders entmutigendes Beispiel angeführt. Daneben stehen Abschnitte, die rein zahlenmäßig die Agrarstatistik auswerten, ohne wohl die tatsächlichen Grundlinien zu verzeichnen, die jedoch, um wissenschaftlich gründlich zu sein, weit mehr durchzuarbeiten wären. Dabei ist eins klar: es gibt heute keinen Ausweg für das Madjarentum. Ungarn ist das Land des Agrarproletariats, das keinen Lebenswillen mehr hat und dessen verzweifelte Massen den Landarmen und Landlosen in wirren, nie zu verwirklichenden Vorstellungen ihr Heil suchen. Alles das sind für Kovács Vorzeichen einer Revolution wie die reformatorische Bewegung vor der großen ungarischen Bauernrevolution von 1514. An einen positiven Ausgang einer derartigen Revolution glaubt Kovács nicht. Das heißt wiederum eine „Sozialkritik“, die ohne wirkliche politische Begriffe an die zweifellos äußerst schwierigen, d. h. anarchistisch-revolutionär geladenen und nicht mehr von einer festen gesellschaftlich-politischen Oberschicht beherrschten Zustände herantritt und auch aus ihnen keinen Ausweg weisen kann. Von einem autoritären politischen Standpunkt könnte man mit Recht die Frage stellen, ob es erlaubt sei, wenn man selbst nicht wisse, wohin der Weg gehe, doch davon zu reden und zu schreiben. Der Staatsanwalt erreichte die Verurteilung von Kovács wegen „Schmähung der Nation“ und „Aufreizung zum Klassenhaß“ zu drei Monaten Gefängnis. Das heißt in dem Falle soviel wie: von einer bestimmten Funktion des Staates aus wird dafür gesorgt, daß an den bestehenden Zuständen nichts geändert werden könne und dürfe. Daß wiederum nicht der gesamte Staatswille dahintersteht, sondern daß vielmehr noch versucht wird, durch das formale Auseinanderhalten von Verwaltung und Rechtsprechung die Verantwortung nicht voll zu übernehmen, zeigt ein Ausspruch des Innenministers Gzell im Oberhaus: „Die Frage der Pressereform gehört in erster Reihe in den Wirkungskreis des Justizministers, und deshalb will ich mich darüber nicht eingehend äußern. Ebenso gehört die Angelegenheit des Buches ‚Viharsarok‘ von G. Féja in ihrem gegenwärtigen Stadium nicht in meinen Wirkungskreis, da sich die Angelegenheit vor Gericht befindet.“ — Féja wurde übrigens aus den gleichen Gründen verurteilt. —

In dem Abschnitt bei Kovács über das Sarköz steht im Mittelpunkt die Auseinandersetzung mit der deutschen Volksgruppe in Transdambien. Das Vordringen des Deutschtums, das seinen starken Überschuß an Menschen in die stagnierenden bzw. sogar, was ihre reformierte Urbbevölkerung betrifft, zahlenmäßig zurückgehenden madjarischen Dörfer

ber Donauniederung nördlich Mohács abgibt, wird in grellen Farben geschildert. Die Deutschen, die als Landarbeiter oder Pächter kommen, gewinnen allmählich große Teile der Gemarkungen der madjarischen biologisch gefährdeten Dörfer. Von deutscher Seite ist in letzter Zeit klar genug dargelegt worden, daß die natürliche Vermehrung des Deutschtums in Ungarn keinesfalls so niedrig ist wie es die amtliche ungarische Statistik errechnen zu können glaubt. Eines ist weiterhin festzustellen: bisher ging aus der amtlichen Statistik nicht hervor, daß sich das Deutschtum nach irgendeiner Richtung überhaupt ausdehnte, die deutschen „Gewinne“ von 1930 lassen sich in den meisten Dörfern darauf zurückführen, daß deutsche Bevölkerungssteile, denen 1920 das Bekenntnis zur deutschen Muttersprache erschwert oder unmöglich gemacht wurde, sich 1930 wieder als solche bekennen. Wir dürfen jetzt gespannt sein, was die Volkszählung von 1940 zu diesen Behauptungen sagen wird, die ja nicht nur von Kovács allein ausgesprochen wurden. Die Parallele zum gegenwärtigen Bodenverlust des Madjarentums wird an anderer Stelle des Buches in der Vergangenheit aufgezeigt: das Siebenbürger Rumänentum wußte gleichfalls in den letzten 15 Jahren vor dem Kriege sich auf Kosten der auswandernden, bzw. durch die sozialen Verhältnisse zur Auswanderung gedrängten Madjaren größeren Lebensraum zu sichern. Es hat keinen Sinn, an dieser Stelle auf all die tatsächlichen Fehler und Überspizungen in bezug auf die deutsche Frage einzugehen (spuken doch auch hier wieder jene berühmten Karten, auf denen die deutsche Reichsgrenze am Donaulauf zwischen Transdanubien und dem Alföld verläuft). Aber soviel ist sicher: die Vorstellung eines starken Deutschtums, das sowohl in seinen Außengruppen auf fremden Staatsgebiet wie in seinem Kern, der von den Reichsgrenzen umschlossen ist, sich auszudehnen sucht und damit andere Völker und Volksgruppen bedroht, ist eine Tatsache. Kovács sieht allerdings in diesem Zusammenhang vor allem die herrschenden Schichten Ungarns als die verantwortlichen an, die es versäumten, durch eine sinnvolle Sozialpolitik zunächst dem madjarischen Bauerntum genügend Lebensraum zu sichern. Kovács' Buch ist hauptsächlich literarisch zu werten, es gehört in einen bestimmten Zusammenhang mit der literarischen Richtung D. Szabós. Alle diese „soziographische“ Literatur ist heute eben die Literatur großstädtischer Schichten, die sicher zu einem großen Teil darauf rechnen, aus „sozialen Umwälzungen“ für sich Nutzen zu ziehen. Daß diese Schichten zu einem großen Teil jüdisch sind, ist klar. Trotzdem ist in der „soziographischen Literatur“ immerhin ein Versuch vorhanden, die brennendsten Fragen des Landes aufzugreifen. Sie zwingt damit auch diejenigen, die die bestehenden Zustände starr erhalten wissen wollen, zur Stellungnahme.

Die Ablösung vom Westen und die Ablösung vom Herrentum — hie und da als gleichbedeutend gesetzt — wird einerseits von einigen für die Zukunft als revolutionäre Wendung aus wilder Wurzel gefordert (wenn es auch bei ihnen zu einem kleinen Teil ein Zurückkehren zu den Ursprüngen bedeutet) — andererseits eben vor allem als Rückbesinnung auf das echte Madjarentum. Und um diese Rückbesinnung auf einer einigermaßen sicheren Grundlage vollziehen zu

können, bietet sich von selbst die These an: zu zeigen, daß es eine „Kultur des Bauerntums“ gibt, aus sich selbst heraus, ohne Herrenschicht, als geschichtslose, zeitlose Schöpfung. Eine Angehörige des Gegebiner Volkskunde-Kreises V. Tomori unternimmt in ihrem Buch von der „Entstehung der Weltanschauung des Bauerntums“³⁶ diesen Versuch. Konkrete Bauernpsychologie, volkskundliche Analyse der Gegenwart und der Vergangenheit sind die Arbeitsmittel, um zu geschichtsphilosophisch-psychologischen (muß man schon sagen) Schlüssen zu kommen. Uns interessieren hier weniger die Thesen über „Milieu und Individuum“, uns muten aber manche Begriffe — trotzdem gesagt wird, daß die Geschichte einzubeziehen sei — recht unhistorisch an. Die Arbeitshypothese vom Entwicklungs-Parallelismus der Naturvölker (entsprechend dem nicht zitierten Lévy-Brühl) muß mit Notwendigkeit zu unhistorischen Begriffen führen, auch wenn im 19. Jahrhundert die Geschichte sozusagen eingeschmuggelt wird. Denn es ist nichts anderes, wenn man aus heiterem Himmel auf einmal die Geschichte als Zerstörer auftreten läßt, indem sie die „totale Anschauung des Bauern von der Welt“ zerschlägt und durch Wirrnisse zu dem Endergebnis führt, daß der Bauer nun in sich differenziert, bewußt ein solcher sein will. Der „städtischen Kultur“ wird die Aufgabe zugewiesen, dabei mitzuhelfen. Das Verhältnis von Bauerntum und Geschichte — mag es sich auch mit dem Einsetzen des Rationalismus und seiner früheren und späteren Auswirkungen noch so sehr ändern, wird damit eben falsch gezeichnet. Wenn praktisch damit auch die These von „gesunkenem Kulturgut“ bekämpft werden soll (so auch Ortutay), so läßt sich der Streit doch wohl kaum auf diese Weise aufnehmen. So ist Bauernkultur für Tomori nichts, was unter der Herrschaft objektiver Werte steht, sondern immer neu sich Bildendes, Schaffen als Lebensstatsache. Diese Arbeit, deren Ziel es ist, Begriffe zu klären, die manche wertvolle Einzelerkenntnis enthält, und mit erfreulicher Deutlichkeit vor den falschen bäuerlichen Kulturformen der Gegenwart (Mezőkövesd usw.) warnt, ist uns weit mehr durch ihren Standort in der heutigen ungarischen Volksforschung überhaupt interessant, als durch ihre geschichtsphilosophisch-psychologischen begrifflichen Ergebnisse, die wohl zu weiterer Forschung anregen, aber nur zu einem sehr geringen Teil einer Prüfung standhalten dürften.

Eine gute Zusammenfassung, die vom 18. Jahrhundert, d. h. von dem Zeitpunkt an, da das Problem des Bauerntums in Ungarn im Gefolge des Rationalismus auftritt, den Standort der einzelnen volkskundlichen Werke aufzeichnet, ist das kleine Büchlein von Ortutay, „Madjarische Volkskenntnis“³⁷. Seine Kritik an der ungarischen Volkskunde der Jahrhundertwende, „die nur die volkskundliche Oberfläche beschrieb und die weitere Fragen, gesellschaftliche Zusammenhänge nicht einmal interessierten“, wie auch einer Reihe neuer Arbeiten, geht davon aus, daß nur eine wirkliche Gesamtanalyse menschlicher Gemeinschaften zur Erkenntnis des

³⁶ Tomori, Biola, A parasztság szemléletének alakulása, Szegedi Fiatalok Művészeti Kollégiuma. Szeged 1935. Verlag: Prometheus, 127 S.

³⁷ Ortutay, Gyula, Magyar Népismeret. Budapest 1937. Verlag: Magyar Szemle Társaság, 80 S.

Bauerntums führen kann. Allerdings unterscheidet sich sein volkskundlicher Standpunkt von dem der politischen Volkskunde, wie sie hier als Sammelbegriff gebraucht wird, dadurch, daß er die Tatsachen, nicht allein von „gesellschaftlichen Gesichtspunkten aus“, sondern auch z. B. von der Psychologie her prüfen will. Freilich ist seine Kritik der „Rural sociology“ und alles dessen, was eng damit zusammenhängt, als einer katalogisierenden Wissenschaft auch nur zu berechtigt. Möge die Forderung eines dynamischen Bildes von der bäuerlichen Gesellschaft und einer genauen Kenntnis von der Schichtung innerhalb des Bauerntums selbst in der ungarischen Forschung recht gründlich berücksichtigt werden! Die politischen Kräfte sieht auch D. nicht bei den Kleinbauern, sondern bei den Landarbeitern. D. möchte zwar auch die Städte in Ungarn in die volkskundliche Betrachtung einbeziehen — aber er will unter „magyarischer Volkskenntnis“ nur die Kenntnisse verstanden wissen, die sich auf das Bauerntum, nicht hingegen jene, die sich auf das gesamte Volk beziehen. D. betont vor allem die Erkenntnis der bäuerlichen Gesellschaft und Kultur als die Aufgabe der Volkskunde. Damit setzt er sich erfreulicherweise von jenen ab, die von der Kenntnis der Wirklichkeit allzu schnell den Schritt zur pseudopolitischen Beurteilung der Gegenwart und zum pseudopolitischen Aufruf tun, ohne eine begriffliche Zeichnung überhaupt nur zu wagen. Es wäre wohl möglich, daß von dieser Erkenntnis eines Teiles des Gesellschaftsaufbaus in Ungarn auch der Weg zu einer Gesamterkenntnis des Volkes überhaupt gegangen würde, es würde heißen: mit der Erkenntnis der breiten tragenden Schicht beginnen. Es kann aber in dieser Begrenzung auch eine Gefahr liegen, nämlich die, sich mit der Erkenntnis des Bauernlebens zu begnügen, anderen Erkenntnissen auszuweichen. In deutscher Sprache liegt eine zusammenfassende Veröffentlichung³⁸ vor, die sich zwar zu einem großen Teil auf rein landwirtschaftliche Fragen und deren abstrakte gesetzliche Regelung bezieht, die aber auch Stoff für eine agrarsoziologische Betrachtung Ungarns in reichem Umfange enthält. In dieser Aufsatzsammlung sind Böden, Klima, Statistik, Siedungsverhältnisse, soziale Verhältnisse und praktische Agrar- und Sozialpolitik von verschiedenen Verfassern bearbeitet worden, die meist als Fachleute der Verwaltung und der Wissenschaft bekannt sind. Die Auffassung der einzelnen Mitarbeiter kommt sehr stark zur Geltung, so daß sich die ungarischen Probleme hier in verschiedenartigster Betrachtung widerspiegeln. Die Ergebnisse der Grundbesitzstatistik von 1935 konnten leider noch nicht verarbeitet werden. Sie liegen heute in sehr ausführlicher und weitgehend differenzierter Form vor³⁹.

³⁸ Struktur und Verfassung der ungarischen Landwirtschaft. Aufsätze von: J. Esfö, E. Czettler, A. Halács, L. Juhos, B. Kenéz, M. Kerék, J. Konkoly-Thege, J. Kovács, L. Leopold, M. Matolcsy, M. Matyasovszky, A. Nizsalovszky, A. Réthy, E. Takács, E. Látvány, L. Thirring. Hrg. vom Internat. Aussch. der Ungar. Agrarwiss. Gesellschaft, zugleich als Ungar. Gruppe der Internat. Konferenz für Agrarwissenschaft. Budapest 1937. 272 S.

³⁹ Magyarország földbirtokviszonyai az 1935 évből. (Die Grundbesitzverhältnisse Ungarns im Jahre 1935.) (Auch französisch: „Propriété foncière.“) Teil I: nach Komitaten, autonomen Städten und Gemeinden. („Magyar statisztikai Közlemények.“ Nr., Bd. 99.) Budapest 1936. 1050 S.

Die Ansätze zu einer politischen Volkskunde in Ungarn wurden einerseits als Ergebnis der gesellschaftlich-politischen Lage gezeichnet: der Raumnot des Landvolkes und der Tatsache, daß der Druck östlicher Völker mit ihren agrarrevolutionären Bestrebungen und ihrer revolutionierten Wirklichkeit auf Ungarn lastet. Daß die Tatsache einer neuen sozialen Bewegung und Umgestaltung in der europäischen Mitte ebenfalls auf das Land wirkt, ist selbstverständlich. Zum Verständnis der ungarischen Gesamtlage gehört auch eine klare Vorstellung vom Anteil des Judentums, und es ist auffällig, daß von dieser besonderen rassischen und sozialen Schicht in all den angeführten Arbeiten nur selten gesprochen wird, zumal das Judentum in Ungarn nicht allein ein städtisches Problem, sondern ebenso ein ländliches ist, selbst wenn man vom Einfluß des städtischen Händlers, Rechtsanwalts und der Presse absieht. Auch das Fehlen derartiger Untersuchungen im Rahmen dieser Arbeiten ist aus der politisch-gesellschaftlichen Gesamtlage in Ungarn zu erklären.

In Rumänien begannen die Dorfuntersuchungen des Gustischen Kreises im Jahre 1925. Leider fehlt es bisher noch an zusammenfassenden Veröffentlichungen. In den letzten Jahren hat sich die ursprünglich als rein wissenschaftlich begonnene Arbeit weit mehr auf das Gebiet der Sozialarbeit und der Pädagogik verlagert. Das heißt, in einer Reihe von Dörfern in den verschiedensten Gegenden des Landes werden Gruppen von Studenten (*Echipe regale*) angesetzt, die helfen sollen zur Besserung der gesundheitlichen, hygienischen und landwirtschaftlichen Verhältnisse beizutragen, und die zugleich volkstundliches Material sammeln. Wenn man in Betracht zieht, daß in diesem Jahr 20 Gruppen von je 8–10 Studenten auf 3 Monate angesetzt waren, daß an denselben Orten noch Pfadfindergruppen arbeiteten (Wege- und Brunnenbau usw.) und daß ebenfalls die Lager zur vor-militärischen Ausbildung der Studenten dort zusammengezogen waren, so erkennt man, welchen neuen Einflußbereich der Staat sich zu schaffen sucht. Das Dorf-Museum (*Muzeul Satului*) in Bukarest, eine Freilichtschau, in dem wirkliche Häuser aus den verschiedensten rumänischen Siedlungsgebieten aufgestellt sind, vermittelt ebenfalls einen starken Eindruck von der Ausdehnung der Arbeit. Ob die Bestrebungen zur Errichtung von „Kulturhäusern“ in den Dörfern, die gleichsam einen geistigen und kulturellen Mittelpunkt darstellen sollen, dem Landvolk gemäß sind, muß die Zukunft erweisen.

Ohne Zweifel hat kein Land in Südost- und Mitteleuropa (und auch wohl anderswo kaum) bisher ein so reiches Material über Dorf und Landvolk gesammelt wie Rumänien. Die bisher erschienenen Studien vermitteln sehr viel einzelnes, und zwar zum großen Teil methodisch recht gut verarbeitet, ohne daß jedoch bis jetzt ein Dorf als Ganzes dargestellt worden wäre. Eine Reihe von Arbeiten ist in Band X des „*Arhiva pentru știința și reforma socială*“ („Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialreform“) erschienen, wie auch in den späteren Bänden. Seit 1936 gibt Gusti auch die „*Sociologie Românească*“ („Rumänische Soziologie“) heraus, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Fragen der Dorfforschung in immer

weiteren Kreisen anzuregen. Außer Grundsätzlichem finden wir auch hier eine ganze Reihe von Einzelstudien über die Dörfer. Daß die Anregungen wirksam waren, beweist die Gründung des „Sozialinstitut für das Banat und den Kreischgau“ in Temeschvar, das zugleich eine Zeitschrift herausgibt „Revista Institutului Social Banat-Crişana“ und eines gleichen Instituts für Bessarabien in Chişinău (Kischinew). Nach den bisherigen Veröffentlichungen des westlichen dieser beiden Grenzrauminstitute scheint es, als ob sozusagen die „politische Soziologie“ hier stärker wirksam werden würde als bisher in der Gustischen Schule. Für diese heißt die Ausgangsthese auch heute noch: erst Philosophie, dann Soziologie, dann Politik. Im Banat hingegen hat man eines der brennendsten Probleme dieser Landschaft sofort zum Gegenstand der Untersuchung gemacht: die Frage der Bevölkerungsstagnation bzw. des Bevölkerungsrückgangs, des Einkind- und Keinkindsystems. Es ist bekannt, daß diese Frage alle Volksgruppen dieser Landschaft betrifft. Über Balint, das auch deutsche Bevölkerung beherbergt, sind bereits in der Sociologie Românească (I, Heft 7—9) recht interessante Ergebnisse veröffentlicht.

Abgesehen von volkswundlichem Material, das in der bisher veröffentlichten Form meist noch nicht viel Beziehung zum Dorf als Ganzheit zeigt, zielen alle Einzelarbeiten jedoch deutlich darauf hin. Während die „geistige“ Welt des Dorfes doch im ganzen irgendwie noch zu sehr rationalistisch-städtisch erfaßt zu sein scheint, vermitteln die eigentlich soziologischen Arbeiten den besten Einblick in die rumänische Wirklichkeit. Es muß als besonders verdienstvoll genannt werden, daß man sehr häufig auch die Geschichte aus der Gegenwart ablas, und sie aus den Überresten alter Formen sozusagen Schritt für Schritt nach rückwärts konstruierte. Dieses Vorgehen wird bei dem Mangel an Quellen vielerorts auch für die Geschichtswissenschaft von Bedeutung sein. Von den historischen Arbeiten sind besonders jene zu nennen, die vom Begriff des Gippendorfes ausgehen, soziale Schichtung, Aufbau der Familie und Erbrecht zu klären versuchen (S. Stahl). Ebenfalls sind die Veröffentlichungen über die Bevölkerungsbewegung einzelner Orte recht aufschlußreich, vor allem wenn sie noch durch Untersuchungen über Stammbäume einzelner Familien gestützt werden. Es würde sicher nützlich sein, einmal die inhaltlichen Ergebnisse aller dieser bisherigen Arbeiten für den deutschen Leser zu einem Gesamtbild zu verarbeiten und darüber hinaus zu versuchen, auch begriffliche Folgerungen daraus zu ziehen. Auf eine Einzelbesprechung der rumänischen Arbeiten muß in diesem Rahmen, wo ja vor allem die anregende Wirkung der rumänischen Soziologie auf Ungarn gezeigt werden sollte, leider verzichtet werden.

Die bisher neuen Arbeiten über Landvolk und Dorf in Ungarn und Rumänien haben dies eine gemeinsam, daß sie sich auf den Raum des eigenen Volkstums, d. h. des madjarischen und des rumänischen beschränken. Für die anderen Volksgruppen, d. h. vor allem für die Deutschen, bleibt demnach ein eigener Forschungsraum offen. Es ist klar, daß auch schon bei der Erforschung des eigenen volklichen Lebensraums die Nichtdeutschen zu manchen Folgerungen kommen, die für das

Deutschtum unmittelbar Bedeutung haben. Hier möge nur auf die Forderung der Aus siedlung vom Alföld nach Transdanubien hingewiesen werden (Féja und andere) und auf die neuen Begriffe von Bauerntum und gesellschaftlich-politischer Ordnung, die dabei gebildet werden. Das Schicksal der deutschen Volksgruppen in diesem Raum wird auch vom Reich her nur dann richtig verstanden werden können, wenn wir zugleich die Fremden kennen, die mit ihnen siedeln und zu einem wesentlichen Teil über ihr politisches Schicksal entscheiden.

Verzeichnis der seit 1920 erschienenen Literatur über das Erzgebirge, sächsischen und böhmischen Anteils (Auswahl)

Zusammengestellt von Herbert Helbig

Mit ganz wenigen Ausnahmen ist hier nur das Schrifttum angegeben worden, das sich auf das Erzgebirge unmittelbar bezieht. Allgemeinere Darstellungen, in denen nur einzelne Erscheinungen des bearbeiteten Gebietes erörtert werden, fanden keine Aufnahme. Diese notwendige Zusammenfassung bleibt einer Bibliographie zur Geschichte und Landeskunde der sächsischen Grenzgebiete und ihrer sudetendeutschen Nachbarlandschaften vorbehalten, die hoffentlich im kommenden Jahr erscheinen wird. — R. Oberdorffer-Bräx ergänzte dieses Verzeichnis teilweise für den böhmischen Anteil.

Bibliographie, Karten

Bibliographie der Sächsischen Geschichte. Hrsg. in den Schriften der Sächsischen Kommission für Geschichte durch Rudolf Bemann, ab Bd. II unter Mitwirkung von Jakob Jatzwauk. Berlin und Leipzig.

Bd. I, Landesgeschichte:

Halbbd. 1. Allgemeines; Historische Landeskunde; Allgemeine politische und Fürstengeschichte. 1918. (XII und 521 S.)

Halbbd. 2. Verfassung, Recht und Verwaltung; Wirtschaftliche Verhältnisse; Geistiges Leben; Kirche; Unterrichtswesen; Heerwesen. 1921. (XVIII und 614 S.)

Bd. II. Geschichte der Landesteile. 1923. (XI und 199 S.)

Bd. III. Ortsgeschichte:

Halbbd. 1. Allgemeines. Die einzelnen Orte: A—L, außer Chemnitz, Dresden und Leipzig. 1928. (349 S.)

Halbbd. 2. Die einzelnen Orte M—Z. 1932. (371 S.)

Die einzelnen Bände verzeichnen alles erschaßbare Schrifttum bis zu den jeweiligen Erscheinungsjahren in größter Vollständigkeit. Nähere Erklärungen und Verweisungen werden freilich nicht gegeben, auch fehlen Orts-, Personen- und Sachregister, so daß die Benutzung wenigstens der beiden ersten Bände nicht ganz einfach ist. Für Band III erleichtert die alphabetische Anordnung der Orte das Nachschlagen.

Rittler, Gustav Adolf: Die Karten des westlichen, mittleren und östlichen Erzgebirges. In: Mitteilungen des Reichsamtes für Landesaufnahme. Jg. 2. 1926/27. (S. 25—28.)

Besprechung der Zusammendrucke mehrerer Sektionen der Karte 1:100000.

v. Zanthier: Die Bedeutung der älteren Kartenwerke der sächsischen Landesaufnahme für das Erzgebirge. In: Glückauf. Jg. 52. 1932. (S. 157—159.)

Hinweis auf die Meilenblätter (1:12000) der ersten Landesaufnahme (1780—1825), die nur im Original und einer Kopie vorliegen (in Dresden und im Oberbergamt Freiberg), sowie auf den Atlas von Oberreit (1:57600), 1825—1860.

Der Lebensraum der Obersachsen. Ein volksdeutscher Heimatatlas. Hrsg. v. Moritz Durach, Ernst Neef und Richard Vogel. Leipzig 1936. (II und 20 S., 25 × 33 cm); dazu ein Lertheft. (16 S.)

Hingewiesen sei auf die Karten „Grenzziehung im Erzgebirge“, „Die junge tschechische Volksinsel von Brüx und Dux“ (S. 8) und „Grenzdoppelorte und Bergstädte“ (S. 11).

Schreiber, Rudolf: Neues Schrifttum zur heimischen Geschichte. In: Mitteilungen des Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. Jg. 73. 1935. (S. 152—170, darin Nordböhmen S. 168—169); Jg. 74. 1936. (S. 70—77 und 158—164, darin Nordböhmen S. 76—77 und S. 164.) Fortsetzung in der Zeitschrift für Sudetendeutsche Geschichte. Jg. 1. 1937. (S. 153—160 und 243—248, darin Nordböhmen S. 244—245.)

Ohne Besprechung der genannten Arbeiten.

Landeskunde, Geologie, Geographie

Fröbe, Walter: Ein Jahrtausend erzgebirgischer Geschichte. Heimatgeschichte in Bildern. Schwarzenberg 1933. (200 S.)

Einzelne Aufsätze.

Voigt, Paul: Erzgebirgische Natur- und Kulturbilder aus dem Verwaltungsbezirke der Amtshauptmannschaft Marienberg. I. Auf wilder Wurzel. Schwarzenberg 1929. (239 S. mit Ktn. und Abb.)

Wertvoller Beitrag zur wissenschaftlichen Heimatkunde. Die einzelnen Abschnitte sind durchaus auf archivalischen Vorarbeiten aufgebaut. Besonders hingewiesen sei auf den Kartenanhang (u. a. die ältesten Verkehrswege des oberen Zschopau- und Zschützbereiches; mittelalterliche Burgen und Klöster; die Ämter Wolkstein und Lauenstein; Einteilung der Kirchenkreise vom 13.—16. Jh.) und die Tabellen „Siedlungsgeschichte der einzelnen Ortschaften in Zahlen“. In diesen werden 20 verschiedene Angaben über Höhenlage, Bodenart, Ortsflurgröße, über die Zahl der Hufen, Anspanner, Gärtner, Häusler im 16. Jh., die Pfarrzuständigkeit u. a. gemacht. Nützlich ist ferner die Zusammenstellung der Einwohnerzahlen der einzelnen Gemeinden für die Jahre 1815—1925.

Sieber, Siegfried: Das Erzgebirge, Landschaft und Menschen. Sächsishe Bilder, hrsg. v. d. Sächsischen Landesbildstelle. Dresden 1930. (V und 160 S. mit 80 Taf. und 9 Abb. im Text.)

Einzelne Beiträge zu den Abschnitten Wald und Wäldner, Burgen und Ritter, Berge und Bergleute, Städte und Bürger, Kirchen und Künstler, Fabriken und Arbeiter, Landschaft und Landleute.

— Das Erzgebirge in Banfes Buch „Deutsche Landschaftskunde“. Offener Brief an Herrn Ewald Banfe. In: Glückauf. Jg. 52. 1932. (S. 30—36.)

Nichtigstellung der mannigfachen Irrtümer, Verkennungen und Hinweise auf Fehlendes in dem abzulehnenden Abschnitt über das Erzgebirge bei E. Banfe, Deutsche Landeskunde, I, München, 1931.

Zemrich, J.: Landeskunde von Sachsen. Berlin, Sammlung Götschen 258. 2. Aufl. 1923. (117 S.)

Darin Erzgebirge S. 55—77.

Räbner, Max und Schiller, Johannes: Zwischen Chemnitz und Freiberg. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. I. Der Heimatboden und seine Besiedlung. Frankenberg 1928. (112 S. mit Abb. und Ktn.)

Das umliegende Siedelland ist geschickt in die Darstellung mit einbezogen worden. Lesenswert sind die Abschnitte über die Entstehung der Städte, bes. Chemnitz, Frankenberg und Oederan. Auch die Geschichte des Hersfeldischen Lehens und des Klosterbesitzes von Alzella wird beschrieben, die Tätigkeit der Herren v. Schönberg gewürdigt.

Läbner, Constantin: Zur Geschichte der Freiburger Umgegend. Ein Beitrag zur Geschichte der Amtshauptmannschaft Freiberg. In: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins. Jg. 55. 1924/25. (S. 147—214.)

Geschichte der Ortschaften der Amtsgerichtsbezirke Freiberg und Brand: Alter, Namen, Größe, Gerichtsbarkeit, Bergbau, Hüttenwesen, Landwirtschaft, Handwerk, Verkehr, gesundheitliche Verhältnisse, Bauwesen. Urkundliche Quellen, Schriften, Pläne und Karten über die Freiburger Umgebung.

Löcher, Hermann und Voigt, Johannes: Heimatgeschichte der Pflege Stollberg i. G. Stollberg o. J. (Bisher 9 Lieferungen. 130 und 20 S. mit Ktn. und Abb.)

In den vorliegenden Teilen wird einleitend in größter Ausführlichkeit über die archivalischen Quellen, literarischen Vorarbeiten und älteren Kartenwerke gehandelt. Sehr beachtenswert sind die Ausführungen über den Gang der Besiedlung der Pflege Stollberg und des oberen Erzgebirges.

Diener v. Schönberg, Alfons: Grenzland. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächs. Heimat-
schutz. Jg. 14. 1925. (S. 128—149 mit Abb.)

Behandelt die Gegend um Olbernhau, Pfaffroda, Sanda.

Das **Erzgebirge** und sein Vorland. Hsgst. von Rudolf Wenisch. Wien 1923. (272 S. mit
Abb.) = Deutsches Vaterland. Jg. 5. 1923. Sonderheft.

Heimatkundliche Aufsätze über das böhmische Erzgebirge.

Böhm, Leo: Nordwestböhmen. In: Nordwestböhmen, Vorträge der 1. nordwestböhmischen
Kulturwoche Brüx 1932. Brüx 1933. (S. 7—10.)

Kurzer Abriss über die nordböhmische Landschaft.

Heimatkunde des Bezirkes Aussig. Hrg. vom Aussig-Karbitzer Lehrerverein, Schriftleiter:
H. Lipser. Aussig-Karbitz 1927 ff.

Bd. I, 1. Die Landschaft, 1927. (136 S. mit Ktn. und Abb.)

Umlauft, F. J.: Die Entstehung des politischen Bezirkes Aussig.

Lipser, H.: Die Bergwelt und die Gewässer.

Hibsch, J. E.: Erdgeschichte des Bezirkes.

Mrazek, J.: Die klimatischen Verhältnisse.

Bd. I, 2. Pflanzen und Tiere. Unter Mitarbeit von Franz Güssel, Josef Haudek, Adolf
Hiersche, Jakob Hummer, Heinrich Lipser, Engelbert Pawlik, Anton Porsch, Richard
Schmaß, Rudolf Steppan und Eduard Wagner. 1928. (255 S. mit Abb.)

Bd. II, 1. Die Sagen. Von R. Hübner. 1929. (119 S. mit Abb.)

Bd. II, 2. Auf den Spuren der alten Siedler. 1929. (277 S. mit Abb.)

Laube, G.: Vorgeschichtliches.

Schuster, W.: Die Ortsnamen des politischen Bezirkes Aussig.

Umlauft, F. J.: Siedlungsformen im Aussiger Bezirke.

Lipser, H.: Die Flurnamen.

Gabini, H.: Die Mundart des Aussiger Bezirkes.

Umlauft, F. J.: Hausbauformen.

Köhler, K.: Ländliche Kost in früheren Sagen.

Drescher, F.: Die alten Volkstrachten.

Fleischmann, J.: Volksglaube und Volksheilkunde.

Bd. III. Geschichte des Bezirkes, 1931/32. (394 S. mit Ktn. und Abb.)

Richter, E.: Die älteste Zeit bis zum Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges.

Umlauft, F. J.: Vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Jahre 1850.

Wünsch, F. J.: Vom Jahre 1850 bis zum Ende des Weltkrieges.

Bd. IV. Die Wirtschaft. Von W. Simon. 1933. (144 S. mit Tab.)

Der nordwestliche Anteil des Bezirkes reicht bei Schönwald, Peterswald, Nollendorf bis ins
Erzgebirge. Die einzelnen Beiträge sind von guten Kennern der Landschaft geschrieben. Wichtig
ist z. B. die Karte der Herrschaftszugehörigkeit der Gemeinden des Bezirkes für das Jahr 1850 im
Bd. I. Siehe dort bes. S. 31 ff.

Heimatkunde des Bezirkes Komotau. Hrg. vom Deutschen Bezirkslehrerverein, Komotau.

Bd. Natur:

Lieferung 1: Ehm, Irzing, Schellberger, Die Landschaft. 1927. (106 S. mit Abb.)

Lieferung 5: Irzing, Die Pilze unserer Heimat. 1929. (82 S. mit Abb.)

Lieferung 9: Klement, O., Die Pflanzendecke unserer Heimat. 1930. (128 S. mit Abb.)

Lieferung 13: Feiler, A., Dittrich, Klement, O. und Sprenger, E., Heimische Sporen-
pflanzen. 1931. (112 S. mit Abb.)

Lieferung 16/17: Großkopf, W., Geologie. 1932. (94 S. mit Ktn. und Abb.)

Bd. Kultur:

Lieferung 3: Schlesinger, Die Landwirtschaft. 1928. (52 S. mit Abb.)

Lieferung 4: Heger, Forstwirtschaft und Jagd. 1928. (72 S.)

Lieferung 6: Schellberger, Die Kunstdenkmäler I. 1929. (114 S. mit Abb.)

Lieferung 15: Schellberger, Die Kunstdenkmäler II. 1931. (100 S. mit Abb.)

Lieferung 20: Fischer, H., Die Industrie (Geschichte). 1934. (146 S. mit Abb. und Ktn.)

Bd. Volkskunde:

Lieferung 2: Kössler, K., Die Ortsnamen. 1929. (104 S.)

Lieferung 8: Schürer, H., Die Komotauer Mundart. 1929. (48 S.)

Lieferung 10: Meder, K., Die Flurnamen. 1930. (130 S. mit Ktn.)

Lieferung 11/12: Karell, B., Die Sagen. 1930. (80 S. mit Abb.)

Lieferung 18: Karell, B., Volksbrauch und Volksglaube I. 1933. (94 S.)

Lieferung 21: Karell, B., Volksbrauch und Volksglaube II. 1934. (68 S.)

Bd. Geschichte:

Lieferung 7: Biererbl, R., Reformation und Gegenreformation I. 1929. (107 S.)

Lieferung 14: Biererbl, R., Reformation und Gegenreformation II—IV. 1931. (48 S.)

Lieferung 19: Klotz, F., Wirtschaftsgeschichte. 1933. (145 S.)

Lieferung 22: Wenisch, R., Das Zunftwesen. 1934. (128 S.)

Lieferung 23/24: Weizsäcker, F., Rechtsgeschichte von Stadt und Bezirk Komotau bis 1605. 1935. (197 S.)

Lieferung 25/26: Preidel, H., Die Urgeschichte. 1935. (124 S. mit 16 Taf. und Abb.)

Auch die meisten Abhandlungen dieser Heimatkunde sind von hohem wissenschaftlichen Wert.

Heimatkunde des Bezirkes Grasliß. Hrg. vom Bezirks-Bildungsausschuß Grasliß, Schriftl. G. Treigler. 1. Bd. Grasliß 1929. (400 und 96 S.)

Aufsätze von einzelnen Mitarbeitern.

Brandl, Hermann: Geschichtliche Mitteilungen aus dem Bezirke Grasliß mit vollständiger „Steuer-Rolla“ nach der General-Visitation de anno 1654. Grasliß 1928. (244 S. mit 1 Kt.)

Geschichtliche Darstellung über die Herrschaftsabschnitte Grasliß, Heinrichsgrün, Schönbach. Die Entwicklung nach 1654 wird nur wenig berücksichtigt. Über die Benutzung der Steuerrollen siehe die grundsätzliche Stellungnahme von A. Blaschka in den Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, Jg. 67. 1929. (S. 139—142.)

Kossmat, Franz: Übersicht der Geologie von Sachsen. Erläuterungen zu den vom Sächf. Geolog. Landesamt veröffentlichten Übersichtskarten. Dresden. 2. Aufl. 1925. (IV, 130 S., mit 6 Fig. im Text und 2 Taf.)

S. 130 Übersicht der Blatteinteilung der geologischen Karte von Sachsen 1:25000.

Piehsch, Kurt: Die geologische Literatur über den Freistaat Sachsen aus der Zeit 1870—1920. Leipzig 1922. (XII, 232 S.)

Angeordnet nach Sachgebieten, bloße Anführung der einzelnen Titel.

Hunger, Albin: Geologische Geschichte des Erzgebirges und der angrenzenden Gebiete auf Grund der neuesten geologischen Forschungsergebnisse nach geologischen Provinzen in zeitlicher Folge von der Altzeit bis zur Gegenwart dargestellt. Annaberg 1937. (121 S.)

Schreiter, Rudolf: Geologischer Führer durch das Erzgebirge. Freiberg 1927. (332 S., 11 Taf.)

Härtel, F.: Erläuterungen zur Übersichtskarte der Hauptbodenarten des Freistaates Sachsen im Maßstab 1:400000. Leipzig 1930. (42 S.)

Kurze Charakteristik der einzelnen Hauptbodenarten.

Büdel, J.: Die Rumpfstreppe des westlichen Erzgebirges. In: Verhandl. u. wissenschaftl. Abhandlungen des 25. Deutschen Geographentages zu Bad Nauheim 1934. Breslau 1935. (S. 138—147 mit morphologischer Karte des westlichen Erzgebirges.)

Ablehnung der von W. Penck gelehrten Theorie der Entstehung von „Piedmonttreppen“; die Bildung der Rumpfflächen wird durch Flächenpülung in dem anders gearteten Klima der Tertiärzeit wahrscheinlich gemacht.

Gruhl, Hermann: Die Bösnitz-Zwönitzer Zwischenmulde. Diff. Leipzig 1925. (IV, 90 S. mit Abb. und Ktn.)

Kossmat, Franz: Erscheinungen und Probleme des Überschiebungsbaues im varistischen Gebirge Sachsens und der Sudetenländer. In: Centralblatt f. Mineralogie, Geologie und Paläontologie. 1925. Abt. B, Nr. 11. (S. 348—360.)

Über die erzgebirgisch-thüringische Faltenanordnung und die Münchberg-Frankenberger Gneis-Decken; der innere Bau der Erzgebirgskuppeln; das schlesische Sudetengebiet; die moravische Zone und ihre Stellung im Randbogen Böhmens.

— Gliederung des varistischen Gebirgsbaues. In: Abhandl. d. Sächf. Geolog. Landesamtes. H. 1. 1927 (40 S. mit 2 Taf. und 2 Textfig.)

Über die thüringisch-erzgebirgischen Zonen siehe S. 19 ff., die aufgeschobenen Grundgebirgsschollen von Münchberg-Wildenfels-Frankenbergr siehe S. 22 ff.

Rippold, Hans: Probleme der Oberflächengestaltung des Erzgebirges. In: Glückauf. Jg. 49. 1929. (S. 162—164.)

Weist namentlich auf die Notwendigkeit einer verknüpfenden Betrachtung der Gesteinsverhältnisse und des stufenförmigen Aufbaus des Gebirges hin.

Piehsch, Kurt: Der Bau des erzgebirgisch-lausitzer Grenzgebietes. In: Abhandl. d. Sächs. Geologischen Landesamtes. H. 2. Dresden 1927. (28 S. mit Kt.)

Rathsburg, Alfred: Die angebliche Vergletscherung des Erzgebirges zur Eiszeit. In: 22. Bericht d. Naturwissenschaftl. Gesellschaft zu Chemnitz. 1928. (S. 46—64.)

Jede sichere Spur einer einstigen Vergletscherung fehlt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat das Erzgebirge in der Eiszeit keinen selbständigen Gletscher getragen.

Rost, Martin: Geologie des kristallinen Grundgebirges am Erzgebirgsrand zwischen Keilberg und Klösterle. In: Abhandl. d. Sächs. Geolog. Landesamtes. H. 7. 1928. (112 S. mit 12 Tab., 11 Abb., 2 Taf.)

v. Seidlitz, Wilfried: Die Altenberger Scholle. Ein Beitrag zur tektonischen Analyse des varistischen Gebirges. In: Festschrift z. 70. Geburtstag Gustav Steinmann. Sonderband der geologischen Rundschau. 1926. (S. 1—19 mit Kt.)

Untersuchung der Lage und Beziehungen dieses Fremdkörpers im varistischen Bau zur Gesamttektonik Ost Sachsens und zur Bildungsgeschichte des Grenzgebietes zwischen Erzgebirgs- und Lausitzer Richtung.

Wagner, Paul: Grundlinien der Tektonik des Erzgebirges. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächs. Heimatschutz. Jg. 16. 1927. (S. 361—366.)

Allgemeiner Aufsatz, veranlaßt durch die Hochwasserkatastrophe vom Juli 1927.

— Aus grauer Vorzeit. In: Ebenda. Jg. 13. 1924. (S. 65—75.)

Zur Geologie des östlichen Erzgebirges.

Wappler, Martin: Die Granitgebiete des westlichen Erzgebirges von Kirchberg bis Johannsgeorgenstadt. In: Mitteilungen d. Vereins d. Geographen a. d. Universität Leipzig. H. 8. 1929. (S. 8—22.)

Ein Exkursionsbericht.

Wilhelm, Walter: Beiträge zur Morphologie des Nordabhanges des östlichen Erzgebirges. In: Mitteilungen d. Vereins f. Erdkunde Dresden. Bd. 3. 1924. (S. 30—114.)

Die Entwicklungsgeschichte bis zur Mitte des Tertiär, das Alter der Kumpffläche, Oberflächengestaltung, die Flüsse und ihre Täler.

Mosch, E.: Geologie des Erzgebirges. Kurzer Abriss über Genesis, Petrographie und nutzbare Lagerstätten. In: Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egerlandes. Bd. 1. Radebeul 1924. (44 S. mit geolog. Übersichtskarte d. Erzgebirges und seines Vorlandes 1 : 576000.)

Hlauschek, H.: Geologisch-petrographische Studien im böhmischen Erzgebirge zwischen Komotau und Pürstein. In: Jahrbuch d. geolog. Staatsanstalt d. tschechoslow. Republik. Bd. IV. 1924.

Rippold, Hans: Morphologische Probleme zwischen Erz- und Fichtelgebirge. Vorläufiger Bericht. In: Girmenwald. Jg. 1. 1928. (S. 127—133 mit 6 Abb.)

Danzer, Max: Morphologische Studien im mittleren Egergebiet zwischen dem Karlsbader Falkenauer und dem Komotau-Lepliger Tertiärbecken. In: Arbeiten des geographischen Instituts der deutschen Universität in Prag. NF. H. 3. Prag 1922. (S. 13—48 mit 2 Taf. und 8 Textfig.)

Michler, Otto; Rampe, Robert; Danzer, Max und Rutschera, Gustav: Der heimatische Boden und seine Heilquellen mit Würdigung der klimatischen Verhältnisse. In: Karlsbader Heimatbücher. Bd. 3. Karlsbad 1927. (114 S. mit Abb. und Ktn.)

Scheu, Erwin: Das westliche Erzgebirge. In: Geographischer Anzeiger. Jg. 22. 1921. (S. 121—132.)

Behandelt das Muldetal am Erzgebirgsrand, das Kirchberger und Eibenstocker Granitgebiet, das Schwarzwasser-Mittweidagebiet, Stufenbau und Siedlungen um Schwarzenberg, Scheibenberg, Annaberg, die Basalttafelberge und Flußrichtungen.

Weider, Gotthold: Der osterzgebirgische Raum. In: Sachsen als Grenzland. Ein Beispiel nationaler Lebensraumkunde. Hrsg. von Friedrich Grosch. Leipzig 1936. (S. 47—64.)
= Erdkunde im nationalsozialistischen Erziehungswerk. H. 3.

Abriß der Kulturgeographischen und geschichtlichen Entwicklung.

Eichhorn, A.: Linien in der Landschaft des Osterzgebirges. In: Glückauf. Jg. 50. 1930. (S. 115—123 mit Abb. und Profilen.)

Naturgegebene und kulturgegeschaffene Linien in der Heimatlandschaft.

Frenzel, Hedwig: Entwicklungsgeschichte der sächsischen Moore und Wälder seit der letzten Eiszeit. Auf Grund pollenanalytischer Untersuchungen. In: Abhandl. d. Sächs. Geolog. Landesamtes. H. 9. Dresden 1930. (119 S. mit 2 Taf. und 47 Abb.)

Die Erzgebirgsmoore Kleiner Kranichsee, Ober-Schönheide, Jägersgrün, Filzkeich bei Schneeberg, Rübenau, Deutsch-Einsiedel, Blumenau b. Olbernhau wurden untersucht.

Raumann, A.: Zur Geschichte unserer Moore. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschuß. Jg. 16. 1927. (S. 37—61 mit Abb.)

Die Flora im Gottesgaberg, Georgensfelder und Kranichsee Moor und pollenanalytische Untersuchungsergebnisse.

Siegel, Johannes: Die Veränderungen des Waldbildes im östlichen Erzgebirge im Wandel der geschichtlichen Jahrhunderte. In: Tharandter Forstliches Jahrbuch. Jg. 78. 1927. (S. 1—13, 38—57, 86—93, 111—120, 181—188, 209—218, 241—251, 277—285, 289—309 mit Ktn.)

Die Darstellung beginnt mit der Rodetätigkeit im Zeitalter der deutschen Ostkolonisation. Karten der Waldverbreitung um 1600 und in der Gegenwart sind beigegeben.

Schreiber, Hans: Die Moore Nordwestböhmens. Nach Freiaufnahmen von Lorenz Blechinger, Josef Dittrich, Richard Ebenrein u. a. Hrsg. von der Moorversuchsstation d. Deutschen Sektion d. Landeskulturrates f. Böhmen in Sebastiansberg. Prag 1923. (124 S. und 8 S. mit 9 Ktn.)

Aufnahme der gegenwärtigen Moore, des Torfabbaus, Pflanzenbestandes. Wirtschaftlich orientiert. Siehe auch die ältere Schrift des gleichen Verfassers von 1921 zum gleichen Gegenstand.

Vorgeschichte

Frenzel, Walter; Radig, Werner; Reche, Otto: Grundriß der Vorgeschichte Sachsens. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute und Fundpfleger. Hrsg. von . . . mit einer Quartärgeologie Sachsens von R. Grahmann. Leipzig 1935. 2. Aufl. (X und 456 S. mit Abb., Taf. und Ktn.)

Diese Gemeinschaftsarbeit sächsischer Prähistoriker gibt erstmals einen Gesamtüberblick des Ablaufs der vorgeschichtlichen Zeit in diesem Gebiet. Nach einem allgemein darstellenden Teil, nach Zeitaltern und Siedlungsperioden geordnet, werden die Kulturgüter des Vorzeitmenschen besprochen. Das Verzeichnis der Bodendenkmäler bringt dazu die einzelnen Nachweisungen.

Radig, Werner: Sachsens Vorzeit. Einführung in die Vorgeschichte des sächsisch-böhmischen Grenzraumes. Leipzig 1936. (72 S. mit 155 Abb. im Text und auf 28 Taf., 2 Ktn.)

Dieser vollständig geschriebene Abriß berücksichtigt vor allem die Beziehungen, die in vorgeschichtlicher Zeit die Kulturen diesseits und jenseits des Erzgebirges, in Sachsen und Böhmen miteinander verband und stellt Belege für die Benutzung alter Saumpfade und Straßen zusammen.

Mente-Glückert, Emil: Saßen einmal Kelten in Sachsen? In: Rasse, Monatsschrift der Nordischen Bewegung. Jg. 4. 1937. (S. 294—303 mit Kt.)

Vertritt die Ansicht, daß Kelten in Sachsen gesiedelt haben. Die Verbreitung des Bergnamens „Knoč“, „Knochen“, „Knöchel“ — im Erzgebirge und längs der Eger um Karlsbad besonders häufig — wird abgeleitet aus schottisch knock-on, Hügel, Berg! Siehe aber dazu: Barthel, Friedrich, Der vogtländisch-osterzgebirgische Sprachraum. Halle 1933. (S. 32 ff. und Kt. IV.)

Preidel, Helmut: Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Landes. Reichenberg in Bö. 1926. (100 S. mit Abb., Ktn.) = Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung. Vorgeschichtl. Abt., H. 3.

Abhandlung auf Grund der Bodenfunde. Das im Anhang beigegebene Fundortverzeichnis ist nach Perioden und politischen Bezirken geordnet.

— Die germanischen Kulturen in Böhmen und ihre Träger. 2 Bde. Kassel 1930.

Bd. 1. Die Kulturen. (398 S. mit Abb.)

Bd. 2. Die Träger. (288 S. mit Abb.)

In Bd. I wird ein detailliertes Verzeichnis des hinterlassenen Kulturgutes an Spangen, Keramik, Bronze- und Glasgefäßen, Waffen, Gebrauchsgegenständen usw. der verschiedenen Epochen gegeben. In Bd. II werden die Siedlungsgebiete der Träger dieser Kulturgüter umschrieben. Verbreitungskarten fehlen leider fast völlig.

— Die urgeschichtlichen Funde und Denkmäler des politischen Bezirkes Brüx. Reichenberg 1934. (196 S. mit 1 Kt., 24 Taf. und 39 Abb. im Text.) = Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung. Vorgeschichtl. Abt. H. 6.

Urgeschichte eines politischen Bezirkes mit einem nahezu vollständigen Verzeichnis der bis 1. Januar 1933 gehörenden vorgeschichtlichen Funde.

— und **Oberdorffer, Kurt:** Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Stadtmuseums in Brüx. Brüx 1927. (32 S. mit Fundkarte.) = Veröffentlich. d. Museumsvereins Brüx. H. 2.

Chronologisch geordneter Führer mit einem Abriss über das Landschaftsbild des Bezirkes in vorgeschichtlicher Zeit und Fundstatistik bis zum Erscheinungsjahr.

Simbriger, Ernst: Die Vorgeschichte des Aussig-Karbäzger Bezirkes. Mit einem Beitrag von H. Lipser. Reichenberg 1934. (52 S. mit Abb.) = Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung. Vorgeschichtl. Abt. H. 5.

Siehe auch den Aufsatz des Verfassers über den gleichen Gegenstand in den Beiträgen zur Heimatkunde des Aussig-Karbäzger Bezirkes, Jg. 13. 1933, (S. 9—14, 70—79, 110—115, 161—165.)

Preidel, Helmut: Die Urgeschichte des Bezirkes Komotau, 1935.

Siehe Abschnitt Landeskunde, Geologie, Geographie unter Heimatkunde des Bezirkes Komotau.

Glott, Josef: Die Bedeutung der Duxer Riesenquellen-Therme für die Vorgeschichtsforschung.

In: Heimat und Volk, Festschrift f. Wilhelm Wostny. Hrg. von Anton Ernstberger. Brünn 1937. (S. 37—56 mit 4 Taf.)

Die warme Heilquelle war bereits den keltischen Boiern bekannt; der Quellengottheit wurden von den Badenden Schmuckgegenstände als Dankopfer dargebracht.

Gnirs, Anton: Quellenverehrung und Quellenopfer. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der böhmischen Mineralquellen. In: Festschrift für E. W. Braun. Augsburg 1930. (S. 10—15 mit 2 Abb.)

Quellen

Wilhelm Dilichs Federzeichnungen erzgebirgischer und vogtländischer Orte aus den Jahren 1626—1629 (Urbiū et oppidorū et arcium aliquot septemvirates Saxonici et Misniae typi ac descriptionum isagoges). Mit Vorwort von F. H. Löfcher und Einleitung von R. Grentag. Schwarzenberg 1928. (XII und 52 S. mit 43 Abb.)

Dilich schuf die ersten topographisch getreuen Stadtansichten sächsischer Städte. Siehe auch die ältere Veröffentlichung: Wilhelm Dilichs Federzeichnungen kursächsischer und meißnischer Ortschaften aus den Jahren 1626—1629, hrg. v. P. E. Richter und Ch. Krollmann, Dresden 1907, 2 Bde. (30 S. mit 48 Taf. und 55 Taf.) In der Einleitung zu Bd. I ist dort eine Biographie Dilichs gegeben.

Meiche, Alfred: Historisch-topographische Beschreibung der Amtshauptmannschaft Pirna. Hrg. mit Unterstützung der Sächsischen Kommission für Geschichte. Dresden 1927. (X und 397 S.)

So weit als nur irgend möglich ist alles wesentliche Urkunden- und Altkennmaterial für jeden Ort, jede Einzelsiedlung, jede sonstige örtliche Bezeichnung (Berge, Gewässer u. a.) kritisch und zuverlässig zusammengestellt und es werden Angaben über die verschiedenen Namensformen, Lage, Geschichte, Besitz- und Rechtsverhältnisse, Baulichkeiten und alles sonst örtlich Bemerkenswerte in

größter Vollständigkeit gemacht. In dieser Ausführlichkeit steht das Werk in Sachsen einmalig da und ist für Teile des Osterzgebirges, die zur Rh. Pirna gehören, eine reiche ortsgeschichtliche Fundgrube.

Müller, August: Quellen- und Urkundenbuch des Bezirkes Leptitz-Schönau bis zum Jahre 1500. Prag und Leptitz-Schönau 1929. (IV und 427 S. mit 9 Taf.) = Stadt- und Urkundenbücher aus Böhmen, Bd. VII.

Umlauf, Franz Joseph: Geschichtsquellen für die Orte des Aussig-Karbißer Bezirkes. In: Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbißer Bezirkes. Jg. 15. 1935. (S. 74—84, 102—107, 158—161.)

Alphabetische Ordnung der Orte mit Angabe, was über sie in den Gemeinde-, Stadt-, ehemaligen Herrschaftsarchiven und in den Grundbucharchiven von Aussig und Karbiß sowie im Landesarchiv und Archiv des Innenministeriums in Prag vorhanden ist.

Wenisch, Rudolf: Gliederung der Stadtbücher Nord- und Westböhmens. Ein Behelf zur Erfassung der Stadtbücher im übrigen sudetendeutschen Gebiet. Komotau 1931. (82 S.)

Beschreibung der verschiedenen Stadtbucharten, wie sie in den Archiven West- und Nordböhmens vom Bischofteiniger bis zum Schlackenauer Bezirk vorkommen. Die Ordnung erfolgte nach Gesichtspunkten der Verfassung, Verwaltung und des Gerichtswesens und ist untergegliedert nach der Verschiedenheit der Belange. Auf Grund der Ermittlungen in 143 Archiven und der getroffenen Anordnung wird ein guter Überblick über die Vielfältigkeit des Materials in diesen böhmischen Städten gegeben.

Blumer, Josef: Das älteste Taufbuch von Brü. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. Jg. 74. 1936. (S. 29—42.)

Die Matrikel beginnt 1575. Über ihre Einrichtung werden Angaben gemacht, danach die Zahl der Geburten und vorkommenden Namen mitgeteilt.

Oberdorffer, Kurt: Ein Brüger Losungsregister von 1525. In: Jahrbuch d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. Jg. 3. 1934 (S. 151—197.) SA. = Veröffentlichungen d. Museums-Vereins Brü. H. 9. 1934. (S. 21—67.)

Vollständiger Abdruck mit Kommentar. Das Register gibt einen wertvollen Einblick in die Verwaltungsverhältnisse, Topographie und nationale Zusammensetzung dieser Stadt.

Geschichte, Allgemeines und Verschiedenes

Rößschke, Rudolf und Kreßschmar, Hellmut: Sächsische Geschichte. Werden und Wandlungen eines Deutschen Stammes und seiner Heimat im Rahmen der Deutschen Geschichte. Dresden 1935.

Bd. I. Rößschke, R.: Vor- und Frühgeschichte, Mittelalter und Reformationszeit. (XI und 282 S. mit Ktn. und Abb.)

Bd. II. Kreßschmar, H.: Geschichte der Neuzeit seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. (XI und 282 S. mit Ktn. und Abb.)

Mit dieser umfassenden Darstellung der sächsischen Geschichte ist nicht nur eine fühlbare Lücke geschlossen worden, sondern zugleich eine der bedeutsamsten Veröffentlichungen zur Landesgeschichte überhaupt vorgelegt worden. Die ausgezeichneten Sachkenner schöpfen aus gründlichster Beherrschung der Quellen. Es berührt angenehm, daß die Verhältnisse der Nachbargebiete tunlichst mit berücksichtigt worden sind, so daß nicht nur für das sächsische Erzgebirge, sondern auch für den böhmischen Anteil reicher Gewinn aus dieser Darstellung gewonnen werden kann.

Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten. Veröffentlichung der Forschungsinstitute für Kultur- und Universalgeschichte und für neuere Philologie, Abt. ältere Germanistik, sowie des Instituts für Heimatforschung an der Universität Leipzig, von Wolfgang Ebert, Theodor Frings, Käthe Gleißner, Rudolf Rößschke und Gerhard Streitberg. Halle 1936. (XVIII und 394 S. mit besonderem Kartenbd.)

Der Gang der einzelnen Siedlungsströmungen und der kulturelle Austausch zwischen politischen Bezirken wird kargelegt und daraus Erscheinungsformen, Aufbau, geschichtliche Entwicklung und Verbreitung des Volkstums der ostmitteldeutschen Landschaft erklärt. Erzgebirge und Nordböhmen werden dabei aufs engste mit berücksichtigt. Nach W. Eberts einleitendem geographischen Überblick gibt R. Rößschke eine Darstellung der Geschichte dieses Gebietes, die z. T. noch über die Aus-

führungen in seiner „Sächsischen Geschichte“ hinausgreift. Besondere Aufmerksamkeit hat er der Entwicklung der Territorien, der Kirchengeschichte bis zur Reformationszeit, dem Gang der Besiedlung und der Entstehung der Städte sowie den Arten der Rechtsbildung und deren Verbreitung gewidmet. Th. Frings gliedert den sprachgeographischen Aufbau Ostmitteldeutschlands in das gesamtdeutsche Mundartbild ein; aus R. Gleißners Beitrag „Wortgeographie“ sei bes. auf die Darstellung des Erzgebirges als Rückzugsgebiet („erzgebirgischer Restraum“) hingewiesen. Auch G. Streitberg gibt in seinem „Volkstum“ gute und wesentliche Gesichtspunkte aus diesem Arbeitsgebiet. Frings schrieb die Zusammenfassung. — Ein besonderer Kartenband veranschaulicht die gewonnenen Ergebnisse trefflich.

Beshorner, Hans: Registrum Dominorum Marchionum Missnensium. Verzeichnis der den Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Meißen jährlich in den wettinischen Landen zustehenden Einkünfte. 1378. Bd. I. Einleitung, Wortlaut, urkundlicher Anhang, Namenregister, Karte. Leipzig 1933. (LXXII, 10 und 607 S. mit 10 Taf.)

— Die Chemnitzer Teilung der Wettinischen Lande von 1382 im Kartenbild. In: Neues Archiv f. sächsische Geschichte. Bd. 54. 1933. (S. 135—142.)

Das Register der Einkünfte des wettinischen Hauses wurde für die Neustädter Orterung 1379 angelegt. Der Tod Friedrichs III. 1381 machte aber dann eine Teilung unter die drei Erbstämme nötig, was in der Chemnitzer Teilung vom 13. November 1382 beschlossen wurde.

— Die Herrschaft Riesenburg und ihre Besitzer bis zum Übergang in wettinischen Besitz i. J. 1398. Mit einer Stammtafel, einer Herrschaftskarte und einem Burgplan. In: Forschungen zur Geschichte Sachsens und Böhmens. Hrg. von R. Köhsche. Dresden 1937. (S. 92—128.)

Urkundliche Geschichte über das Leben und die politische Tätigkeit der Herren von Riesenburg, ihre Erwerbsbestrebungen und den Umfang des Herrschaftsbesitzes. Als Fortsetzung dieser Arbeit erschien früher vom gleichen Verfasser der Aufsatz, Die Erwerbung Riesenburgs durch Markgraf Wilhelm I. v. Meißen (1398) In: Neues Archiv für Sächs. Geschichte. Jg. 21. 1900. (S. 83—106.)

Gröger, Hellmuth: Die Herrschaften des östlichen Erzgebirges und ihre Beziehungen zur meißnisch-böhmischen Territorialpolitik der Wettiner im 13. und 14. Jahrhundert. Ungedruckte philos. Diss. Leipzig 1922. Siehe Hinweis auf den Inhalt: Jahrbuch d. philosoph. Fakultät zu Leipzig 1922. 2. Halbbd. (S. 56—57.)

Die Gründung der osterzgebirgischen Burgen erfolgte größtenteils vor der Regierungszeit Heinrichs des Erlauchten (Lauenstein, Liebstadt, Purschenstein, Grauenstein), teils kurz hernach (Bärenstein), unverkennbar zur Grenzsicherung. Anfänglich ministerialen Hauptleuten unterstellt, bildete sich später ein freieres Lehnverhältnis aus, das ebenso wie die damit verbundenen Rechte und Befugnisse, die nicht überall die gleichen waren, eingehend dargestellt wird. Von besonderer politischer Bedeutung ist der Besitz dieser Burgen zur Zeit Heinrichs des Erlauchten, während der Einigungsbestrebungen Friedrichs des Strengen, vor allem aber während der böhmischen Erwerbspolitik Wilhelms des Ae. Später verfällt ihr Wert rasch.

Steinbrück, Heinrich: Geschichte der Herrschaft Rabenstein. Reichenbrand 1920. (66 S. mit Abb.)

Herrschaftsgeschichte und Tätigkeit der Herren v. Waldenburg, Kolonisatoren dieser Gegend. Auf dem Gebiet der Herrschaft entstand im ersten Drittel des 12. Jh. das Chemnitzer Bergkloster, an das 1375 die Herrschaft fiel, bis sie 1546 in den Besitz der Wettiner überging.

Schlesinger, Walter: Die Schönburgischen Lande bis zum Ausgang des Mittelalters. Dresden 1935. (133 S. mit Ktn.) = Schriften f. Heimatforschung. H. 2.

Die Herren v. Schönburg hatten auch beträchtlichen Besitz im Erzgebirge (Stollberg, Hartenstein). In der vorliegenden Arbeit wird im wesentlichen die siedlungsgeschichtliche Erschließung ihres Herrschaftsgebietes um Glauchau-Waldenburg behandelt, trotzdem kann manches Neue zur geschichtlichen Entwicklung der erzgebirgischen Besitzungen gesagt werden.

— Egerland, Vogtland, Pleißenland. Zur Geschichte des Reichsgutes im mitteldeutschen Osten. In: Forschungen zur Geschichte Sachsens und Böhmens. Hrg. von Rudolf Köhsche. Dresden 1937. (S. 61—91.)

Handelt über die Beziehungen Altenburgs zu Chemnitz und Zwickau (S. 80 ff.) und über den Ausbau des östlichen Reichsterritoriums. Schon 1173 reicht die terra Plisnensis bis ins obere Erzgebirge und als Herren der auf Rodungsboden des westlichen Erzgebirges entstandenen Herrschaften erscheinen Angehörige des pleißenischen Beamtenadels. (S. 83 ff.)

Bönhoff, Leo: Das Hersfelder Eigen in der Mark Meißen. In: Neues Archiv f. sächsische Geschichte. Bd. 44. 1923. (S. 1—54.)

Kaiser Otto II. hatte 979 dem Kloster Memleben die beiden Burgwarde Hwoznie (Schwefel) und Döbeln geschenkt, die mit dem Kloster 1015 der hessischen Abtei Hersfeld einverleibt wurden. Diese beiden, einander benachbarten Burgwarde bildeten seit 1015 das Hersfelder Eigen, das den Markgrafen v. Meissen in Lehn gegeben ward. Der Umfang ist bekannt aus Urkunden von 981, 1292 und 1454, der südliche Teil dieses Gebietes lag im Amt Freiberg (Stadt Zschopau-Niederlauterstein). In der gründlichen Untersuchung wird über die geschichtliche Entwicklung des Besitzes gehandelt.

Köhsche, Rudolf: Markgraf Dietrich von Meissen als Förderer des Städtebaues. In: Neues Archiv f. sächsische Geschichte. Bd. 45. 1924. (S. 7—46.)

S. 20 ff. über die Gründung von Freiberg, S. 32 ff. über die von Zwickau.

Bönhoff, Leo: Die ältesten Gebietsherrn des sächsischen Erzgebirges. In: Glückauf. Jg. 47. 1927. (S. 158—165.)

— Der erzgebirgische Uradel und seine Stammsitze. In: Ebenda. Jg. 54. 1934. (S. 47—63.)

37 Familien werden in ihrer ältesten urkundlichen Überlieferung behandelt. Davon blühen heute noch 7, aber keine einzige mehr im Erzgebirge!

Borges, Ottomar: Die ältesten Fahrwege über den Sattel zwischen Zichtelberg und Keilberg und die ältesten kartographischen Darstellungen dieser Wege. (Mit einer Skizze der Karte v. J. 1529.) Waldenburg 1935. (20 S.) = Mitteilungen des Fürstl. Schönburg-Waldenburgischen Familienvereins. H. 3.

Lindner, Oswin: Die Zwickau-Schneeberger Landstraße und ihre wirtschaftliche Bedeutung für das obere Erzgebirge nebst einer kurzen Beschreibung der eigenen und der benachbarten Brücken. Kirchberg 1921. (66 S. mit 2 Taf.)

Über Entstehung und Erbauer der alten „Silberstraße“, geschichtliche Darstellung auf archivalischer Grundlage.

Meiche, Alfred: Der alte Straßenknotenpunkt Zuckmantel, sowie die zugehörigen Namen Zehista, Dederan, Ossegg, Uhsst und Zschackental. Ein Beitrag zur Straßengeographie Sachsens und seiner Nachbarlandschaften. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächs. Heimatschutz. Jg. 26. 1937. (S. 42—62 mit Abb. und Ktn.)

Der Name „Zuckmantel“ und seine Nebenformen bedeutet soviel wie Gabelkiefer, Gabelföhre und diesen kam die Bedeutung von Wegweisern zu. Die Feststellung ihrer Verbreitung kann die Führung alter Straßen mit erschließen. M. gibt eine Verbreitungsübersicht der so benannten Wohnplätze und Wüstungen, auch außerhalb Sachsens.

Oberdorffer, Kurt: Die alte Einsiedler Zollstraße. In: Volkskalender für das Erz- und Mittelgebirge. Brüg. Jg. 1927. (S. 102—106.)

Festlegung der ma. Straßenführung vor allem auf Grund der Urkunden des Brüger Stadtarchivs.

Siegert, Hans: Die Pässe des Erzgebirges. In: Glückauf. Jg. 46. 1926. (S. 39—48 mit Skizze.)

Beschreibung der Pässe von Nollendorf, Geiersberg, Graupen, Klostergrab, Sanda, Reichenhain, Preßnitz, Wiesenthal, Rittersgrün, Johannegeorgenstadt, Eibenstock-Grüßbusch, Graslig. Siehe aber auch die älteren Arbeiten von Heinrich Schurz, die Pässe des Erzgebirges, Leipzig 1891 und dazu die Besprechung von E. O. Schulze im Neuen Archiv f. sächs. Geschichte, Jg. 13, 1892, S. 163—167 sowie die Zurückweisung der Theorie der slawischen Urbesiedlung durch D. E. Schmidt, ebenda, Jg. 40, 1919, S. 123 f. Ferner Johannes Hemleben, die Pässe des Erzgebirges, Berlin, 1911, 115 S.

Köhler, Albin Rudolf: Der Einfluß des Dreißigjährigen Krieges auf die Bevölkerungszahl deutscher Städte, insbesondere auf die Zwickaus. Ungeedr. philos. Diss. Leipzig 1920.

Siehe Hinweis auf den Inhalt im Jahrbuch d. Philos. Fakultät zu Leipzig für das Jahr 1920, S. 182—183. Die Untersuchung der Geschoszbücher Zwickaus für die Jahre 1591—1699 zeigt eine schwere Bevölkerungseinbuße während des Krieges. 1628/29 hatte die Stadt noch 5491 Einwohner, durch Pesten und die schwedischen Belagerungen und Eroberungen trat rasch ein Rückgang ein: 1639/40 wurden nur noch 2693 Einwohner gezählt. Nach 1661 hatte die Stadt wieder 2866 und 1699 3731 Einwohner.

Loesche, Georg: Die böhmischen Exulanten in Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und der Gegenreformation auf archivalischer Grundlage. In: Jahrbuch der Gesellschaft f. d. Geschichte des Protestantismus in Österreich. Wien. Jg. 42 bis 44. 1923. (XII und 585 S.)

Im ersten Teil dieser grundlegenden Arbeit wird der Zusammenbruch des Protestantismus in Böhmen behandelt, aus dem besonders der Abschnitt über das Zwischenspiel des sächsischen Einfalls in Böhmen hervorgehoben sei. Der zweite Teil bringt die Schicksale der Auswanderer im Exil. Beachtenswert ist die große Menge herangezogenen Quellenmaterials aus Archiven in Böhmen, Österreich und Sachsen, wodurch viele neue Einzelszüge zur Geschichte dieser Zeit geboten werden konnten. Aufmerksam gemacht sei noch auf das von A. Bergmann zusammengestellte Exulanten-Verzeichnis von 422 adeligen Familien, 1788 Gelehrten, Künstlern, Geistlichen und Lehrern, 8486 Bauern, Handwerkern, Tagelöhnern, das nicht zuletzt auch für die Familienforschung von großem Wert ist.

Dietrich, Alfred: Die obere Herrschaft Pürchenstein nach dem Zusammenbruch im Dreißigjährigen Krieg. Ungedruckte philos. Diss. Leipzig 1921.

Hinweis auf den Inhalt siehe Jahrbuch der Philos. Fakultät zu Leipzig, 1921, 2. Halbbd., S. 47 bis 48. Darstellung des kulturellen Lebens im Erzgebirge nach dem Dreißigjährigen Krieg am Beispiel eines kleinen Herrschaftsbereiches. Die örtlich sehr umfangreiche Siedlungsbewegung der böhmischen Exulanten in dieser Zeit ist von besonderer Bedeutung. Die bevölkerungsstatistischen Angaben sind den Kirchenbüchern von Neuhausen entnommen.

Michel, Martin: Revolution und Reaktion von 1848—1850 in Zwickau und Umgebung. Philos. Diss. Leipzig 1937. (121 S.)

Die sozialen und politischen Verhältnisse in diesen Jahren und der Ablauf der Revolution in Zwickau.

Sachsen, 1000 Jahre deutscher Kultur. Mit Unterstützung des Sächsischen Staates und der Städte Dresden, Leipzig, Chemnitz und Zwickau. Hrsg. von Karl Großmann. Dresden 1929. (XVI und 286 S. mit Abb.)

Aus der großen Reihe einzelner Aufsätze sei nur verwiesen auf R. Kögschke, Die Entwicklung der sächsischen Städte, S. 53 ff. und O. Pusch, Das sächsische Berg- und Hüttenwesen und die Bergakademie in Freiberg, S. 268 ff.

Heimat und Volk. Forschungsbeiträge zur sudetendeutschen Geschichte. Festschrift für Prof. Wilhelm Wofstry zum 60. Geburtstag dargebracht von seinen Schülern. Hrsg. von Anton Ernstberger. Prag-Brünn 1937. (602 S. mit Ktn. und Abb.)

Die verschiedenen Beiträge zur Geschichte des Erzgebirges und seines Vorlandes wurden gesondert aufgenommen.

Fohler-Haute, Gustav: Das nordwestböhmisches Deutschum. In: Auslandsdeutsche Volksforschung. Jg. 1. 1937. (S. 131—144.)

Überblick aus einer größeren, im Erscheinen begriffenen Arbeit über das Sudetendeutschum, wobei hier die Landschaften zwischen Westerzgebirge und Lausitzer Platte erfaßt werden: der Lebensraum mitteldeutscher Obersachsen mit ostfränkischem Bluterbe.

Hirsch, Hans: Zur Entwicklung der böhmisch-österreichisch-deutschen Grenze. In: Jahrbuch d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jg. 1. 1926. (S. 7—32.)

S. 25 ff. wird ganz kurz über die erzgebirgische Grenze zwischen Meissen und Böhmen gehandelt. Für die Feststellung des Verlaufs dieser Grenzlinie ist die Tatsache wichtig, daß über sie Angaben aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts vorliegen (für Meissen von 996, DD. III 186; für die Prager Diözese aus den Jahren 973—985 in einer Urkunde Heinrichs IV. von 1086, Friedrich, Cod. dipl. Boh. I, 92, Nr. 86).

Sander, Sigismund: Das Egertal in der Kriegsgeschichte. In: Heimat und Volk, Festschrift f. Wilhelm Wofstry. Hrsg. von Anton Ernstberger. Prag-Brünn 1937. (S. 547—566.)

Über die Bedeutung des Flußlaufs in der Kriegsgeschichte als Einbruch- oder Verteidigungslinie.

Rarell, Viktor: Burgen und Schlösser des Erzgebirges und Egertales. Bd. I. Kaaden 1935. (127 S. mit Abb.)

Geschichtliches und Sagen über einzelne Burgen ohne Angabe von Quellen.

Langhammer, Rudolf: Die Burgen des mittleren Egertales und die Stadt Klösterle. Klösterle 1934. (323 S. und 20 Taf.)

Geschichtliche Daten in engster Anlehnung an die Archivalien.

Oberdorffer, Kurt: Die Verpfändung Nordwestböhmens an Meissen-Sachsen im Jahre 1425. In: Heimat und Volk, Zeitschrift f. Wilhelm Wostry. Hrsrg. von Anton Ernstberger. Brünn-Prag 1937. (S. 195—218 mit Kt.)

1423 überschrieb König Sigismund dem Markgrafen Friedrich v. Meissen die Städte Auffig und Brüg, um einen festen Rückhalt im Kampf gegen die Hussiten zu besitzen und förderte damit bewusst die Stoßrichtung des erstarkenden neuen sächsischen Herzogtums, die sich gegen die hussitischen Herrschaftsbefitzer und besonders gegen die Städte Saaz, Laun und das unsichere Leitmeritz richtete. Auffig ging schon 1426 wieder verloren; Brüg erlebte durch die Verbindung mit Meissen einen wirtschaftlichen Aufschwung. Im Egerer Frieden von 1459 fiel die sudetendeutsche Landschaft von Brüg bis Auffig an Böhmen zurück.

Schreiber, Rudolf: Die Stellung des mittelalterlichen Elbogener Landes zu Böhmen. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jg. 74. 1936. (S. 1—28 und 81—94.)

— Das Elbogener Urbar der Grafen Schlick von 1525. In: Sudetendeutsches Historisches Archiv. Hrsrg. von d. Historischen Kommission d. deutschen Gesellschaft d. Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik in Prag. Bd. 1. Prag 1934. (VIII und 108 S. mit Kt.)

— Der Elbogener Kreis und seine Enklaven nach dem Dreißigjährigen Kriege. In: Ebenda. Bd. 2. Prag 1935. (XVI und 306 S. mit 9 Tab. und 4 Ktn.)

Wenn auch nicht so ausgeprägt wie das Egerland, so hat doch auch das Elbogener Ländchen immer in einem besonderen Verhältnis zu Böhmen gestanden, was Schreiber in seinen auf umfangreicher Quellenkenntnis beruhenden Arbeiten erstmals deutlich erweist. In dem ersten Aufsatz untersucht er die staatsrechtliche Zugehörigkeit der Provinz Zettlitz, des späteren Elbogener Landes, zur Krone Böhmen. — Das Schlicksche Urbar ist eines der ältesten, seinem Inhalt nach das umfangreichste Nordwestböhmens. Die Aufzeichnungen umfassen Hoheitsrechte verschiedener Art, die den Grafen nach der Pfandverschreibung von 1434 zustanden, dazu die wichtige Steuermatrikel von 1523. Die Zustände vor den durch Aufschwung des Bergbaus und Eindringen der Reformation bedingten Neuerungen des 16. Jahrhunderts sind darin festgehalten. — Auf Grund der Untertanenverzeichnisse von 1651 und der Steuerrollen von 1653—1655 wird dann eine methodisch beachtliche, inhaltlich erschöpfende und in ihren Ergebnissen höchst bedeutsame Darstellung der soziologischen und bevölkerungsgenealogischen Entwicklung des Kreises gegeben. Der Verfasser geht in seiner Darstellung nicht von dem großräumigen, politischen Gebilde der Herrschaft aus, sondern von der Einheit des einzelnen Ortes und sucht von daher natürlich bedingte, möglichst auch wirtschaftlich gleichförmige, einheitliche Gebiete herauszustellen.

Hofmann, Josef: Das Raadner Treffen vom 14. Oktober 1472. In: Uhl's Heimatbücher aus dem Erzgebirge und Egerland. Bd. 10. Raaden 1924. (17 S.)

Diese Episode des österreichischen Erbfolgekrieges wird nach zeitgenössischen Berichten geschildert.

Walter, Alois: Reformation, Dreißigjähriger Krieg und Pestzeiten im Erzgebirge (Katharinenberger Gebiet). In: Volkskalender für das Erz- und Mittelgebirge. Brüg 1928. (S. 131 bis 141.)

Kulturgegeschichtliche Bilder.

Pfigner, Josef: Nordböhmen und Sachsen in den Jahren 1848/49. In: Nordwestböhmen. Veröffentlichungen des Museumsvereins Brüg. H. 8. 1933. (S. 73—79.)

Ein Beitrag zu den deutschböhmischesächsischen Beziehungen 1848/49, über die Ideenbildung und politische Fortschrittlichkeit sowie über die dabei beobachtete Bedeutung der Staatsgrenzen.

Siedlungsgeschichte

Röhschke, Rudolf: Epochen der Siedlungsgeschichte in Sachsen und im nördlichen Böhmen. Ein historischer Vergleich. In: Forschungen zur Geschichte Sachsens und Böhmens. Hrsrg. von R. Röhschke. Dresden 1937. (S. 1—27.)

Abhandlung über die treibenden Kräfte, Träger und den Verlauf der einzelnen Siedlepochen sowie ihre Auswirkungen.

Ebert, Wolfgang: Ländliche Siedelformen im deutschen Osten. Im Auftrag der landesgeschichtlichen Institute hrsrg. von R. Röhschke. Berlin 1937. (74 S. mit 35 Ktn. auf 23 Taf.)

Ein Teil der Arbeit erschien mit gleichem Titel, aber unter Weglassung der Kartenbeispiele in den Blättern für deutsche Landesgeschichte, J. 1, 1936, Heft 1. Es ist eine methodische Programmschrift zur Bestimmung der Siedelformen im deutschen Osten. Aus dem sächsisch-böhmischen Erzgebirge werden folgende Beispiele gebracht: Streusiedlung Zinnwald, S. 48; Reihendorfer Hartmannsdorf, Görbersdorf, Hohendorf, Falkenbach, S. 64 und 65; Waldstreifendorf Oberseiffenbach, Neuernsdorf, S. 66 und 73; Einödlur Seiffen, S. 69; Radialwaldhufendorf Dittersbach, S. 71.

Leipoldt, Johannes: Die Flurformen Sachsens. In: Petermanns Geographische Mitteilungen. 1936. (S. 341—345 mit Kt.)

Untersuchung aller sächsischen Gemeindefluren. Im Gebiet des ostfränkischen Siedeleinflusses herrscht die Waldhufe durchaus vor.

Heinich, Walter: Königshufen, Waldhufen und sächsische Äcker. In: Neues Archiv f. sächsische Geschichte. Jg. 51. 1930. (S. 1—10.)

Berechnungen über die Größen der Hufen, die sich danach zueinander verhalten wie 12:6:5. Eine fränkische Hufe sei genau 43,2 (43 Äcker = 60 Quadratruten) sächsische Äcker groß und die Hälfte einer Königshufe.

Langer, Johannes: Heimatkundliche Streifzüge durch Fluren und Orte des Erzgebirges und seines Vorlandes. Schwarzenberg. 1931. (260 S. und 47 S. mit Ktn.-Skizzen.)

Methodische Arbeit auf der Grundlage der Siedelformenuntersuchung über die Erschließung des Erzgebirges. Aus dem mittelsächsischen Bergland und dem erzgebirgischen Vorland werden Beispiele von Block-, Gewann-, Gelänge-, Feldbreitenanlagen gebracht; die Darstellung der verschiedenen Spielarten der erzgebirgischen Waldhufen nimmt den Hauptteil des Buches ein. Bergbau- und Erulantenfluren (Seiffen, Neuernsdorf, Georgensfeld) und Stadtluren (Freiberg, Frauenstein, Eibenstock, Aue, Schwarzenberg, Wolkenstein, Scheibenberg) schließen den wohlgeordneten Überblick ab.

— Erzgebirgsfluren. Ein flurgeographischer Beitrag zur Besiedlungsgeschichte des mittleren Erzgebirges. In: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins. Jg. 58. 1928. (S. 7—58. Abriß auch in: Glückauf. Jg. 49. 1929. (S. 133—142.)

Behandelt als Einzelbeispiele Rhäsa, Lüttdorf b. Roswein, Schönberg b. Waldheim, Erlebach, Gebersbach, Linda, Schönsfeld, Dittersbach, Oberreichenbach, Seiffen, Neuernsdorf, Oberschöna.

— Flurgeographische Untersuchungen über die ältesten Freiburger Besiedlungsverhältnisse. In: Neues Archiv f. sächsische Geschichte. Jg. 48. 1927. (S. 185—225.)

Neben die von R. Köbschle in seiner Arbeit „Markgraf Dietrich von Meißen als Förderer des Städtebaues“, ebenda, Jg. 45, 1924, S. 7—46, durchgeführte Interpretation des Stadtrechtes, der Urkunden von 1223, 1227, 1241 und 1255, stellt J. Langer eine geographische Untersuchung der Freiburger Stadtlur und ihrer Entwicklung.

— Die Besiedlung der Freiburger Gegend um 1183. In: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins. Jg. 64. 1934. (S. 5—9 mit Kt.)

Die Freiburger Burgherrschaft Markgraf Ottos des Reichen und ihre Besiedlung um 1183, kurz vor der Gründung der Sächsstadt und der damit einsetzenden zweiten, inneren Kolonisation dieses Gebietes.

— Der Ausbau des ostdeutschen Kolonisationswerkes in der Freiburger Landschaft. Schwarzenberg 1936. (22 S. mit 19 Ktn.)

Kleine Zusammenfassung über Urlandschaft und Vorgeschichte, Führer der Kolonisation, Siedelformen, Herkunft der Siedler, Herrschaftsbezirke, das Hersfelder Eigen, die Beziehungen zwischen Kloster Altleitz und Freiberg und über die Entstehung der alten Bergbaustadt.

Diener von Schönberg, Alfons: Zur Geschichte des Sandaer Berglandes. Olbernhau 1927. (32 S.)

Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte.

Löscher, Hermann: Schönbουργische Kolonisation im Obererzgebirge zu Beginn der Neuzeit. In: Schönbουργischer Hauskalender 1933. (S. 43 ff.)

Meiße, Alfred: Der alte Zellwald an der Freiburger Mulde. Ein Beitrag zur Geschichte der ostmitteldeutschen Kolonisation mit einer Nebenuntersuchung über die fränkische Hufe. In: Neues Archiv f. sächsische Geschichte. Jg. 41. 1920. (S. 1—42.)

Das Gebiet der 800 Hufen, die Markgraf Otto von Meißen dem Kloster Altleitz geschenkt hatte (Bestätigung durch Kaiser Friedrich I. vom 26. Februar 1162), erstreckte sich tief in den Markwald

zwischen dem Altgau Daleminze und Böhmen. In seinem Bereich wurden die ersten Silberfunde gemacht, die Anlaß gaben, einen Teil der Schenkung wieder abzuerkennen und das Kloster anderweit zu entschädigen. Den Abschluß der Verhandlungen bildete die Urkunde vom 2. August 1185, wobei der Umfang der Dotation von 1162 noch einmal genau umraint wurde. Der Interpretation der Grenzlinie dient diese Untersuchung.

Müller, Conrad: Eine Schönburgisch-Hartensteinische Grenzrainung am Fichtelberg 1529. In: Neues Archiv f. sächsische Geschichte. Jg. 55. 1934. (S. 161—177 mit 3 Abb.)

Festlegung der Grenzen zwischen dem Gebiet der Herren v. Lettau auf Schwarzenberg und der schönburgischen Gründung Oberwiesenthal. Die erhaltene Karte über die Rainung ist eine der ältesten in Sachsen und wurde erst 1927 wiederentdeckt.

Schmidt, Otto Eduard: Siedlungsgang und Siedlungsformen im östlichen Erzgebirge. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz. Jg. 13. 1924. (S. 105—129 mit Abb.)

Besprechung der einzelnen Siedelwellen, der Kolonisationsmittelpunkte, der bedeutendsten Siedelplätze und -formen. Hingewiesen sei auch auf den Aufsatz desselben Verf., Die Besiedlung des Erzgebirges. In: Neues Archiv f. sächsische Geschichte. Jg. 40. 1919. (S. 123—137.)

— Zur Siedlungsgeschichte der Flußgebiete der Müglist und der Gottkleuba. In: Ebenda. Jg. 16. 1927. (S. 367—378 mit Abb.)

Stellt drei Siedelwellen heraus. Eine 1. im Zeitalter der ostdeutschen Kolonisation im 12. Jh., eine 2. bäuerlich-bergmännische um die Mitte des 13. Jhs. und eine 3. in der Zeit der bergmännischen Stadtgründungen, etwa 1440—1560.

Dietrich, Alfred: Erzgebirgische Exulantenendörfer. Grimmitzschau 1927. (58 S.) = Ober-sächsisches Heimatstudien. Hrg. von Köhsche und Uhlemann. H. 4.

In drei Wellen fluteten die um ihres Glaubens willen aus Böhmen vertriebenen Exulanten nach Sachsen, 1620 nach der Schlacht am Weißen Berge, 1627 nach Erlaß der Neuen Landordnung und 1648 nach dem Westfälischen Frieden. In der oberen Herrschaft Puschstein wurden sie besonders von der Familie v. Schönberg aufgenommen, unter deren Förderung zahlreiche neue Dörfer entstanden, von denen in vorliegender Arbeit Deutsch-Einsiedel, Heidelberg, Deutsch-Neudorf und Deutsch-Catharinenberg, Nieder- und Oberseiffenbach und Neuvernsdorf behandelt werden. Über die Herkunft der Siedler, die Siedlungsvorgänge, das Verhältnis zur Grundherrschaft, Dorf- und Hausanlagen, wirtschaftliche Entwicklung, soziale Gliederung und geistiges Leben der Zugügler ist gut beobachtet worden.

Semmig, Hellmuth: Die wirtschaftliche Entwicklung der Exulanteniedlung Johanngeorgenstadt von der Gründung 1654 bis zum Stadtbrand 1867. Dresden 1931. (IX und 135 S.) = Aus Sachsens Vergangenheit. H. 7.

Die Gründung und Entwicklung der Stadt, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse, Handel, Gewerbe, Verkehr, Bergbau und Industrie sind quellenmäßig dargestellt. Gegen manche Auffassungen und Ausführungen bestehen Bedenken, namentlich gegen die Deutung rechtlicher Erscheinungen. Siehe dazu die Besprechung von H. Köcher im Neuen Archiv f. sächsische Geschichte, Jg. 52, 1931, S. 304 bis 306.

Karell, Viktor: Das Erzgebirge und seine Besiedlung. Raaden 1924. (74 S. mit Abb.) = Uhl's Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. H. 4.

Kurzer Abriss des Besiedlungsganges. Siehe auch den Aufsatz des gleichen Verfassers „Die Besiedlung des Erzgebirges“. In: Das Erzgebirge und sein Vorland, hrg. v. Wenisch, Wien 1923, S. 79—86.

Oberdorffer, Kurt: Die Siedlungsgeschichte Nordwestböhmens. In: „Für Heimat und Volk“. Volkskumsarbeit im Bundesgau Nordwestböhmen des BdD. 1. Jg. 1934. (S. 14—19.)

Kurzer Überblick.

Sturm, Heribert: Grundzüge der Besiedlung des Obererzgebirges. In: Aßermann aus Böhmen. Jg. 2. 1934. (S. 29—33 und 74—79.)

Für den südlichen Gebirgshang waren zunächst die beiden Städte Schlackenwerth und Raaden Stützpunkte eines Siedlungsvorstoßes, dazu trat später die Tätigkeit der Klöster Lept, Dönan und Ossegg, zuletzt ist die bergmännische Erschließung hinzugekommen.

— Umriffe des geschichtlichen Werdens des Erzgebirges. In: Deutsche Heimat. Sudeten-deutsche Monatshefte. Plan. Jg. 7. 1931. (S. 137—141.)

Handelt vornehmlich über die bergbauliche Erschließung.

Muggenthaler, Hans: Kolonisations- und wirtschaftliche Tätigkeit eines deutschen Zisterzienserklosters im 12. und 13. Jahrhundert. München 1924. (VI und 176 S. mit Abb. und 8 Ktn.) = Deutsche Geschichtsbücherei, Bd. 2.

Die Wirksamkeit des Klosters beschränkte sich nicht nur auf das Egerland, sondern erstreckte sich auch auf die Gegend zwischen Raaden und Saaz.

Adamek, Edgar: Dorfsarten und Dorfformen im westlichen böhmischen Erzgebirge, im Duppauer und Kaisergebirge sowie im Saazer Flachlande. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 43. 1922. (S. 115—117.) Jg. 44. 1923. (S. 21—23.)

Röhler, Rudolf: Erzgebirgsdörfer des Aussig-Karbißer Bezirkes in den Landeskatastern. In: Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbißer Bezirkes. Jg. 13. 1933. (S. 166—173.)

Peterswald, Schönwald, Nollendorf, Streckenwald und Kninitz, besonders die Herrschaftsbefitzer.

Treixler, Gustav: Seit wann bestehen die Ortschaften des Graslißer Bezirkes? In: Erzgebirgszeitung. Jg. 54. 1933. (S. 145—151.)

Zusammenstellung der ersten urkundlichen Nachrichten.

— Verschollene Erzgebirgsorte. In: Mitteilungen des Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. Jg. 73. 1935. (S. 41—59); Jg. 74. 1936. (S. 117—118.)

Ehemalige Besitzungen des Klosters Waldsassen.

Rechtsgeschichte

Die **Zwickauer Stadtrechtsreformation 1539—1569.** Hrsg., eingeleitet und bearbeitet von Hildegard Berthold, Karl Hahn und Alfred Schulze. Leipzig 1935. (X und 100 und 240 S.) = Sächsisches Forschungsinstitut für Rechtsgeschichte in Leipzig: Quellen zur Geschichte der Rezeption. Bd. 3.

Um die nach der Rezeption des römischen Rechts wie allorts zutage getretene Rechtsunsicherheit zu beheben, beauftragte der Zwickauer Rat namhafte Juristen mit der Ausarbeitung eines reformierten Statutenbuches, einer erstmaligen Gesamtaufzeichnung sämtlicher in Zwickau geltenden Rechtsätze. Die Statuta Zwicciaviensium gehen in der Hauptsache auf den Stadtsyndikus Mag. Antonius Beuther († 1562/63) zurück.

Brod, Carl: Rat und Ämterwesen der kurfürstlichen Stadt Zwickau 1485—1547. Ungeedr. philos. Diff. Leipzig 1925.

Zusammenfassung des Ratskollegiums, Aufgaben und Befugnisse der einzelnen Ämterinhaber.

Kummer, Friedrich Paul: Gewerbe und Zunftverfassung in Zwickau bis zum Jahre 1600. Ungeedr. phil. Diff. Leipzig 1922.

Hinweis auf den Inhalt siehe Jahrbuch d. Philos. Fakultät Leipzig, 1922, S. 115—117. Nach einer Darstellung der Entwicklung der Gewerbe und Geschichte der Zünfte wird in einem zweiten Teil ihre innere Verfassung geschildert. Die erste Zunft, die sich in Zwickau nachweisen läßt, ist die Müllerinnung, die 1333 ihre Ordnung erhielt. Die Blütezeit des Handwerks fällt in das Ende des 15. und in den Anfang des 16. Jhs., wo die Entdeckung der Schneeberger Silbergruben, an deren Ausbeute sich viele Zwickauer Familien beteiligten, Geld in die Stadt brachte. Den Abschluß der Untersuchung geben Darlegungen über das wirtschaftsgenossenschaftliche, religiöse und sittliche Leben der Zünfte.

Schellhas, Walter: Die Entstehung Freibergs und seines Stadtrechts. In: Mitteilungen d. Freiburger Altertumsvereins. Jg. 54. 1923. (S. 1—8.)

Die Gründung Freibergs als Stadtgemeinde im vollen rechtlichen Sinne wird nicht Markgraf Otto dem Reichen, sondern dessen Sohn Dietrich dem Bedrängten (1195—1221) zugeschrieben.

Keglaß, Hans: Die Entwicklung des Rechtsganges nach dem Freiburger Stadtrechtsbuch. Leipzig 1929. (101 S.) = Abhandl. der Rechts- und Staatswissenschaftl. Fakultät der Universität Göttingen.

Über den Prozeßgang und das System der Beweismittel bis zur Beweisführung selbst.

Langer, Johannes: Die Freiburger Bannmeile und die alten in Freiberg gebräuchlichen Längenmaße. In: Mitteilungen d. Freiburger Altertumsvereins. Jg. 65. 1935. (S. 28—38.)

Sieber, Siegfried: Das älteste Gerichtsbuch des Dorfes Aue (1491—1560). In: Auer Museumsblätter. II. 1927. (S. 13—50.)

Auszüge aus einer Umschrift von 1738 mit Kommentar.

Löscher, Hermann: Die Pfarrausstattung im Verlaufe der bauerlichen Besiedlung des Erzgebirges. In: Glückauf. Jg. 49. 1929. (S. 142—146.)

Ergänzt z. T. die Arbeit von Heinrich Felix Schmid, Die Pfarrorganisation im Sorbenlande vor der deutschen Kolonisation und in Böhmen und Mähren, Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch., Bd. 46, Kanon. Abt. Bd. 15, 1926. Deutsche Bauernsiedler, die über das sächsische Tiefland nach dem Erzgebirge kamen, brachten von dort die sorbenländischen Grundsätze der Pfarrausstattung mit. Ausnahmen sind bisher bekannt aus Schwarzenberg, wo die Gewohnheit der Zehntdrütelung auf bayerisch-fränkischen Einfluß schließen läßt, sowie aus Schleittau, wo bei dem Einkommen des Pfarrers zwei Teile Zehnten erwähnt werden, was vielleicht als böhmischer Einschlag zu erklären ist.

Börner, Max: Die Sächsische Bergverfassung. Ein Hand- und Lehrbuch. Freiberg 1930. (64 S.)

Mehr zum praktischen Gebrauch geschrieben, wird z. T. doch auf Geschichtliches eingegangen.

Huffmann, Fritz Robert: Über die sächsische Berggerichtsbarkeit vom 15. Jahrhundert bis zu ihrem Ende. Ein Beitrag zur Geschichte der Sondergerichte. Weimar 1935. (149 S.)

Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Berggerichtsverfassung in Sachsen vom Aufkommen des Schneeberger Bergbaues bis zur Annaberger Bergordnung von 1509 und den Landesbergordnungen des 16. Jhs. Der Ausbreitung der sächsischen Rechtseinrichtungen (Joachimsthal!) wird nachgegangen, auch der Zustand der Zivil- und Strafgerichtsbarkeit bis zum Übergang an die ordentlichen Gerichte eingehend erörtert.

Brescher, Kurt: Das sächsische Bergschadenrecht unter besonderer Berücksichtigung der bergschadenrechtlichen Verhältnisse im Lugau = Delitzscher Steinkohlenrevier. Leipziger jur. Diss. Borna 1930. (IX und 90 S.)

Abhandlung über die Haftpflicht bei Bergschaden.

Die Schreidenberger Bergordnung 1499—1500. Die älteste deutsche gedruckte Bergordnung. Hrg. von Johannes Otto Sehm. Zwickau 1936. (47 S.)

Text in Faksimile mit Kommentar.

Schultheiß, Werner: Die Einwirkung des Nürnberger Stadtrechts auf Deutschland, besonders Franken, Böhmen und die Oberpfalz. (Der Nürnberger Stadtrechtskreis.) In: Jahrbuch f. fränkische Landesforschung. Bd. 2. 1936. (S. 18—54 mit Anm.)

Falkenau, Elbogen, Karlsbad, Schlackenwerth übernahmen Nürnberger Recht von Eger und blieben mit Nürnberg vom 11. bis zum Ende des 16. Jhs. in Rechtsverkehr.

Weizsäcker, Wilhelm: Rechtsgeschichte von Stadt und Bezirk Komotau bis 1605. Komotau 1935. (197 S.) = Heimatkunde Komotau.

Siegl, Karl: Die St. Joachimsthaler Erbrechtsordnung aus der Zeit um 1521. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jg. 68. 1930. (S. 151—156.)

Textwiedergabe nach einer Handschrift der Zeit „Erbfelle inn Sandt Joachimstahl belangende“ im Archiv der Stadt Eger.

Umlauft, Franz Joseph: Altes Dorfrecht. In: Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes. Jg. 8. 1928. (S. 1—11.)

Mitteilung der Gemeinderügen von Deutschkahn, München, Leukersdorf, Spansdorf und Mörfau im Aussiger Bezirk.

Weizsäcker, Wilhelm: Sächsisches Bergrecht in Böhmen. Das Joachimsthaler Bergrecht des 16. Jahrhunderts. Reichenberg 1929. (312 S.) = Forschungen zur Sudetendeutschen Heimatkunde. H. 5.

Mit dieser Abhandlung ist die bisher eingehendste und wertvollste Darstellung zur landschaftlichen Ausbildung eines deutschen Bergrechtes gegeben worden. Wesentlich vom rechtsgeschichtlichen Standpunkt gesehen, ist doch auch für die Wirtschaftsgeschichte der Ertrag groß. Im übrigen siehe die ausführliche Besprechung von A. Incha in der Zeitschr. d. Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, German. Abt., Bd. 51, 1931, S. 638—651.

Weizsäcker, Wilhelm: Das Graupener Bergbuch von 1530 nebst einem Bruchstücke des Graupener Bergbuches von 1512. Eingeleitet und hrsg. von W. Weizsäcker. Reichenberg 1932. (50 und 285 S.) = Sudetendeutsche Geschichtsquellen. Bd. 5.

— Das alte Zinnbergrecht von Graupen im Erzgebirge. (Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts.) In: Zeitschr. d. Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanist. Abt. Bd. 50. 1930. (S. 233—309.)

In der zweiten Arbeit wird eine inhaltliche Auswertung des veröffentlichten Bergbuches gegeben. Das Graupener Recht ist auf der Grundlage des Zglau-Ruttenberger Bergrechtes erwachsen, aber frühzeitig vom sächsischen Bergrecht beeinflusst worden, freilich ohne dadurch dem letzteren gegenüber seinen selbständigen Charakter zu verlieren.

— Methodisches und Organisatorisches zur Bergbaugeschichte Nordwestböhmens im 16. Jahrhundert. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. Jg. 69. 1931. (S. 211—229.)

Über die literarischen und sächlichen Quellen zur Bergbaugeschichte mit reichem Schrifttumsnachweis besonders für Nordwestböhmen.

— Die kulturelle Bedeutung des erzgebirgischen Bergbaues. In: Nordwestböhmen, Vorträge der ersten nordwestböhmisches Kulturwoche in Brüx 1932. Brüx 1933. (S. 19—30.)

Kurze Darstellung der Perioden der bergmännischen Besiedlung im 16. Jh., über Bergbaupolitik, Bergwerkskunde und Recht.

— Sudetendeutsche Rechtsgeschichte und Geschichte des deutschen Rechts in den Sudetenländern. In: Zeitschr. f. sudetendeutsche Geschichte. 1. Jg. 1937. (S. 81—94.)

Grundsätzliches und Sammelbericht mit Besprechung der seit 1933 erschienenen deutschen und tschechischen Arbeiten.

Kirchengeschichte

Löschner, Hermann: Die Gründung des Klosters Grünhain. Eine 700 Jahr-Feier. In: Erzgebirgischer Haus- und Familienkalender 1933. (S. 77—83.)

Eine in ihrer Kürze die wesentlichen Gesichtspunkte der Klostergründung gut herausarbeitende Studie.

Enderlein, Lothar: Kloster Grünhain (Zisterzienser) im westlichen Erzgebirge. Besitz, Herrschaftsbildung und siedlungsgeschichtliche Bedeutung. Schwarzenberg 1933. (224 S. mit Rt. und Abb.)

Urkundliche Geschichte des Klosters und seines Besitzes.

Wehner, R.: Zur Geschichte der (Chemnitzer) Klostervogtei und des Landdinges. In: Mitteilungen d. Vereins f. Chemnitzer Geschichte. Bd. 28. 1932. (S. 14—22.)

Knappe Darstellung auf Grund des Chemnitzer Urkundenbuches.

Engelmann, Johannes: Untersuchungen zur klösterlichen Verfassungsgeschichte in den Diözesen Magdeburg, Meißen, Merseburg und Zeiß-Naumburg. (Etwa 950—1350.) Jena 1933. (76 S.) = Beiträge zur mittelalterl. und neueren Geschichte. Hrsg. von Fr. Schneider. Bd. 4.

Behandelt u. a. die für die Kolonisationsgeschichte des Erzgebirges wichtigen Klöster Altenzelle und Chemnitz.

Anebel, Konrad: Das Hospital St. Johannis (in Freiberg) im Mittelalter. In: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins. Jg. 55. 1924/25. (S. 1—21.)

Urkundliche Geschichte des Hospitals und seines Besitzes.

Doelle, Ferdinand: Reformationsgeschichtliches aus Kursachsen. Vertreibung der Franziskaner aus Altenburg und Zwickau. Münster 1933. (300 S.) = Franziskanische Studien. Beih. 15.

Die Stellung der Zwickauer Franziskaner, ihr Kampf mit Johannes Eggranus und Thomas Münzer 1517—1521, dann mit Nikolaus Hausmann, endlich ihre Vertreibung 1525 nimmt den Hauptteil des Werkes ein.

Clemen, Otto: Zur Reformationsgeschichte von Frauenstein. In: Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte. Bd. 43. 1934. (S. 3—18.)

Über einen Briefwechsel des Rates zu Frauenstein mit Luther und den Briefwechsel des Frauensteiner Pfarrers Kaspar Weinrehn 1527—1532 mit dem Zwickauer Pfarrer Stephan Roth.

Löschner, Hermann: Aus der Frühzeit der Zwönitzer Kantorei. Ein Beitrag zur Geschichte der Rüsterei, Schule und Stadtschreiberei von Zwönitz i. S. bis zum Dreißigjährigen Krieg. Zwönitz 1930. (40 S.)

Auf Grund sorgfältigster Quellenbehandlung wird in methodisch ansprechender Form ein Bild des kulturellen Lebens und der Zustände in der Gemeinde dargeboten, das in dieser Art für die allgemeine Landesgeschichte ein Gewinn ist.

Kreuz, Adolf: Die Kreuzkapelle und die Kreuzstiftungen in Dux. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Nordwestböhmens. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 49. 1928. (S. 174—177, 195—199.) J. 50. 1929. (S. 244—248, 260—261.) Jg. 51, 1930. (S. 13—14, 64—69.)

Über die Verehrung des Kreuzes Christi und den Kreuzkult in Dux.

Horejschi, Karl: Die Reformation und Gegenreformation in der Bergstadt Graupen. Ungeedr. philos. Diss. Prag 1925/26.

Biererbl, Karl: Religiöse und kulturelle Verhältnisse in Komotau und Umgebung im 16. und 17. Jahrhundert. Ungeedr. philos. Diss. Prag 1925/26.

Behandelt werden Fragen der Siedlungsgeschichte, Verlauf der Reformation und Gegenreformation, Exulanten- und Schulwesen, Hexenprozesse und Bauernunruhen in Komotau, Görkau und umliegendem Land, f. jetzt Heimatkunde des Bezirkes Komotau.

Geistesgeschichte

Sudetendeutsche Lebensbilder. Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowak. Republik hrsg. von Erich Gierach. Reichenberg Bd. 1. 1926. (VIII und 314 S. mit Abb. und Taf.); Bd. 2. 1930. (VII und 322 S. mit Abb. und Taf.); Bd. 3. 1934. (320 S.)

Die Aufsätze über sudetendeutsche Erzgebirgler wurden einzeln aufgenommen.

Frank, Rich. Walter: Sudetendeutsche an der Universität Leipzig 1409—1809. In: Forschungen zur Geschichte Sachsens und Böhmens. Hrsg. von R. Köhsche. Dresden 1937. (S. 141—179.)

Die Zahl sudetendeutscher Studenten, zumal aus dem nahen Erzgebirge, ist immer verhältnismäßig groß gewesen, wenn natürlich auch die jeweilige politische Lage Böhmens oder Sachsens für den Zugang bestimmend gewesen. Einzelne haben es in Leipzig selbst zu hohen akademischen Würden gebracht.

Sturm, Heribert: Die Bücherei der Lateinschule zu St. Joachimsthal. Joachimsthal 1929. (196 S.) = Anstalt für sudetendeutsche Heimatsforschung, Nordwestböhmisches Heimatbücher. Hrsg. von R. Wenisch. Bd. 2.

Aus dem Besitz dieser bekannten Lateinschule der Reformationszeit ist eine große Menge von Wiegen- und Frühdrucken erhalten.

— Joachimsthaler Privatbüchereien aus dem 16. Jahrhundert. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jg. 68. 1930. (S. 3—9.)

Die Bibliotheken des Predigers Johann Salater, des Georg Heidler, des Stadtrates Michael Hummelsberger und des Joh. Langer in ihren wesentlichsten Beständen.

Bolz, H.: Joachimsthals Bedeutung für die Überlieferung reformatorischen Schrifttums. In: Ebenda. Jg. 70. 1932. (S. 27—37.)

Bernt, Alois: Heinrich von Freiberg. In: Sudetendeutsche Lebensbilder. Bd. 1. 1926. (S. 93—96.)

Heinrich v. Freiberg, 1240—1300, ist die bedeutendste Persönlichkeit der mhd. Dichtung in Böhmen, bekannt vor allem als begabter Fortsetzer und Vollender des Tristanromanes von Gottfried v. Straßburg.

Sturm, Heribert: Dr. Georg Agricola. In: Ebenda. Bd. 3. 1934. (S. 139—145.)

Geboren in Glauchau i. S. am 24. März 1494 ist Agricola als Arzt und Erforscher der Bergbaugeschichte des sächsischen und böhmischen Erzgebirges von überragender Bedeutung geworden. Seit 1527 Stadtphysikus von Joachimsthal, entstand dort sein bekanntes Werk: De re metallica libri XII.

Lorenz, Hans: Stefan Schlick — Hieronymus und Lorenz Schlick — Heinrich Könneritz. In: Ebenda. Bd. 1. 1926. (S. 75—89.)

Graf Stefan Schlick und seine Brüder Hieronymus und Lorenz sind die Begründer und Förderer des Joachimsthaler Bergbaus; der Meißner H. v. Könneritz war ihr erfolgreichster Bergshauptmann.

Hauffen, Adolf: Johannes Mathesius. In: Ebenda. Bd. 1. 1926. (S. 103—106.)

Abriß des Lebens und der Wirksamkeit des bekannten Joachimsthaler Bergpredigers, geboren in Rochlitz/Sa. 24. Juli 1504.

Oberdorffer, Kurt: Hans Dernschwam, der Bergmann und Humanist. In: Ebenda. Bd. 3. 1934. (S. 133—138), auch in: Nordwestböhmen, Vorträge der 1. nordwestböhmisches Kulturwoche Brüx 1932. Brüx 1933. (S. 47—52.)

H. D. stammt aus Brüg, studierte in Leipzig, war in Diensten der Thurzos und Fugger und ist später als Sammler von römischen Inschriften und Antiquitäten auf dem Balkan und in Kleinasien bekannt geworden. Über seine große Reise 1553—55 führte er Tagebuch.

Heilsfurth, Gerhard: „Gottes Richterspruch.“ Die älteste Dichtung vom Westertzergebirge und seinem Bergbau. In: Glückauf. Jg. 53. 1933. (S. 176—180.)

Hinweis auf den Inhalt des um 1490 in Leipzig erschienenen „Judicium Jovis“.

Sturm, Heribert: Dr. Wenzel Bayers Schrift über die Joachimsthaler Bergmannsfrankheit aus dem Jahre 1523. Joachimsthal 1931. (24 S. und 6 Bl.)

W. Bayer wurde 1488 in Elbogen geboren, studierte in Leipzig und Bologna Medizin und war später Schlickscher Leibarzt in Joachimsthal. Er schrieb 1523 über die Brustkrankheiten der Bergleute. Diese Schrift ist nach dem einzig erhaltenen Exemplar in der Ratschulbibliothek in Zwickau in Faksimile herausgegeben.

Weizsäcker, Wilhelm: Mathes Enderlein. In: Sudetendeutsche Lebensbilder. Bd. 3. 1934. (S. 127—134.)

Enderlein, geboren in Zwönitz i. S. um 1493, gestorben 21. Oktober 1556, ist ebenfalls eng mit der Geschichte des Joachimsthaler Bergbaus verbunden. Nicht nur als Bergmeister, sondern auch als bergmännischer Schriftsteller und Bergrechtler hat er sich einen Namen gemacht.

— Valten Köhling. In: Ebenda. Bd. 3. 1934. (S. 146—151.)

Die Köhlings waren ein verbreitetes erzgebirgisches Bergmannsgeschlecht. B. K. ist vor 1523 in Geyer i. S. geboren, war Bergmeister in Presnitz und Joachimsthal, später Verwalter der Oberberghauptmannschaft. Am 27. April 1572 starb er in Schlaggenwald.

Winter, Eduard: Deutsches Geistesleben in böhmischen Klöstern des österreichischen Niedermeier. In: Heimat und Volk. Festschrift f. Wilhelm Wostny. Hrg. von Anton Ernstberger. Prag-Brünn 1937. (S. 505—519.)

Bezieht sich auf die Klöster Ossegg und Lepl, z. T. auch auf ihre Verbindungen mit Sachsen.

Kunstgeschichte

Hahn, Karl: Biographisches von Peter Breuer. In: Mitteilungen des Altertumsvereins f. Zwickau. Bd. 14. 1929. (S. 1—20.)

Mit Verzeichnis der bisher bekanntgewordenen Werke des Meisters, dessen Altäre besonders in sächsischen Kirchen, namentlich des Erzgebirges, zu finden sind.

Wische, Sigfried: Der Bildschnitzer Peter Breuer und die Zwickauer Kultur um 1500. In: Glückauf. Jg. 55. 1935. (S. 176—178 mit Abb.)

Breuer wurde um 1470 als Sohn eines Messerschmiedes in Zwickau geboren.

Hentschel, Walter: Die Schneeberger Malerfamilie Krebel. In: Ebenda. Jg. 50. 1930. (S. 91—100 mit Abb.)

Bekannte erzgebirgische Malerfamilie des 16. Jhs.

Schmidt, Otto Eduard: Das Rätsel der Tulpenkanzel im Freiburger Dom und Ulrich Rülein von Calbe. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz. Jg. 15. 1926. (S. 131—144 mit Abb.)

Die Tulpenkanzel ist eine Arbeit des mitteldeutschen Meisters H. W. In der zu Füßen der Treppe sitzenden eindrucksvollen Mannesgestalt wird Dr. Ulrich Rülein v. Calbe gesehen, der bekannte Freiburger Arzt, Ratsherr und Bergfachverständige.

Voigtländer, Emmy: Der Ehrenfriedersdorfer Altar. In: Sächsische Heimat. Hrsrg. von R. A. Findeisen. 5. Jg. 1922. (S. 94—100 mit Abb.)

Kunstgeschichtliche Betrachtung dieses Hauptwerkes der deutschen Kunst aus dem Anfang des 16. Jhs. Schnitzer und Maler sind nicht bekannt.

Schröder, Albert: Das „Berggeschrey“ und sein Widerhall in der Kunst des Erzgebirges. In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde. Jg. 7. 1932. (S. 100—104.)

Darstellungen über die Auffindung von Erzgängen, von Szenen aus dem Bergmannsleben, Ausbeutetalern.

Junius, Wilhelm: Sächsisch-böhmische Grenzkunst. Raaden 1924. (40 S. mit Abb.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egerlandes, Bilderreihe. H. 4.

Behandlung von Werken vornehmlich aus Dresdner Museen.

Ratz, B.: Die erzgebirgische Prägemedaille des 16. Jahrhunderts. Prag 1932. (292 S. mit 72 Taf. und 118 Textabb.)

Unter Mitwirkung von Leipziger Goldschmieden entstanden in lokalen Prägestätten zahlreiche Medaillen, die im wesentlichen religiöse Darstellungen zeigen.

Hentschel, Walter: Der Orgelbauer Gottfried Silbermann. Zur 250. Wiederkehr seines Geburtstages. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschuß. Jg. 21. 1932. (S. 197—221 mit Abb.)

S., geboren in Kleinobritzsch bei Frauenstein am 14. Januar 1783, gehört zu den größten Instrumentenbauern aller Zeiten.

Ludwig, Franz: Kurzgefaßte Musikgeschichte des Erzgebirges. Raaden 1924. (57 S. mit Abb.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egerlandes. Bd. 11.

Umfaßt den sächsischen und böhmischen Anteil und bringt auch Biographien einzelner Musiker.

Schmidt, Otto Eduard: Die wiedererstandene Burg Scharfenstein an der Pschopau. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächs. Heimatschuß. Jg. 13. 1924. (S. 316—332.)

Beiträge zur Baugeschichte.

Gnirs, Anton: Der politische Bezirk Elbogen. Prag 1927. (VI und 360 S. mit 312 Textabb. und Rt.) = Topographie der historischen und Kunstdenkmäler in der Tschechoslowak. Republik. Bd. 43. Hrsrg. von der Deutschen Gesellschaft d. Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowak. Republik.

Großangelegtes kunsthistorisches Inventarisationswerk. Die nordwestlichsten Orte des Bezirkes sind Dotterwies und Neurohlau.

Opiš, Josef: Das Komotauer Rathaus. Komotau 1932. (30 S.)

— Alte Kunst der Bezirke Raaden-Preßnitz. Raaden 1924. (48 S.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egerlandes. Bd. 2.

Kleiner Inventarisationskatalog, alphabetisch nach Orten.

— Gotische Plastik des 14. und 15. Jahrhunderts in Böhmen. I. Raaden. Raaden 1924. (38 S.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egerlandes. Bd. 3.

Kunstgeschichtliches Stadtinventar.

— Zwei Jahrhunderte gotischer Malerei und Plastik Nordwestböhmens (1330—1530). In: Witiško. Jg. 3. 1928. (S. 265—276 mit Abb.) = Veröffentlichungen des Vereins der Museumsfreunde Brüx. H. 5.

Beschreibung von Marienstandbildern in Retschitz und Pirken, eines Kreuzifixes in Auffig, der Schwarzen Mutter Gottes in Brüx, des Raadener Nothelferalters, der Werke von Ulrich Creuß, des Meisters J. W. in Brüx und des „Leitmeritzer Meisters“.

— Gotische Malerei und Plastik Nordwestböhmens, Katalog der Ausstellung in Brüx-Komotau 1928. Brüx-Komotau 1928. (102 S. mit 40 Abb.)

Außer einem genauen Inventar der Kunstwerke aus den Bezirken Joachimsthal bis Auffig, sind Beiträge von Hönigsmid, Opiš, Lursch, Hofmann, Pleyer, Wenisch, Sturm über einzelne der Kunstwerke, Künstler und Kunsthandwerker gegeben.

Opitz, Josef und Hönigsmid, Rud.: Katalog der Ausstellung heimatlicher Barock- und Rokoko-Plastik aus den Bezirken Brüx und Dux. Brüx 1927. (13 S. und 7 Abb.) = *H.* 3 d. Veröffentlichungen d. Museumsvereins.

Opitz, Josef: Katalog der Ausstellung heimatlicher Barock- und Rokoko-Plastik der Bezirke Raaden, Komotau, Saaz. Komotau 1927. (19 S. und 8 Abb.)

Prokert, Heinz: Gotische Malerei und Plastik in Nordwestböhmen. In: Deutsche Heimat. Sudetendeutsche Zeitschr. Plan. Jg. 5. 1929. (S. 116—123 mit Abb.)

Nur der Name eines Künstlers, Ulrich Creuß, ist überliefert, dessen Werke sich vor allem in den Bezirken Raaden, Komotau und Saaz befinden.

Opitz, Josef: Ulrich Creuß, ein unbekannter Bildhauer des Erzgebirges (1516—1530). Raaden 1924. (46 S.) = *Uhl's Heimatbücher des Erzgebirges und Egerlandes. Bilderreihe.* Bd. 1/2.

Besprechung der Werke des Künstlers, über dessen Leben noch wenig bekannt ist.

— Ulrich Creuß und die gotische Plastik im Bezirke Raaden. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 43. 1922. (S. 20—28, 104—112, 180—183, 212—215, 235—239.) Jg. 44. 1923. (S. 10—14, 38—40.)

— Die Entwicklung der Kunst in Nordwestböhmen von 1530—1680. In: Nordwestböhmen in der Kunst von 1530—1680, Ausstellung in Brüx 1932 = Veröffentlichungen des Museumsvereins Brüx, 1932. *H.* 6. (S. 11 ff.)

Kurzer Überblick.

Hentschel, Walter: Sächsishe Renaissancebildhauer in Nordwestböhmen. In: Nordwestböhmen in der Kunst von 1530—1680, Ausstellung in Brüx 1932 = Veröffentlichungen des Museumsvereins Brüx, 1932 (S. 13—29 mit Abb.)

Arbeiten von Christoph Walther I (Kreuzigungsgruppe Joachimsthal 1544/45, Sakramentshäuschen von Stift Ossegg, Grabmal des E. v. Wartenberg in Böhmisches-Kamnitz); Hans Walther (Alabasterreliefs am Lauffstein der Dekanalkirche Brüx); Hans Koehler d. Ä. (Bensener Kanzel 1565—1570, Salhausen-Denkmal in Schwaden und Walsirische, Epitaph des A. Glas, † 1588, in Auffig); Samuel Lorenz (Brüxer Weitmühlepitaph); Alabasterreliefs des Tob. Lindner u. a.

Opitz, Josef: Die ältesten Kunstdenkmäler der Stadt Brüx. In: Volkskalender für das Erz- und Mittelgebirge. Brüx 1927. (S. 97—101) = Veröffentlichungen des Museumsvereins Brüx. *H.* 1. 1926. (S. 15—20.)

Die Schwarze Mutter Gottes in der Kapuzinerkirche und die Sarafer Madonna in der Stadtkirche, beide aus dem 14. Jh.

Rühn, R. und Opitz, J.: Die Stadtpfarrkirche zu Brüx in Böhmen (1532). In: Veröffentlichungen d. Museumsvereins Brüx. *H.* 7. 1932. (19 S. mit Abb.)

Darin R. Rühn: Die Stadtkirche zu Mariae Himmelfahrt in Brüx — das Hauptwerk sudetendeutscher Spätgotik und J. Opitz: Die Einrichtung der Brüxer Dekanalkirche von 1550.

Turnwald, Wilhelm: Die Duxer Deckenfresken W. L. Reiners. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. Jg. 72. 1934. (S. 42—49.)

Sturm, Heribert: Alt-Joachimsthaler Kunstgewerbe. In: Deutsche Heimat. Sudetendeutsche Zeitschr. Plan. Jg. 9. 1933. (S. 166 ff. mit Abb.)

Opitz, Josef: Das Raadner Franziskaner Kloster. Raaden 1924. (48 S.) = *Uhl's Heimatbücher des Erzgebirges und Egerlandes.* Bd. 6.

Zur Baugeschichte des Klosters und die Kunstschatze in diesem und der zugehörigen Kirche.

Hofmann, Joseph: Raadens mittelalterliche Wehrbauten. Raaden 1926. (38 S. mit Abb.) = *Uhl's Heimatbücher des Erzgebirges und Egerlandes.* Bd. 16.

Bau- und Kunstgeschichtlicher Abriss.

Turnwald, Wilhelm: Die Fresken der Osseger Stiftskirche. In: Heimat und Volk. Festschrift f. Wilhelm Wofstry. Hrg. von Anton Ernstberger. Prag-Brünn 1937. (S. 369 bis 382.)

Die Fresken stammen von dem bedeutendsten Barockfreskantem Böhmens, Wenzel Laurenz Reiner. Siehe auch Dux.

Kaufmann, M.: Musik und Musiker. Karlsbad 1927. (169 S.) = Karlsbader Heimatbücher. Bd. 4.

Über einzelne Musiker und die Musikpflege, besonders aber in Karlsbad.

Stüß, Oskar: Über die Musiker und Instrumentenbauer des Erzgebirges. Kaaden 1924. (38 S.) = Uhl's Heimatbücher des Erzgebirges und Egerlandes. Bd. 9.

Siehe auch den gleichlautenden Aufsatz desselben Verfassers in: Das Erzgebirge und sein Vorland, hrsg. v. R. Wenisch, Wien 1924. (S. 243—249.)

Nietsch, Heinrich: Andreas Hammerschmidt. In: Sudetendeutsches Jahrbuch. Jg. 1. 1925. (S. 39—43.)

Weidl, Theodor: Andreas Hammerschmidt. In: Sudetendeutsche Lebensbilder. Bd. 1. 1926. (S. 181—183.)

H. ist um 1611/12 in Bräun geboren, war in Freiberg und Zittau tätig und einer der namhaftesten Organisten und populärsten Kirchenlieddichter seiner Zeit.

Woltan, Rudolf: Nikolaus Hermann. In: Sudetendeutsche Lebensbilder. Bd. 1. 1926. (S. 100—103.)

Sturm, Heribert: Nikolaus Hermann, ein erzgebirgischer Dichter und Tonmeister des 16. Jahrhunderts. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 51. 1930. (S. 21—26.)

H. stammt aus Altdorf b. Nürnberg und war Kantor in Joachimsthal in der ersten Hälfte des 16. Jhs., der großen Zeit dieser Stadt. Auch er ist als Kirchenlieddichter bekannt geworden.

— Das deutsche Lied in Alt-Joachimsthal. In: Der Ackermann aus Böhmen. Jg. 1. 1933. (S. 362—368.)

Kurzer Überblick über Bergmannslied und Zunftlied.

Wirtschaftsgeschichte

Röllig, Gerhard: Wirtschaftsgeographie Sachsens. Leipzig 1928. (148 S. m. Ktn.)

Nacheinander und mit starker Betonung der geschichtlichen Entwicklung bespricht R. die Landwirtschaft Sachsens, die Lebensmittelversorgung, Bevölkerungsdichte und die Industrie. Die „Ringbildung“ gewisser Gewerbe war Anlaß zur Entwicklung von Industriezentren. Karten und statistische Angaben geben wesentliche Aufschlüsse.

Frhr. v. Dandellmann, Eberhard: Die Politik der Wettiner in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In: Thüringisch-Sächsische Zeitschr. f. Geschichte und Kunst. Bd. 13. 1923/24. (S. 23—67.)

S. 44 ff. werden wirtschaftspolitische Fragen erörtert, namentlich Hinweise über die sächsisch-böhmischen Handelsbeziehungen gegeben: Holzeinfuhr aus Dux und Oberleutersdorf nach Sachsen, Ausfuhr von Marienberger Zinn und Hallenser Salz nach Böhmen.

Blandmeister: Die sächsische Staatsforstwirtschaft im Erzgebirge und nordwestsächsischen Niederland. In: Zeitschr. f. Weltforstwirtschaft. Bd. 3. 1936. (S. 999—1017 mit Abb.) Handelt auch über die geschichtliche Entwicklung der Waldwirtschaft.

Wiedemann, Eilhard: Über die Grundlagen der Forstwirtschaft im sächsischen Erzgebirge. In: Tharandter forstliches Jahrbuch. Bd. 81. 1930. (S. 245—294.)

Beitrag zur modernen Waldwirtschaft.

Geith, Richard: Die Bodennutzungssysteme im sächsischen Erzgebirge und Vogtlande. Dresden 1930. (X und 96 S. mit 3 Ktn. und Tab.) = Arbeiten der Arbeitsgemeinschaft für Grünlandwirtschaft im Freistaat Sachsen. H. 13.

Die Erzeugungsbedingungen und die für das Untersuchungsgebiet wichtigsten Bodennutzungssysteme (Kleegraswirtschaft mit und ohne Weidebetrieb, Dreifelderwirtschaft, Graswirtschaft mit Ackerbau) und deren Bedingtheit stehen im Mittelpunkt der Untersuchung. Siehe auch die Karte S. 80—81 „Das Vorkommen der verschiedenen Bodennutzungssysteme“.

Runze, Arno: Die Baumwollversorgung der Chemnitzer Barchentweberei im 16. Jahrhundert. In: Mitteilungen d. Vereins f. Chemnitzer Geschichte. Bd. 27. 1930. (S. 27—34.) = Jahrbuch 1929/30.

— Die Frankenberger Leinwand und das Nürnberger Handelskapital im 16. Jahrhundert. In: Heimat, Monatschrift des Altertumsvereins Frankenberg. Jg. 10. 1931. (S. 65—71, 86—94.) Jg. 11. 1932. (S. 49—56.) Jg. 14. 1935. (S. 40—69.)

Kunze, Arno: Die Leinwandfärberei und der Waidhandel der Frankenger Weberzunft im 16. Jahrhundert. In: Ebenda. Jg. 11. 1932. (S. 77—88.)

In Zusammenhang mit dem Erstarben des oberdeutschen Einflusses in Sachsen wurde die Barchentweberei nach oberdeutschem Muster auch in Chemnitz eingeführt und dort schon 1532 eine Ordnung der Barchentweber konfirmiert. Eine Zusammenstellung der bedeutendsten Lieferanten, Weber und Unternehmer gibt einen interessanten Einblick in diesen Gewerbezweig und zeigt, wie auch bei den Arbeiten über Frankenberg, den erheblichen oberdeutschen Einfluß. Siehe dazu auch die Arbeit des gleichen Verfassers, Das oberdeutsche Handelskapital und die sächsische Leinwand im 16. Jh. In: Meißnisch-Sächsischen Forschungen. Hrg. v. W. Lippert. Dresden 1929, (S. 109—123.)

Jrmischer, Albert Felix: Die Strumpfindustrie in Chemnitz i. S. und im Chemnitzer Kreise. Ungedr. philos. Diff. Leipzig 1921.

Hinweis auf den Inhalt siehe Jahrbuch der Philos. Fakultät zu Leipzig für das Jahr 1921, S. 118—121. Eine Strumpfwirkerinnung bestand in Chemnitz seit etwa 1659. Bis zur Mitte des 19. Jhs. herrschte der Handwirkstuhl vor, dann setzten sich die mechanischen Stühle durch. Neben der historischen Entwicklung werden auch die produktive Organisation, die Stellung des Arbeiters und die Absatzmöglichkeiten eingehend behandelt.

Holzberg, Herbert: Die obererzgebirgische Posamentenindustrie der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der Heimarbeitsverhältnisse. Leipzig 1933. (103 S.) = Staatswissenschaftl. Diff. Jena.

Über die geschichtliche Entwicklung der Industrie, Technik, Betrieb und Handel, wirtschaftliche und soziale Lage der Arbeitnehmer.

Schelling, Walter: Die sächsisch-erzgebirgische Holzspielwarenindustrie seit dem Ausbruch des Weltkrieges. Dresden 1935. (79 S. mit 1 Taf.)

Darstellung der Bedarfs- und Strukturveränderungen seit dem Krieg und der wirtschafts-politischen Maßnahmen der Gegenwart.

Rehr, Gotthold: Die Neusilber-Industrie des westlichen Erzgebirges. Aue 1927. (125 S.)

Handelt über den Produktionsprozeß und die Ausrüstung für die Betriebe, die Betriebsorganisation, Absatzverhältnisse, Rentabilität und Entwicklungsmöglichkeiten. Die Industrie ist ansässig in Aue, Borsdorf, Löbnitz, Eibenstock, Schneeberg, Hundshübel und Auerhammer.

Schmidt, Georg Erich: Das Aufkommen der Großindustrie in Chemnitz. Ungedr. philos. Diff. Leipzig 1920.

— Die Grundlagen der Entwicklung der Chemnitzer Großindustrie. In: Mitteilungen d. Vereins f. Chemnitzer Geschichte. Bd. 22. 1921. (S. 1—8.)

Siehe auch den Hinweis im Jahrbuch d. Philos. Fakultät zu Leipzig, 1920, S. 59—60. Charakteristisch für die Chemnitzer Industrie sind im wesentlichen die Textil- und Maschinenindustrie sowie die Metallverarbeitung. Die moderne Großindustrie ist in der Mitte des 19. Jhs. entstanden.

Kleinstäuber, Friedrich Paul: Das Steinkohlenbecken von Glöha in der Vergangenheit. Ungedr. phil. Diff. Leipzig 1922.

Hinweis auf den Inhalt siehe Jahrbuch d. Philos. Fakultät zu Leipzig, 1922, 2. Halbbd., S. 103 bis 104. Nach einer Darstellung der Geschichte der einzelnen Kohlenwerke bis 1800 (ungeregelter Abbau) und von 1800—1881 (Zeit des regelmäßigen Betriebs) wird auf Grund eingehender Aktenstudien über Ausbringen, Kohlenpreis, Belegschaft, Arbeitslöhne und Gesteinskosten der Gruben berichtet. Die Gesamtförderung 1800—1880 konnte mit etwa 2312000 Zentnern bestimmt werden.

Langhorst, Friedrich: Aus der Geschichte des sächsischen Bergbaues und seiner Arbeiter. Zwickau 1924. (VIII und 152 S. mit 2 Taf.)

Über Lohnordnungen, Dienstsanweisungen und Lage der Arbeiter im 19.—20. Jh.

Langer, Johannes: Das Zinn- und Eisen-Bergregal des Freiburger Rates. In: Neues Archiv f. sächs. Geschichte. Bd. 55. 1933. (S. 56—63.)

Das Recht der Verleihung und die Beaufsichtigung des Zinnbergbaus im Freiburger Bergrevier stand nicht dem Bergamt zu, sondern dem Stadtrat. Ungewöhnlich ist die Größe des Gebietes, das sich von der Landesgrenze im Gebirge abwärts bis Dessau und von der Borsdorpauer Mulde bis über die Elbe erstreckte. Über die Regalerlangung kann nichts gesagt werden.

Lödel, Joh. Kurt: Die wirtschaftliche Entwicklung der Bergstadt Freiberg und ihrer Umgebung unter dem Einfluß des Niederganges des Bergbaues (1893—1914). Ungedr. philos. Diff. 1922.

Hinweis auf den Inhalt siehe Jahrbuch d. Philos. Fakultät zu Leipzig, 1922, 2. Halbbd., S. 4 bis 6. Darstellung der Bemühungen, für den durch Einstellung des Bergbaus 1903 erlittenen Schaden Industrien heranzuziehen. Für Freiberg und die Stadtgemeinde Brand-Erbisdorf wurde dadurch ein gewisser Ausgleich geschaffen.

Bogsch, Walter: Der Marienberger Bergbau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Schwarzenberg 1933. (153 S. mit 10 Taf.)

Im ersten Teil wird die äußere Geschichte des Bergbaus und die Geschichte der Entwicklung seines Bergamtsbezirktes behandelt, im zweiten kommen verschiedene wichtige Kapitel aus der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung zur Darstellung, nämlich die am Bergbau beteiligten Kreise, Einheimische, Fremde, der hervorragende Unternehmer Ulrich Erckel sowie die wirtschaftlichen Leistungen, die Kosten und der Ertrag des Bergbaus. Siehe die Besprechung von W. Weizsäcker in der Vierteljahrschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Jg. 27, 1934, S. 386—389.

— Am Grabe des Marienberger Silberbergbaus. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächs. Heimatschuß. Jg. 15. 1926. (S. 175—186 mit Abb.)

Über die noch vorhandenen Stollen.

Hahn, Karl: Die ältesten Schneeberger Zehntrechnungen. In: Neues Archiv f. sächsische Geschichte. Bd. 53. 1932. (S. 35—50.)

Für die Jahre 1470—1483 liegen 35 Abrechnungen des bekannten Schneeberger Zehntners Martin Römer von Zwickau vor, die einen wertvollen Einblick in die Ausbeuten der Schneeberger Gründungs- und Glückszeit und die daraus fließenden landesherrlichen Gefälle erschließen. Sie bieten damit eine sehr wesentliche Ergänzung zu der älteren Arbeit von O. Hoppe, Der Silberbergbau zu Schneeberg bis zum Jahre 1500, Freiberg 1908.

Sehm, Johannes D.: Der Silberbergbau zu Annaberg im Erzgebirge bis zum Jahre 1500. Annaberg 1933. (135 S.)

Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Bergbaus am Pöhlberg und am Schreckenbergr und der Gründung der Städte Annaberg und Buchholz. Eingehend wird die Ausbildung des Annaberger Bergrechts, der Betriebs- und Arbeitsverhältnisse sowie die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens behandelt.

Werner, Theodor Gustav: Das fremde Kapital im Annaberger Bergbau und Metallhandel des 16. Jahrhunderts. Mit Berücksichtigung der Kupfpekulation und der Verhältnisse in anderen erzgebirgischen Bergstädten. In: Neues Archiv f. sächsische Geschichte. Bd. 57. 1936. (S. 113—179.) Bd. 58. 1937. (S. 1—47.)

Zu Beginn des 16. Jhs. hatten eine Reihe Angehöriger oberdeutscher Familien ihren Wohnsitz in erzgebirgischen Bergstädten, zahlreiche andere, besonders aus Augsburg und Nürnberg, waren am zwischenstaatlichen Waren- und Silberhandel beteiligt. Den ersten Platz behaupteten dabei die Welfer.

Schumann, Rudolf: Vom Altenberger Zinnbergbau. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschuß. Jg. 19. 1930. (S. 257—290 mit Abb.)

Beiträge zur geschichtlichen Entwicklung.

Trautmann, Otto: Die Altenberger Binge. Urkundliches zur sächsischen und süddeutschen Wirtschaftsgeschichte. In: Neues Archiv f. sächs. Geschichte. Bd. 47. 1926. (S. 204—236.)

Über die Tagebrüche in Altenberg 1545, 1578 und 1620. Der Altenberger Zwitterstock war während dieser ganzen Zeit in augsburgisch-nürnbergischen Händen und ging erst 1659 in den Besitz sächsischer Gewerke über.

Kromeyer, H.: Wirtschaftliches vom Altenberg-Zinnwalder Bergbau unter besonderer Berücksichtigung seiner Entwicklung seit 1851. In: Jahrbuch f. Berg- und Hüttenwesen in Sachsen. Jg. 100. 1926. (S. 93—99.)

Auszug aus einer größeren Arbeit über den modernen Abbau von Zinn, Wolframerg und die Gewinnung von Lithionglimmer, aber auch unter Berücksichtigung der historischen Verhältnisse. Siehe auch den Aufsatz desselben Verfassers zum gleichen Gegenstand, Sozialgeschichtliches aus dem erzgebirgischen Bergbau, in: Glückauf. Jg. 50. 1930. (S. 169—171.)

Sieber, Siegfried: Zinnbergbau im Erzgebirge. In: Museumsblätter Aue. Bd. 2. 1927. (S. 9—12.)

Hinweise auf die alten Zinnsundstellen um Eibenstock, Geyer, Elterlein, Herold, Drehbach, Buchholz, Marienberg, Schneeberg, Aue, Geising und Zinnwald.

Schumann, Rudolf: Dichtung und Wahrheit über den Bergbau zwischen Tharandt und Dippoldiswalde. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz. Jg. 22. 1933. (S. 285—322.)

Das Aufkommen des Bergbaus in Dippoldiswalde, Somsdorf, Rabenau, Höckendorf, Tharandt, Reichstädt, Bärwalde, Obergünthersdorf und die Geschichte der einzelnen Zechen bis zur Gegenwart.

— Der Silberbergbau auf Alte Hoffnung Gottes Erbstollen in Kleinvoigtsberg. Seine Wiederaufnahme 1935. In: Ebenda. Jg. 25. 1936. (S. 38—57 mit Abb.)

Ein Beitrag zum sächsischen Erzbergbau der Gegenwart.

— Das Bergbaugebiet von Niederpöbel. In: Ebenda. Jg. 19. 1930. (S. 41—69 mit Abb.)

In diesem osterzgebirgischen Bergbaugebiet suchte man von Zeit zu Zeit immer wieder nach Silber, Zinn, Kupfer, Wismut, Wolfram, Molybdän, Schwer- und Flußpat. Zur Geschichte der einzelnen Unternehmungen werden Mitteilungen gemacht.

Loose, Walter: Von der königlichen Antonshütte im Schwarzwassertal. In: Glückauf. Jg. 52. 1932. (S. 137—139.)

Bericht über die Gründung der Hütte durch Frh. v. Herder.

Reinhardt, Curt: Urkundliche Geschichte der Weißerdenzeche St. Andreas bei Aue im Erzgebirge, der ersten Porzellanerdengrube Europas. Ein Beitrag zur Geschichte des erzgebirgischen Bergbaus und der Meißner Porzellanmanufaktur. Aue 1925. (59 S.) Auch in: Auer Museumsblätter. Bd. 1. Aue 1923. (S. 49—107 mit Abb.)

Seit 1698 wurde die Auer „weiße Erde“ abgebaut und die Beziehungen zur Meißner Manufaktur waren sehr eng. Seit 1855 ist die Grube auflassig.

Schmidt, Otto Eduard: Lauchhammer in Wolfenbürg und Waldenburg. Ein Gedenkblatt zur Zweihundertjahrfeier des Lauchhammers. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächs. Heimatschutz. Jg. 14. 1925. (S. 161—172 mit Abb.)

Überblick über die Gründung der Anlagen.

Sieber, Siegfried: Geschichte des Auerhammers. In: Museumsblätter Aue. Bd. 1. Aue 1923. (S. 129—150.)

Neue Feststellungen zur Geschichte dieses alten Eisenwerkes in Ergänzung der kurzen Darlegung in der Festschrift zur 750-Jahrfeier der Stadt Aue, Aue 1923, S. 43—44.

Sommerfeld, Gustav: Die Eisenhammerwerke im südlichen Sachsen. In: Neues Archiv f. sächs. Geschichte. Bd. 44. 1923. (S. 124—137.)

— Zum Bergbauwesen im 16. Jahrhundert: Die v. Tschoffschen Händel bis 1572. In: Ebenda. Bd. 42. 1921. (S. 128—136.)

Einzelne Aufsätze über den Lännichthammer zu Schwarzbach, die Hammerherrenfamilie Klinger; Christoph v. Tschoff († 1571) und das Hammergut Oberschlema.

Wagner, Paul: Eisenbergbau und Hammerwerke im östlichen Erzgebirge. In: Mitteilungen d. Landesvereins sächsischer Heimatschutz. Jg. 13. 1924. (S. 95—105 mit Abb.)

Geschichtlicher Abriss mit besonderer Betonung der Verarbeitung der Eisenerze.

Schlesinger, A.: Die Landwirtschaft des Gaues Nordwestböhmen. In: Für Heimat und Volk. Volkstumsarbeit im Bundesgau Nordwestböhmen des BdD., 1. J. 1934. (S. 20 bis 26.)

Kurzer Überblick.

Richter, Johannes: Materialien zur Geschichte der Duger Manufaktur. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jg. 71. 1933. (S. 119—145, 228 bis 251.)

Beiträge zur Lebensgeschichte des Herrschaftsbefizers Graf Johann Josef Waldstein auf Dux und über die Entwicklung der von ihm gegründeten Tuchfabrik in Oberlutensdorf.

Slosarek, Franz: Die Heimarbeit in der Spitzenindustrie des deutschböhmisches Erzgebirges. Jena 1922. (76 S.) = Heimarbeit und Verlag in der neueren Zeit. H. 3.

Handelt über Umfang, Technik und Organisation der Heimarbeit, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Heimarbeiter (Arbeitszeit, Einkommen) und schlägt Maßnahmen zur Leistungssteigerung vor.

Zimmermann, Johann: Die deutschböhmisches Musikinstrumentenindustrie der Gebiete von Schönbach und Grasliß. Ungedr. philos. Diss. Leipzig 1921.

Siehe Hinweis auf den Inhalt im Jahrbuch d. Philos. Fakultät zu Leipzig, 1921, 2. Halbbd., S. 155—156. Z. gibt ein Bild über das historische Entstehen und den Entwicklungsgang der heute in Verwendung stehenden Musikinstrumente dieser beiden wichtigen Produktionszentren der deutschböhmisches Musikinstrumentenindustrie.

Sobitschka-Wiesenhag, Richard: Die Legende des „Central-Comité“ von 1848—1920. Schmiedeberg 1933. (55 S.)

Eine jährweise aktenmäßige Zusammenstellung der Hilfstätigkeit dieser sozialen Hilfswerke für das böhmische Erzgebirge.

Weidlich, Fritz: Festschrift des Musik- und Heimatfestes Grasliß. Grasliß 1933. (104 S.)

Mit einigen guten geschichtlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Abhandlungen.

Günthersberger, Josef: Brüg und der nordwestböhmisches Braunkohlenbergbau. In: Nordwestböhmen. Vorträge der 1. nordwestböhmisches Kulturwoche Brüg 1932. Brüg 1933. (S. 31—47.)

Geschichte und Wirtschaft.

Striebe, Friedrich: Geschichtliches über den Braunkohlenbergbau in Brüg und Umgebung. In: Sudetendeutsche Heimatgaue. Heft Brüg-Land. Hrsg. von J. Löschner. Reichenberg 1925. (S. 27—34 mit Rt.)

Kurze Übersicht der geschichtlichen Entwicklung und der einzelnen Zechen.

Ryba, Gustav: Der Kohlenbergbau im Teplig-Brüg-Komotauer Becken des nordwestböhmisches Braunkohlenreviers. Teplig 1921. (96 S.)

Über moderne Abbautechnik und Unfallverhütung.

Aubin, Gustav: Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Böhmen im 16. Jahrhundert. In: Nordwestböhmen. Vorträge der 1. nordwestböhmisches Kulturwoche Brüg 1932. Brüg 1933. (S. 11—18.)

Unter besonderer Berücksichtigung des Erzbergbaus.

Bartner, W. R.: Der Bleibergbau im westlichen böhmischen Erzgebirge. In: Lotos. Bd. 76. 1928. (S. 79—97.)

Bekanntgabe der ältesten Urkunde über den Bergbau der Umgegend von Bleistadt a. d. Zwota vom 21. Juli 1314, wonach die Rechte am Bergbau von dem Herrschaftsbefitzer von Schönprunn, Luto v. Hartenberg, auf den Abt Johann v. Waldsassen übertragen wurden. Näheres über Geschichte, Geologie und Lagerstätten.

Treixler, Gustav: Das Graslißer Bergwerk. In: 11. Jahresbericht des Staats-Gymnasiums Grasliß. Grasliß 1930 31.

Kurze Darstellung nach den Bergbüchern der Stadt.

Sozial- und Bevölkerungsgeschichte

Friedrich, Herbert: Das Armen- und Fürsorgewesen in Zwickau bis zur Einführung der Reformation. Ein Beitrag zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Sachsens. Würzburg 1934. (104 S.) = Philos. Diss. Leipzig.

Über den Ursprung der Zwickauer Spitäler, ihre Rechtsverhältnisse, Verwaltung, wirtschaftliche Führung. Das Aufgabengebiet der Anstalten und das Leben in ihnen sowie die Darstellung der offenen Armenpflege nehmen den Hauptteil der Untersuchung ein.

Langer, Johannes: Die Freiburger Bergknappschaft. In: Mitteilungen des Freiburger Altersvereins. Bd. 61. 1931. (S. 18—92.) Bd. 62. 1932. (S. 68—88.)

Mitgliederbewegung, Stellung als Kampforganisation gegen bergbauliche und wirtschaftliche Mißstände, Fürsorgeeinrichtungen.

Ansohenhauer, Bruno: Die Wanderungen der deutschen Bergleute. In: Zeitschrift f. Berg-, Hütten- und Salinentwesen. Bd. 76. 1928. (S. 259—289.)

Guter Überblick über die bergmännische Auswanderung nach Ungarn, Siebenbürgen, Polen, Schlesien, Italien, Tirol, England, Skandinavien, Serbien, Bosnien und Übersee in den verschiedenen Jahrhunderten, besonders auch über die großen Organisatoren von Auswanderungen, die Fugger und Welfer. S. 268 ff. Literaturhinweise.

Steinmüller, Karl: Beiträge zur Bevölkerungsstatistik eines Dorfes (Weißbach bei Wiesenburg i. S.) 1600—1800. Leipzig 1930. (64 S.) = Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. H. 41.

Statistische Auswertung der Kirchenbücher.

Oberschall, Albin: Statistisches aus dem Erzgebirge. Radeben 1924. (32 S.) = Uhl's Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. H. 7.

Wirtschaftsstatistik mit Tabellen und Bevölkerungszahlen 1880—1920.

— Die Bevölkerungszahl des Erz- und Mittelgebirges 1880—1920. In: Volkskalender für das Erz- und Mittelgebirge. Brüg 1926. (S. 73—76.)

Muntendorf, Otto: Die biologische Lage Nordwestböhmens. In: Für Heimat und Volk. 1935. (S. 8—14.)

Hel, A.: Deutsche und Tschechen im Gau Nordwestböhmen. In: Ebenda. 1935. (S. 23—42.)

Nach der Zählung 1930.

Weber, Ehrfried: Deutsche und Tschechen, Bauern und Arbeiter im nordwestböhmisches Braunkohlengebiet. Leipzig 1935. (119 S.)

Die Arbeit erschien gleichzeitig unter dem Titel „Die Berufszugehörigkeit und ihre Zusammenhänge mit der Bevölkerungsanhäufung und Tschechisierung im nordwestböhmisches Braunkohlengebiet“ als Philos. Diss. in Leipzig und behandelt das Gebiet um Aussig, Teplitz, Brüx, Komotau.

Familiengeschichte

Großkopf, Hans: Die Herren von Lobdeburg bei Jena. Ein thüringisch-österreichisches Dynastengeschlecht vom 12.—15. Jahrhundert. Neustadt a. d. Orla 1929. (270 S. mit 3 Ktn.)

Das Geschlecht war im oberen sächsischen Erzgebirge (Herrschaft Lauenstein nach 1320—1430) und in der Gegend von Komotau-Bilin begütert.

Sommerfeld, Gustav: Erzgebirgische Forschungen zur Kulturgeschichte und Geschlechterkunde. Dresden, Teil 1—3, 1929—1930. (207 S. mit Register.) Teil 4—6, 1932 ff. (S. 209 bis 324 mit Register.)

Zwanglose Beiträge über die Familien Albinus, Jphoven, v. Uttenhoven, Pufendorf, Schnorr, Heimbürg, Kerl u. a.

Abicht, Rudolf: Der Chemnitzer Bürgermeister Ulrich Schütz und sein Geschlecht. In: Mitteilungen des Vereins f. Chemnitzer Geschichte. Bd. 26. 1928. (S. 53—88 mit Abb.)

Schütz stammte aus Nürnberg und entfaltete als Berggewerke eine reiche gewerbliche Tätigkeit. Er ist bekannt als Stifter des Chemnitzer Franziskanerklosters.

Rüdemann, Karl: Ulrich Rühle von Kalbe, der Verfasser des ersten deutschen Buches über den Bergbau. In: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins. Bd. 64. 1934. (S. 67 bis 75.)

Der Arzt Dr. U. Rühle, der Verfasser der um 1505 zuerst gedruckten Abhandlung „Ein nützlich bergpuchleyn“, lebte in Freiberg, wo er 1523 starb.

Werner, Theodor Gustav: Der Annaberger Bürgermeister und Bergbauunternehmer Caspar Kürschner und die Himmlich Heer Fundgrube. Ein Beitrag zur Geschichte des erzgebirgischen Bergbaus im 16. Jahrhundert. In: Mitteilungen des Vereins f. Geschichte von Annaberg und Umg., 24. Jahrbuch = Bd. 7. 1935. (S. 1—91 mit Abb.)

Über das Leben und die Tätigkeit des bekanntesten Annaberger Fundgrüblers und seiner Brüder.

v. Elterlein, Adolph Julius Haubold: Der Ausgang der Familie von Elterlein im Erzgebirge. Ein Beitrag zur erzgebirgischen Hammerverfahrgeschichte. In: Ebenda. 13. Jahrbuch = Bd. 3. 1922. (S. 321—364.)

Im Besitz dieser Familie waren die Hammerwerke Ober- und Mittel-Schmiedeberg, Schmalzgrube, Mittweida, Thalheim, Rittersgrün, Klein- und Groß-Pöhl, Breitenhof, Neidhardtsthal und Rautenkranz.

Harms zum Spredel: Die Siegel, ein erzgebirgisches Hammerherrengeschlecht. In: Glückauf. Jg. 48. 1928. (S. 223—228 mit Abb.)

Genealogische Studie. Diese Familie war vornehmlich in Mittweida und Eibenstock ansässig.

Fröbe, Walter: Das Annaberger Geschlecht der Oder. Die ersten sächsischen Kartographen. In: Ebenda. Jg. 48. 1928. (S. 114—117.)

Schiffner, C.: Aus dem Leben alter Freiburger Bergstudenten. Freiberg 1935. (375 S. mit Abb.)

Biographien von Professoren und ehemaligen Studenten der Bergakademie, die für Wissenschaft und Wirtschaft von Bedeutung geworden sind. Zugleich ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der über 170 Jahre alten alma mater Freibergensis.

Kessel, Anton: Adelige und geadelte Geistliche in der Gegend des Erzgebirges. In: Das Erzgebirge und sein Vorland. Hrg. von R. Wenisch. Wien 1924. (S. 181—190.)

Kurze Biographien adeliger Geistlicher.

Sprachliches

Frings, Theodor: Sprache und Siedlung im mitteldeutschen Osten. Leipzig 1932. (35 S. mit 10 Ktn.) = Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philol.-histor. Klasse. Bd. 84. H. 6.

Vorstudie zu der größeren Arbeit „Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten“. Besonders hingewiesen sei auf die erstmals hier veröffentlichte Skizze der kolonialzeitlichen Siedelbahnen und ihrer Ausströmungen. Das Erzgebirge ist eingeschlossen von der mainisch-egerländisch-süderzgebirgischen und von der mainisch-vogtländisch-norderzgebirgischen Bahn, die auf der Linie Zwickau—Chemnitz sich mit einer dritten, mitteldeutsch-westfälischen Siedlungsbahn vereinigt.

— Die Grundlagen des Meißnischen Deutsch. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Hochsprache. Halle 1936. (24 S. mit 8 Ktn.)

Faßt die Ergebnisse der „Kulturräume“ knapp vorweg in Fortsetzung der Abhandlung „Sprache und Siedlung im mitteldeutschen Osten“.

Gleißner, Räte: Der Stand der Mundartenforschung in Sachsen. In: Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde. Jg. 11. 1936. (S. 145—151 mit Kt.)

Das Erzgebirge ist weitgehend berücksichtigt.

Barthel, Friedrich: Der vogtländisch-westerzgebirgische Sprachraum. Halle 1933. (96 S. mit 34 Ktn.) = Mitteldeutsche Studien. H. 5.

Die Besiedlung dieses Sprachraumes ging in zwei Phasen vor sich. Auf die bäuerliche Erschließung des Landes folgte die bergmännisch-industrielle, die besonders im westerzgebirgischen Anteil, den Herrschaften Wiesenburg, Planitz, Wildenfels, Schwarzenberg und der Grafschaft Hartenstein wirksam war. Die historische und wortgeographische Untersuchung ergab die Gleichung: Geographischer Raum = Siedlungseinheit = Herrschaftsbereich = Sprachlandschaft.

Clauß, Herbert: Geschichte und Sprache des Sächsisch-Böhmischen Westerzgebirges. Halle 1934. (123 S. mit 36 Ktn.) = Mitteldeutsche Studien. H. 7.

Fünf Siedlungsperioden werden unterschieden: Die grundherrlich-bäuerliche des 12. und 13. Jhs.; die Zeit des frühesten Bergbaus vom Ausgang des 13. Jhs. bis 1470; die Zeit des westerzgebirgischen Silberbergbaus von 1470 bis zur Mitte des 16. Jhs.; die Zeit der bergmännisch-waldwirtschaftlichen Nachsiedlung im 16. und 17. Jh. und die Erulantsiedlung des 17. Jhs. Ein Überblick über die Industrialisierung, den territorialen und kirchlichen Ausbau schließt den historischen Teil ab. Die Untersuchung des Dialektes, der einzelnen Sprachströmungen und ihrer Auswirkungen führt zur Herausstellung eines Sprachgebietes, in dessen Mitte Annaberg, Scheibenberg und Schwarzenberg liegen. Der Frage nach der Herkunft der Siedler in den einzelnen Epochen wird die gewünschte Antwort gegeben.

Becker, Horst: Mundart und Geschichte im Osterzgebirge. Halle 1933. (63 S. mit 24 Ktn.) = Mitteldeutsche Studien. H. 4.

Die Untersuchung der Mundart dieses Gebietes ergab, daß es von mainfränkisch-oberpfälzischen Siedlern erschlossen worden ist. In späterer Zeit spielte der Ausbau durch Bergleute und Erulanten eine große Rolle; der Einfluß dieser Nachsiedlungen und der Umgangssprachen von Dresden und Leipzig auf die Mundart wurde deutlich herausgearbeitet.

Trudenbrodt, Richard: Zur west erzgebirgischen Volkskunde. Beiträge zur Kenntnis der Mundart, Volkskunde und Besiedlung des westlichen Erzgebirges auf Grund der Mundart von Johannegeorgenstadt. Philos. Diss. Halle 1926. (128 S. mit Abb. und Kt.)

Die Mundart von J. steht im Mittelpunkt der Untersuchung, daneben werden Ausführungen über die geschichtliche Entwicklung des Ortes gemacht.

Anauth, Paul: Die Namen des Erzgebirges. Jn: Glückauf. Jg. 46. 1926. (S. 29—30.)

Über die älteren Namen und ihre Quellen und das Aufkommen der heutigen Bezeichnung „Erzgebirge“.

Urdt, Th.: Zur geographischen Verbreitung verschiedener Ortsnamengruppen in Sachsen. Jn: Zeitschr. f. Ortsnamenforschung. Bd. 5. 1929. (S. 193—208 mit 8 Ktn.)

Die Amtshauptmannschaften Zwickau und Schwarzenberg bilden den Übergang zwischen dem vorwiegend fränkisch besiedelten Vogtland und dem übrigen, im wesentlichen thüringisch-mittel-deutschen Sachsen. Die statistische Erfassung der Verbreitung einzelner Ortsnamengruppen gibt interessante Rückschlüsse auf.

Brückner, A.: Zur slavisch-deutschen Namenkunde. Jn: Ebenda. Bd. 9. 1933. (S. 193 bis 209.) Bd. 11. 1935. (S. 218—240.)

Behandelt Sachsen, Thüringen, Nordbairern (besonders die Gebiete der ehemaligen Bistümer Zeitz-Naumburg und Meißen) in Fortsetzung der Arbeiten von Hey, Muka und Kühnel und auf Grund von Untersuchungen an Originalurkunden des 10.—12. Jhs.

Beischer, Hans: Ortsnamenforschung und Siedlungsgeschichte in Sachsen. Jn: Deutsche Siedlungsforschungen. R. Köhsche zum 60. Geburtstag. Hrg. von W. Uhlemann. Leipzig 1927. (S. 129—160.)

S. 132 ff. wird das Erzgebirge behandelt.

Anauth, Paul: Ortsnamenkunde des östlichen Erzgebirges. Freiberg 1927. (III, 161 S. mit Kt.) GA. aus: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins. Bd. 56. 1926. (S. 1 bis 122.)

— Die slavischen Ortsnamen des Osterzgebirges. Jn: Ebenda. Bd. 59. 1929. (S. 10—18.)

— Einteilung der osterzgebirgischen Ortsnamen in Gruppen. Jn: Ebenda. Bd. 57. 1927. (S. 25—30.)

Jeweils Einteilung der Namen in Gruppen und Deutung.

— Die Flußnamen des Erzgebirges. Freiberg 1935. (33 S.)

Gegen 30 Bach- und Flußnamen finden eine knappe Erklärung, in Gruppen nach ihrer Bedeutung gegliedert. Gegenüber den weitgehenden philologischen Deutungen sind die sachlichen Beziehungen nur knapp herausgearbeitet.

Leipoldt, Johannes: Sachsen und Nordböhmen in der Flurnamengeographie. Jn: Forschungen zur Geschichte Sachsens und Böhmens. Hrg. von R. Köhsche. Dresden 1937. (S. 28—50.)

Besprechung charakteristischer mitteldeutscher und ostfränkischer Leiflurnamen, deren Verbreitung i. a. die Feststellungen der Mundartengeographie bestätigen. Wichtig ist die Tatsache, daß die Reichsgrenze in der Flurnamengeographie nie als Grenzlinie in Erscheinung tritt und damit die Erkenntnis, daß politische Grenzen für die Herausbildung der Flurnamengrenzen nicht wirksam gewesen sein können. Dagegen ergibt sich ein Zusammenhang mit Siedlungsgrenzen.

— und **Vöffler, Rud.:** Die Flurnamen von Delsen und Bienhof. Dresden 1933. (32 S. mit Kt.) = Sächsische Flurnamenverzeichnisse. H. 1.

Methodisches Beispiel örtlicher Flurnamensammlung.

Dertel, Richard: Die Flurnamen im Bereich der Stadtgemeinde Aue im Erzgebirge. Jn: Museumsblätter Aue. Teil II. Aue 1927. (S. 51 ff.)

Sammlung und Namenerklärung.

Leipoldt, Johannes: Die Folge. Zur Bedeutungsbestimmung eines ostdeutschen Flurnamens. In: Nachrichtenblatt f. deutsche Flurnamenkunde. Jg. 5. 1936. (S. 9—14 und 17—20.)

Die „Folge“ bestanden aus Restland außerhalb der regelmäßigen Waldhufen und sind erst später, zu verschiedenen Zeiten, zum privaten Grundbesitz geschlagen worden.

Langer, Johannes: Alttertümliche Bergbaunamen in der Landschaft Dippoldiswalde-Altenberg. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächs. Heimatschutz. Jg. 18. 1929. (S. 13—22.)

Sammlung und Deutung.

Anauth, Paul: Freiburger Familiennamen vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert und ihre Herkunft. In: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins. Bd. 55. 1924/25. (S. 22—61.)

Alphabetische Namenliste, Deutung und Herkunftsbestimmung.

Fröbe, Walter: Alterzgebirgische Bauernnamen. In: Glückauf. Jg. 54. 1934. (S. 171 bis 174.)

Bringt Beispiele für den Wechsel des Familiennamens, die Häufigkeit gewisser Namensgruppen und die Vorliebe für bestimmte Vornamen.

Barthel, Friedrich: Das Aufkommen des Familiennamen „Schwoßer“ im Westerzgebirge. In: Ebenda. Jg. 54. 1934. (S. 25—26.)

Der Name kommt um 1500 in Schneeberg auf und ist zunächst ein Zuname für den Bergmann Paul Grommetstädter aus Schwarz in Tirol. Der Zuname verdrängt schon wenig später den eigentlichen Familiennamen und setzt sich an dessen Stelle.

Schwarz, Ernst: Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern. Reichenberg 1923. (V und 123 S.) = Prager deutsche Studien, H. 30.

— Siedlungsgeschichte der Deutschen in den Sudetenländern im Lichte der Namenforschung. Von der Markomannenzeit bis zu den Hussitenkriegen. Prag 1924. (28 S.) = Sammlung gemeinnütziger Vorträge. H. 547/48.

— Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. München und Berlin 1931. (XV und 507 S. mit 13 Abb. im Text, Grundkarte und 10 Deckblättern.) = Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken. Hrg. von H. Witte. Folge 2. Bd. 2.

— Sudetendeutsche Sprachräume. München 1935. (321 S. mit 39 Abb. im Text.) = Schriften der deutschen Akademie in München. H. 21.

Sch. ist es gelungen, mit Hilfe der Ortsnamen den Beginn der deutsch-tschechischen Berührungen und Kulturübersichtungen zu bestimmen; durch die Aussagen der Mundarten konnte die Herkunft der deutschen Bevölkerung weitgehend geklärt werden. Besonders verwiesen sei in der letzten Abhandlung auf den Abschnitt: Die nordböhmisches Sprachlandschaft. (S. 150—179.)

Wenisch, Rudolf: Wortschatzsammlung der nordwestböhmisches Mundart und Umgangsprache. Komotau 1926. (184 S.) = Beiträge zur Heimatforschung Nordwestböhmens. Hrg. von R. Wenisch. Bd. 1.

Nach Sachgruppen geordnete Materialsammlung.

Blumer, Josef: Sammlung mundartlicher Wörter und Redensarten der nordwestböhmisches Mundart, besonders von Brüx und Umgebung. Komotau 1929. (98 S.) = Beiträge zur Heimatforschung Nordwestböhmens. Hrg. von R. Wenisch. Bd. 2.

Materialsammlung.

Bernt, A.: Sprach- und kulturgeschichtliche Bedeutung deutsch-böhmischer Stadtkunden. Komotau 1930. (57 S.)

Weist an bisher ungedruckten Urkunden Komotaus des 15. und 16. Jhs. nach, daß die deutsche Schriftsprache schon im 15. Jh. in den Kanzleien die Mundarten stark zurückgedrängt hat.

Rösler, Karl: Die Ortsnamen des politischen Bezirkes Komotau. Komotau 1929. (104 S.) = Heimatkunde des Bezirkes Komotau. Bd. Volkskunde. 2. Lfg.

Dittrich, Hans: Die Ortsnamen des politischen Bezirkes Brüx. Ungedr. Diss. Prag 1935.

Schwarz, Ernst: Flurnamen als Zeugen für Siedlungsmischung in den Sudetenländern. In: Nachrichtenblatt f. deutsche Flurnamenkunde. Jg. 5. 1936. (S. 1—3.)

Besprechung einzelner Flurnamen (Hain, Werder, Hügel), die in ihrer Umgebung auffallen und zweifellos von Siedlerelementen herrühren, deren Namengebung sonst überdeckt oder nicht mehr sichtbar ist.

Meder, Karl: Flurnamen im Erzgebirge und seinem Vorlande. Raaden 1924. (74 S. mit Kt. der Flur von Wernsdorf.) = Uhls Heimatbücher des Erzgebirges und Egerlandes. H. 8.

Erklärung der Flurnamen, vornehmlich des Raadener Gerichtsbezirkes, nach Sachgebieten geordnet.

Steiner, J.: Die Flurnamen des Bezirkes Komotau. Komotau 1930. (130 S. mit Ktn.) = Heimatkunde des Bezirkes Komotau. Bd. Volkskunde. 10. Hfg.

— Zur Flurnamenkunde des Bezirkes Brüx. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 49. 1928. (S. 10 bis 12, 26—29, 36—39, 57—59, 162—167, 183—186, 200—202, 214—218.)

Volkstundliches

Frenzel, W., Karg, J., Spamer, A.: Grundriß der sächsischen Volkskunde. Hrg. im Auftrage des Sächs. Verbandes für Volkskunde unter Mitwirkung vieler Fachgenossen in Verbindung mit P. Zind und A. Zirkler von . . . Leipzig. 1. Bd. 1932. (368 S. mit Ktn. und Abb.), 2. Bd. 1933. (142 S. mit Abb.)

Die geschichtlichen Grundlagen des sächsischen Volkstums, die Lebensformen, geistigen Schöpfungen in Sprache und Dichtung und sächlichen Schöpfungen werden in diesem Handbuch von guten Kennern behandelt.

Lehmann, Emil: Volkskunde und Volksgrenze. Unter besonderer Berücksichtigung der deutsch-tschechischen Grenzverhältnisse. In: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung. Jg. 1. 1937. (S. 538—561.)

Einige theoretische Richtlinien zu einer Grenzlandvolkskunde, besonders über die Volkstumseinheit zu beiden Seiten der Staatsgrenze und die wechselseitigen Bezogenheiten der Volkstumserscheinungen und Volkseigenschaften.

Schier, Bruno: Böhmisches-sächsisches Studien. In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde. Jg. 10. 1935. (S. 161—163.)

Grundrissliches über die volkstundlichen Beziehungen zwischen Sachsen und Böhmen in einem Arbeitsaufsatz.

— Böhmisches-sächsisches Volkstumseinheit im Lichte der Sachforschung. In: Ebenda. Bd. 12. 1937. (S. 84—99 mit 4 Ktn. und 4 Abb.)

Merkmale gemeinsamer Volkskultur auf beiden Seiten der Grenze: Flurformen, Hausformen, Stadtgrundrisse, Verbreitung der Stadtrechte.

Fröbe, Walter: Erzgebirgisches Brauchtum in den Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Ebenda. Bd. 11. 1936. (S. 66—73.)

Zufallsfunde volkstundlicher Erscheinungen: Rainungsumgang, Martinsgans, Kantoreibier, Jahreslauffeste und Feste des menschlichen Lebens.

Goethe, W.: Das Brauchtum um Geburt und Lauf im Kreise Freiberg. Bearbeitet auf Grund von Berichten der Kreisvolkstumswarden. In: Ebenda. Jg. 9. 1934. (S. 163 bis 171 und 227—233.)

Sammlung des Brauchtums.

Jahn, Robert: Besondere Feste und Gebräuche im sächsischen Obererzgebirge. In: Ebenda. Jg. 3. 1928. (S. 4—11.)

Nach J. E. Wild, Interessante Wanderungen durch das Sächsische Obererzgebirge, Freiberg 1809.

Müller, Alfred: Die sächsischen Weihnachtsspiele nach ihrer Entwicklung und Eigenart. Leipzig 1930. (134 S. mit Abb.) = Sächsisches Volkstum. Beiträge zur Volkskunde des Freistaates Sachsen und seiner Grenzgebiete. Hrg. von A. Spamer und A. Zirkler. H. 7.

Neben einem darstellenden Teil stehen Spieltexte. Das Erzgebirge ist stark vertreten.

Sieber, Siegfried: Der Burkert, ein erzgebirgischer Gastnachtsbrauch. In: Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde. Jg. 11. 1936. (S. 74—80.)

Burkert ist der Gastnachtsanzug, zu dem die Mädchen in besonderer Tracht (Schürze) die Burkschen einladen und freihalten.

Rieß, Gustav: Erzgebirgische Bergmannsfrommheit. Bilder aus einer versunkenen Welt. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz. Jg. 16. 1927. (S. 269—293 mit Abb.)

Über die Äußerungen bergmännischer Frömmigkeit in der handwerklichen Kunst.

Heilfurth, Gerhard: Das erzgebirgische Bergmannslied. Ein Aufriß seiner literarischen Geschichte. Schwarzenberg 1936. (142 S. mit Abb.)

Ein Überblick über das bergmännische Liedschaffen.

Bergliederbüchlein. Historisch-kritische Ausgabe. Hrg. von Elizabeth Mincoff-Mariage unter Mitarbeit von Gerhard Heilfurth. Leipzig 1936. (XVIII und 313 S. mit Faksimile) = Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. Bd. 285.

Dieses Liederbuch der erzgebirgischen Bergsänger aus der Wendezeit vom 17. zum 18. Jh. ist die bedeutungsvollste gedruckte Volksliedersammlung der älteren Zeit und erschien zuerst um 1700 in Freiberg.

Henschel, Horst: Das Weihnachtslied der Erzgebirgler. In: Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde. Jg. 11. 1936. (S. 81—86.)

Das „Heilig-Obnd-Lied“ der Johanne Amalie Benkert verheiratete v. Elsterlein, geboren in Annaberg am 27. Oktober 1784.

Pohl, Josef: Sagen und Schilderungen des Mittel- und Erzgebirges mit Bildschmuck von Karl Schüg. Berlin 1932. (71 S. und 26 Kunsttafeln.)

Heilfurth, Gerhard: Anton Günthers grenzländisches Liedschaffen. Zum Tod des Erzgebirgsängers am 29. IV. 1937. In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde. Jg. 12. 1937. (S. 103—108.)

Eine Gesamtausgabe der Lieder A. Günthers wird vom gleichen Verf. vorbereitet.

Frißsch, Karl Ewald: Der Drachen- und Koboldglaube im Erzgebirge. In: Ebenda. Jg. 7. 1932. (S. 41—56, 73—80 mit Kt.)

Aufschlußreiche Materialsammlung.

Roth, Fritz: Der Aberglaube im Erzgebirge nach den Schriften Christian Lehmanns. Schwarzenberg 1932. (117 S. mit Abb.)

Untersuchung über das Leben und die Schriften Christian Lehmanns und dessen Stellung zum Aberglauben.

Sieber, Friedrich: Sächsische Sagen von Wittenberg bis Leitmeritz. Jena 1926. (352 S. mit 12 Taf. und 53 Abb. im Text.) In: Deutscher Sagenschatz. Hrg. von Paul Zaunert.

Der Anteil erzgebirgischer Sagen ist besonders groß.

— Zur Sage von der Gründung der Stadt Annaberg im Erzgebirge. In: Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde. Jg. 1. 1926. (S. 106—108.)

Über die verschiedenen Fassungen der Sage. Die älteste ist die von Dr. Barth in seinem lateinischen Gedicht Annaberga erzählt.

Eichhorn, Alfred: Das Rammellandhaus des Erzgebirges als Beispiel bodenständiger Bauweise und Volkskunst. In: Ebenda. Jg. 3. 1928. (S. 1—4 mit Abb.)

— Schindeligiebel, Schindel- und Strohdach im östlichen Erzgebirge. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächs. Heimatschutz. Jg. 13. 1924. (S. 129—134 mit Abb.)

Die Verteilung dieser Giebel- und Dachformen auf die Rammgegend des Erzgebirges ist klimabedingt.

Blenl, Fritz: Der Pferdegöpel der „Neu-Leipziger Glück Fundgrube“ bei Johanngeorgenstadt i. E. In: Ebenda. Jg. 25. 1936. (S. 233—239 mit Abb.)

Letzter Vertreter der Pferdegöpelanlagen des sächsischen Bergbaubetriebes. Hingewiesen sei immer noch auf die nützliche Arbeit des gleichen Verf.: Baulich und volkstümlich Beachtenswertes aus dem Kulturgebiet des Silberbergbaues zu Freiberg, Schneeberg und Johanngeorgenstadt im sächsischen Erzgebirge. Hrg. vom Landesverein f. Sächs. Heimatschutz. Dresden 1917. (VIII und 180 S. mit Abb.)

Jindeisen, Kurt Arnold: Auf der großen deutschen Krippenschau. In: Ebenda. Jg. 24. 1935. (S. 201—223.)

Über erzgebirgische Weihnachtstrippen.

Fritsch, Karl Ewald: Zur Geschichte der erzgebirgischen Weihnachtspyramide. In: Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde. Jg. 8. 1933. (S. 52—56.)

Über die Motive, die Anlaß zum Bau gaben und über die Motive der Darstellung.

Heilsfurth, Gerhard: Zur Geschichte der erzgebirgischen Bergmannschnitzerei und -baustelei. In: Ebenda. Jg. 11. 1936. (S. 177—185.)

Beiträge aus dem älteren Schrifttum des Erzgebirges zu dem volkskundlich bisher wenig erfaßten Gegenstand.

Henschel, Horst: Das Bornkindl — eine Christmettenfigur. In: Ebenda. Jg. 9. 1934. (S. 186—208 mit Abb. und Rt.)

Mit Verzeichnis der bekanntgewordenen Figuren im Erzgebirge und Vogtland und Verbreitungsfarte.

Lehmann, Emil: Sudetendeutsche Volkskunde. Leipzig 1926. (XI und 229 S. mit Abb.)

Hauffen, Adolf: Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen. Eingeleitet und hrsg. von Gustav Jungbauer. Reichenberg 1931. (51 und 400 S.) = Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde. Bd. 20.

Geordnet nach Sachgebieten und erschlossen durch ausführliche Register.

Hofmann, Josef: Deutsche Volkstrachten und Volksbräuche in West- und Südböhmen. 2. Aufl. Karlsbad 1932. (276 S. mit 344 Abb. und 6 Taf.) = Karlsbader Heimatbücher. Bd. 6.

Ein vorbildliches Inventarisationswerk.

— Die ländliche Bauweise, Einrichtung und Volkskunst des 18. und 19. Jahrhunderts der Karlsbader Landschaft. Karlsbad 1928. (235 S. mit 215 Abb.) = Karlsbader Heimatbücher. Bd. 5.

Endt, J.: Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge. Der Zauberer P. Hahn, der Wunderdoktor Rölz u. a. 2. Aufl. Reichenberg 1925. (XII und 237 S. mit 7 Abb.) = Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde. Bd. 10.

Gnirs, Anton: Hans Heiling. Die Sagen und die Geschichte der Felsen im Elbogener Egertale bei Karlsbad. Karlsbad 1930. (86 S. mit 7 Abb.)

— Alte Sagen aus dem Elbogener Ländchen. Karlsbad 1930. (60 S. mit 3 Abb. und Rt.)

Hofmann, Josef; Rutschera, Gustav; Nürnberger, Hans u. a.: Sagen der Karlsbader Landschaft. Karlsbad 1926. (171 S. mit Abb.) = Karlsbader Heimatbücher. Bd. 2.

Karell, Viktor: Sagen aus dem Raadner Land. Raaden 1928. (235 S.)

Kritische Auswahl aus Nordwestböhmen.

Ortsgeschichte

Trautmann, Otto: Die Entstehung der Bergstadt Altenberg. In: Neues Archiv f. sächs. Geschichte. Bd. 49. 1928. (S. 185—208 mit Rt. der Zinnbergorte des Osterzgebirges um 1500.)

Die erste urkundliche Erwähnung von Zinngruben am Geisingberg fällt in das Jahr 1446. Nach Erwerb der Herrschaft Lauenstein durch Kurfürst Friedrich 1449 setzt eine planvolle Förderung des Zinnbergbaus durch das wettinische Fürstenhaus ein.

Schmidt, Otto Eduard: Annaberg. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatsschutz. Jg. 9. 1920. (S. 57—76 mit Abb.)

Kurzer Abriss über die Geschichte und die Kunstwerke der Stadt.

Sieber, Siegfried: Festschrift zur 750-Jahrfeier der Stadt Aue im Erzgebirge. Aue 1923. (156 S. mit Abb.)

Mit guten Beiträgen zur Ortsgeschichte von Bönhoff, Bahner und Sieber.

Beyer, Gustav: Beierfeld, Geschichte seiner politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung. Beierfeld 1923. (219 S.)

Magister **Christian Melzer's** historische Beschreibung des St. Catharinenberges im Buchholz. Hrg. von H. Harms zum Spredel. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte von Annaberg. Bd. 6. Annaberg 1928 ff. (XIX und 636 S.)

Zu den bekanntesten Arbeiten über das Erzgebirge gehört die Schneeberger Chronik des gleichen Verfassers. Nun ist auch seine Historia montis D. Catharinae herausgegeben worden. Über das Leben des Chronisten Melzer (geb. Wolkenstein 1655, † Buchholz 1753) berichtet der von ihm selbst verfaßte Lebenslauf, der hier ebenfalls zum erstenmal veröffentlicht wird.

Walte, Erich: Der Stadtkern von Chemnitz. Seine Besiedlung und Bebauung vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In: Mitteilungen d. Vereins f. Chemnitzer Geschichte. Bd. 23. 1924. (S. 13—28.)

Inhaltsangabe einer größeren, nicht im Druck erschienenen Arbeit zum gleichen Thema.

Bernstein, Albert: Die topographische Entwicklung der Stadt Chemnitz bis zur Gegenwart. In: Ebenda. Bd. 26. 1928. (S. 11—52 mit Plan.) Auch SA. o. D. und J.

Siehe besonders die chronologische Festlegung der einzelnen Entwicklungsphasen S. 19 ff.

Müller, J.: Die Chemnitzer Stadtbefestigung. In: Ebenda. Bd. 28. 1932. (S. 59—80 mit Abb. und Plänen.)

Schwente, Arthur: Das Amtsdorf Erbsdorf 1532—1632 und die Geschichte des Freiwaldes und des Alten Hofes. In: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins. Bd. 65. 1935. (S. 77—113.)

Methodisch gutes Beispiel für eine Ortsgeschichte.

Langer, Johannes: Die Anfänge Freibergs und seines Bergbaus. In: Neues Archiv f. sächs. Geschichte. Bd. 52. 1931. (S. 1—18 mit 2 Plänen.)

Nach Erörterung der Rodetätigkeit Markgraf Ottos in den Jahren 1156—1162, der Gründung des Dorfes Christiansdorf und Errichtung eines markgräflichen Dominikalehofes, der darauffolgenden Schenkung an das Kloster Altleite 1162 und der Landzurücknahme 1185 nach den ersten Silberfunden, wird besonders die Gründung von Altstadt Freiberg (S. Jacobi und S. Nicolai) und der Oberstadt dargelegt, die nach Verleihung des Stadt- und Bergrechts die Führung auch über die ältere städtische Gründung mit übernahm.

— Wanderungen durch das mittelalterliche Freiberg. Dresden 1931. (48 S. mit Abb. und 2 Plänen.) = Geschichtliche Wanderfahrten. Hrg. von A. Brabant. H. 20.

In Anlehnung an die älteren, grundlegenden Untersuchungen von Hubert Ermisch, namentlich an dessen „Wanderungen durch die Stadt Freiberg im Mittelalter“, in: Neues Archiv f. sächsische Geschichte, Bd. 12, 1891, S. 86—162.

Schellhas, Walter: Die Freiburger Finanzkrise von 1568—1569. Ein Beitrag zur Geschichte der städtischen Finanzverwaltung. In: Mitteilungen d. Freiburger Altertumsvereins. Bd. 58. 1928. (S. 72—102.)

— Die Berghauptstadt Freiberg in der Ripper- und Wipperzeit (1619—1623). In: Ebenda. Bd. 61. 1931. (S. 105—117.)

Täschner, Constantin: Freiberg und der Dreißigjährige Krieg. Ein Beitrag zur Freiburger Stadt- und Kriegesgeschichte. In: Ebenda. Bd. 55. 1924/25. (S. 62—146.)

Darstellung der Auswirkung der Kriegsjahre nach den Ratsakten.

Schellhas, Walter: Die Entstehung der Freiburger Buchbinder-Zunft. Zu ihrem 350-jährigen Bestehen am 5. 6. 1927. In: Ebenda. Bd. 57. 1927. (S. 9—24.)

Die Frühgeschichte nach den Zunftakten.

Bachmann: Grillenburg. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz. Jg. 25. 1936. (S. 97—149 mit Abb.)

Aus der Geschichte des alten kursächsischen Jagdhauses im Tharandter Wald.

Xramer, Oskar: Der Sächsische Jägerhof Grillenburg. In: Ebenda. Jg. 25. 1936. (S. 193 bis 210 mit Abb.)

Der jetzige Zustand.

Langer, Johannes: Hilbersdorf, ein ortsgeschichtliches Beispiel eines Freiburger Ratsdorfes. In: Mitteilungen d. Freiburger Altertumsvereins. Bd. 63. 1933. (S. 12—71.) Bd. 64. 1934. (S. 10—62.)

Die siedlungsgeschichtlichen Grundlagen, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Verhältnisse, Verfassungs-, Kirchen- und Schulgeschichte werden in methodisch richtungsweisender Form dargestellt.

Schmidt, Otto Eduard: Schloß Ruckuckstein (bei Liebstadt). In: Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschuß. Jg. 21. 1932. (S. 101—128 mit Abb.)

Kurze Geschichte der Burg und ihrer Besitzer, einer Gründung der Burggrafen von Dohna.

Bachmann, W.: Lauenstein. In: Ebenda. Jg. 19. 1930. (S. 161—187 mit Abb.)

Geschichte von Burg und Ort.

Heilfurth, Gerhard: Zwischen Gleesberg und Filzteich. Neustädte! und seine Bergbaulandschaft. Dresden 1935. (48 S. mit Abb. und Kt.) = Geschichtliche Wanderfahrten. Hrg. von A. Brabant. H. 44.

— Neustädte!, Bilder vom Werden und Wesen einer erzgebirgischen Bergstadt. Schwarzenberg 1937. (128 S. mit Abb.)

— Der Landstrich um Neustädte! — ein Stück des alten Schwarzenberger Herrschaftsbereiches? In: Glückauf. Jg. 56. 1936. (S. 152—157.)

Pinder, Paul Ottomar: Geschichte der Kirchfahrt Olbernhau. Hrg. v. Alfons Diener v. Schönberg. Olbernhau 1925. (110 S.)

Über die Herrschaft Lauterstein als Grundherrschaft von Olbernhau, die Geschichte von D. und seiner Kirche. Siehe den Nachtrag von M. Rennau, Beitrag zur ältesten Geschichte und zur Ortsnamenkunde der Stadt Olbernhau. In: Unsere Heimat, Halbmonatsbeilage des Erzgebirgischen Generalanzeigers zu Olbernhau. Jg. 1930. Nr. 1—3, wo besonders eingehend das bis 1251 währende kirchliche Abhängigkeitsverhältnis von Oßegg dargelegt wird.

Asche, Ernst Sigfrid: Schneeberg in Sachsen. Dresden 1933. (48 S. mit Abb.) = Geschichtliche Wanderfahrten. Hrg. von A. Brabant. H. 33.

Fröbe, Walter: Die Geschichte der Stadt Schwarzenberg in Sachsen. Schwarzenberg 1927. (84 S. mit Abb.)

Kurzer Abriss der Geschichte.

— Schwarzenberg im Erzgebirge. Dresden 1936. (48 S. mit Abb.) = Geschichtliche Wanderfahrten. Hrg. von A. Brabant. H. 45.

— Herrschaft und Stadt Schwarzenberg bis zum 16. Jahrhundert (1150—1586). Schwarzenberg. Lfg. 1—13. 1930 ff. (S. 1—420 mit Ktn., Abb. und Plänen.)

Die bisher erschienenen Hefte behandeln auf Grund eingehendsten Quellenstudiums den Umfang und die Grenzen der Herrschaft, die Herrschaftsbesitzer, das Schloß, Wirtschaft und Verwaltung, die Besiedlung der Herrschaft und die einzelnen Siedlungen, Alt-Schwarzenberg.

Meiche, Alfred: Weesenstein, ein Edelstein unter den Burgen Sachsens. In: Mitteilungen d. Landesvereins Sächs. Heimatschuß. Jg. 23. 1934. (S. 97—125 mit Abb.)

Geschichte des Schlosses und seiner Besitzer.

Brüx. Hrg. von A. Pokorný. Berlin-Friedenau 1929. (369 S.) In: Die jüdisch-deutschen Selbstverwaltungskörper. Bd. 2.

Einzelne Aufsätze auch zur Geschichte der Stadt.

Böhm, Leo: Zur ältesten Geschichte der Stadt Brüx. In: Jahrbuch d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. Jg. 3. 1934. (S. 103—122.) Auch: Veröffentlichungen des Museumsvereins Brüx. 1934. H. 9.

Als Gründungszeit der königlichen Stadt Brüx werden die Jahre um 1250, die letzten Regierungsjahre König Wenzels I. angenommen.

Ott, Alois: Der Brüxer Stadtgrundriß vom 11. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. Jg. 66. 1928. (S. 93 bis 141.) Auch: Veröffentlichungen des Museumsvereins Brüx. 1929. H. 4.

Methodisch wichtig für die Stadtplanforschung.

- Oberdorffer, Kurt:** Der Wiederaufbau der Stadt Brüg, 1515—1525. In: Sudetendeutsches Jahrbuch. Jg. 3. 1927. (S. 12—20.)
- Blumer, Josef:** Die Bürgerrechtsverleihungen in Brüg von 1578—1680. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. Jg. 69. 1931. (S. 273—312.)
- Areuz, Adolf:** Geschichte der Stadt Dux. Dux 1933. (V und 108 S. mit Rt. und Taf.)
Anspruchslose Arbeit im älteren Chronikenstil. Siehe die Besprechung von K. Kochmann in: Erzgebirgszeitung, Jg. 55, 1934, S. 55—57.
- Benšler, Rudolf:** Geschichte der Stadt Görkau und des Schlosses Rothenhaus. Görkau 1928. (116 S. mit Abb.)
- Dorenz, Hans:** Bilder aus Alt-Joachimsthal. Umriss einer Kulturgeschichte einer erzgebirgischen Bergstadt im 16. Jahrhundert. Joachimsthal 1925. (XV und 272 S. mit Abb.)
- Sturm, Heribert:** Umriss der geschichtlichen Entwicklung von Stadt und Bezirk St. Joachimsthal. St. Joachimsthal 1932. (213 S. mit 5 Rtn.)
2 sehr gute Arbeiten über die Geschichte der bekannten Bergstadt.
— Die Anfänge der evangelischen Gemeinde in Alt-Joachimsthal. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 54. 1933. (S. 152—156.)
Über die Wirksamkeit des Mag. Johannes Enlbis Egranus (Johann Wildenauer aus Eger) 1521—1524 in J., die Unterstützung des Andreas Bodenstein von Karlstadt durch Joachimsthaler und die ersten Jahre der Wirksamkeit des Johannes Mathesius.
— St. Joachimsthal während des Dreißigjährigen Krieges. In: Ebenda. Jg. 55. 1934. (S. 9ff.)
- Siegl, Karl:** Aus dem Briefwechsel der Städte St. Joachimsthal und Eger in älterer Zeit. In: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. Jg. 67. 1929. (S. 65 bis 87.)
Regesten des Briefwechsels der Jahre 1518—1763, nach Gruppen geordnet. Besonders wichtig sind die Schreiben aus der Zeit vor 1538, aus welcher in J. selbst durch Aufstände und Brände nahezu alles vernichtet wurde.
- Hofmann, Josef:** Raaden. In: Das Erzgebirge und sein Vorland. Hrg. von R. Wenisch. Wien 1924. (S. 129—138.)
- Wenisch, Rudolf:** Briefe der deutschböhmischen Stadt Raaden an sächsische Städte 1562 bis 1565. In: Sächsische Heimat. Hrg. von R. U. Findeisen. Jg. 7. 1924. Beilage „Der Heimatforscher“. Nr. 5. (S. 17—20.)
Knappe Auswahl verschiedenen Inhalts.
- Walter, Alois:** Aus Alt-Katharinaberg. Ein Beitrag zur Heimaterkundung. Katharinaberg 1928. (94 S. mit Abb.)
Gute quellenmäßige Darstellung aus verschiedenen Jahrhunderten der Stadt.
- Schürer, Heinrich:** Komotau. Eine geschichtliche Übersicht. In: Das Erzgebirge und sein Vorland. Hrg. von R. Wenisch. Wien 1924. (S. 155—163.)
- Müller, Gustav:** Die Bergstadt Niklasberg im österreichischen Erbfolgekrieg. Raaden 1925. (27 S.) = Uhl's Heimatbücher des Erzgebirges und Egertales. H. 15.
- Jeřfar, Franz:** Peterwald nach dem Dreißigjährigen Kriege. In: Beiträge zur Heimatkunde des Auzig-Karbitzer Bezirkes. Bd. 9. 1929. (S. 13—22.)
Über die wirtschaftliche Lage der bäuerlichen Anwesen.
- Festschrift** zur Vierhundertjahr-Feier der Bergstadt Platten. Platten 1932. (74 S. mit Abb.)
Mit einem Abriss der geschichtlichen Entwicklung von Walter Korb.
- Jahn, Robert:** Auf der Platt. Beitrag zum 400-jährigen Jubiläum unserer Mutterstadt. Johanngeorgenstadt 1932.
Festschrift für Platten in volkstümlicher Art, aber gut unterbaut.
- Sturm, Heribert:** Preßnitz und die Ereignisse des Jahres 1546/47. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 52. 1931. (S. 17—23.)

Die Ereignisse nach der Schlacht bei Mühlsberg führten ähnlich wie in Joachimsthal zur Entziehung des Rechtes der freien Ratswahl.

Rühnel, Josef: Geschichte der Stadt Schlackenwerth. Eger 1923. (265, XXII und 28 S.)
Sch. wird zuerst 1272 genannt und ist eine Gründung des Klosters Ossegg.

Festschrift zur 600-Jahrfeier der Stadt Schlackenwerth. Schlackenwerth 1931. (78 S. und 17 Abb.)

Einige gute stadtgeschichtliche Aufsätze.

Worliczek, August: Tepliz-Schönau. Berlin-Friedenau 1930. (333 S. mit Abb.) In:
Sudetendeutsche Selbstverwaltungskörper. Bd. 4.

Der Abriss über die geschichtliche Entwicklung ist sehr kurz.

Wanie, Paul: Die Grundherren von Tepliz. In: Jahrbuch d. Vereins f. Geschichte d.
Deutschen in Böhmen. Jg. 3. 1934. (S. 244—264.)

Aufzählung vom 12. Jh. bis 1848.

Müller, Gustav: Tepliz im Jahre 1848. Kaaden 1924. (28 S.) = Uhls Heimatbücher
des Erzgebirges und Egertales. H. 5.

Die geschichtlichen Ereignisse dieses Jahres in der Stadt.

Wanie, Paul: Geschichte der Juden von Tepliz. Kaaden 1925. (64 S.) = Uhls Heimat-
bücher des Erzgebirges und Egertales. H. 13.

Darstellung der Geschichte der Judengemeinde nach archivalischen Forschungen.

— Die Literatur zur Geschichte von Tepliz-Schönau. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 57. 1936.
(S. 145—148, 165—168.)

Müller, August: Alt-Turn, ein Beitrag zur Geschichte des Teplitzer Bezirkes. Turn 1925/27.
(397 S. mit Abb.)

Eine gewissenhafte archivalisch gegründete Arbeit, die von der Klosterherrschaft Tepliz im 13. Jh.,
nach frühgeschichtlichen Skizzen, ausgeht und mustergültig das Zeitgeschehen im örtlichen faßt und
bis in die Wende des Jahres 1848 heraufführt.

Sturm, Heribert: Zu Weiperts ältester Geschichte. In: Erzgebirgszeitung. Jg. 51. 1930.
(S. 150—152.)

Kritische Untersuchung der ältesten Weipertter Urkunde vom 25. Juni 1519.

Mitarbeiter des Heftes:

Professor Dr. M. H. Boehm, Jena; Assistent H. Helbig, Leipzig; Professor Dr. H. Hirsch, Wien;
Dr. E. Lendl, Wien; Ing. A. Karasch-Langer, Wien; Dr. H. Klocke, Berlin; Dozent Dr. W. Knapp,
Graz; Dozent Dr. W. Körte, Freiburg i. Br.; Professor Dr. N. Krebs, Berlin; Professor Dr.
W. Kuhn, Breslau; Stadtarchivar Dr. R. Oberdorffer, Brüg; Professor Dr. H. J. Seraphim,
Leipzig; Archivar Dr. F. Stanglica, Wien; Dr. W. Stubentrauch, Berlin;
Professor Dr. J. de Bries, Amsterdam.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dozent Dr. E. Meynen, Berlin NW 7, Schadowstraße 1b. —
Verlag von C. Hirtzel in Leipzig C 1, Königstraße 2. — Druck: A. Heine GmbH. in Gräfenhainichen.
Printed in Germany.

Deutsches Archiv für Landes- u. Volksforschung

Herausgeber

A. Brackmann/Berlin – H. Haffinger/Wien

Fr. Metz/Freiburg i. Br.

Schriftleitung E. Meynen/Berlin

1. Jahrgang 1937

Mit 31 Textabbildungen,
16 Bildtafeln und 16 teils mehrfarbigen Karten



VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG

Printed in Germany

Gedruckt bei A. Heine GmbH, Gräfenhainichen

Druckfehlerberichtigung

zum Jahrgang 1937 des Deutschen Archivs für Landes- und Volksforschung:

Aufsatz Hermann Aubin: „Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung“ Teil I S. 37 ff., Teil II S. 309 ff.:

- S. 44, Anm. 29 setze in Klammern: (Neue Jahrbücher . . . S. 38 ff.).
- S. 311, setze Zeile 1: Faktoren, die . . . geformt haben . . .
- S. 324, Anm. 31 soll lauten: „Vgl. Heft 1, S. 51, Anm. 41.
- S. 327, Anm. 42 ziehe zusammen: Wehoffsch.
- S. 329, Anm. 52 lautet jetzt: Ein Beispiel dafür bietet die in der Zeitschr. f. Rechtsgeschichte, LVII. Bd., German. Abt., 1937, S. 138—181, erschienene Studie von Theodor Görliß: Das flämische und das fränkische Recht in Schlesien und ihr Widerstand gegen das sächsische Recht.

Aufsatz Hugo Hassinger: „Das Burgenland und der Stand seiner wissenschaftlichen Erforschung im Spiegel des Burgenlandatlasses“ S. 147 ff.:

- S. 150, Zeile 16 von unten statt: (1934: neben fast 1 Million Deutscher)
lies: (1934: neben fast $\frac{1}{4}$ Million Deutscher),
- S. 166, Zeile 13 von unten statt: E. Streerumig
lies: E. Streerumig,

Bildtafel 3 nach S. 160, Abb. 1 ergänze: F. Swoboda, Baden,
Abb. 2 ergänze: Bundes-Lichtbildstelle,
Abb. 3 ergänze: H. Hassinger, Wien,
Abb. 4 ergänze: Bundes-Lichtbildstelle.

Aufsatz Günther Glauert: „Zur Besiedlung der Steiner Alpen und Ostkarawanken“, S. 457 ff.:

- S. 458 Unterschrift; statt: Das Gebiet Greibach, Ranker, Sann u. Mieß
lies: Das Gebiet zwischen Greibach, Ranker, Sann und Mieß.
- S. 469, Zeile 7 von unten statt: gemeinschaftlicher Almbesitz
lies: gemeinschaftlicher Almbesitz.
- Bildtafel 8 nach S. 472 Abb. 1 statt: Hausendorf Haderlapp
lies: Hausenhof Haderlapp.
- S. 484, Anm. 148, statt Slowenische Namen: Michel bezowgn (von asl. buzu)
lies: Slowenische Namen: Michel bezowgn (von asl. hrzr).

„Verzeichnis der 1921—1936 erschienenen Literatur über Kärnten“ (zusammengestellt von Martin Butte):

- S. 503, Zeile 5 von unten statt: St. Heuserbüchlein
lies: St. Hemmabüchlein,
- S. 505, Zeile 8 von unten statt: Wanger
lies: Wenger.

Inhaltsverzeichnis

Beiträge	Seite
Ammann, Hektor: 70 Jahre Sprachenzählung in der Schweiz	139—146
Andresen, Ludwig: Die Entwicklung des deutschen Volkstums in Schleswig in der Zeit von 1544—1721	71—94
Aubin, Gustav: Aus der Entstehungsgeschichte der nordböhmisches Textilindustrie . .	353—377
Aubin, Hermann: Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung 37—70, 309—331, 562—602	
Bobek, Hans: Um die deutsche Volksgrenze in den Alpen	734—748
Boehm, Max Hildebert: Die Krise der Volkskunde	907—932
Brackmann, Albert: Die Ausgrabungen in Jantoch	174—179
Burkhardt, Albrecht: Das volksbiologische Gefüge Belgiens in jüngster Zeit . . .	344—352
— Zur Volksbiologie des ungarländischen Deutschtums in der Nachkriegszeit . . .	624—652
Feldmann, Fritz: Mittelalterliche Musik und Musikpflege in Schlesien	431—436
Franqué, Wolfgang v.: Die Entfaltung luxemburgischer Eigenart aus gesamt- deutscher Schau	525—537
Glauret, Günter: Zur Besiedlung der Steiner Alpen und Ostkarawanken	457—486
Gruber, Karl: Der niederländische Einfluß in die Baukunst des Deutschordenslandes Preußen	715—719
Hassinger, Hugo: Das Burgenland und der Stand seiner wissenschaftlichen Erforschung im Spiegel des „Burgenlandatlasses“	147—173
Hirsch, Hans: Die Entstehung der Grenze zwischen Niederösterreich und Mähren . .	856—866
Hohenegg, Hans: Deutsche Bergbautätigkeit im Fürstbistum Trient am Ausgang des Mittelalters	437—456
Kapp, Wilhelm: Die Elsäßer in Frankreich	402—415
Karasz-Langer, Alfred: Die deutsche Volkskundeforschung im heutigen Ungarn 287—308, 959—989	
Klaar, Adalbert: Die Siedlungsformen des oberösterreichischen Mühlviertels und des böhmischen Grenzgebietes	131—138
Kloke, Helmut: Landvolk und Dorf in madjarischer und rumänischer Sicht	990—1023
Knapp, Werner: Der Burgentypus in der Steiermark. Weg und Ziel neuzeitlicher Burgenforschung	867—879
Körte, Werner: Werke deutscher Meister im Friaul	880—893
Kossmann, Eugen Oskar: Forschungen zur Geschichte der deutschen Tuchmacherei in Mittelpolen	378—401
Kranzmayer, Eberhard: Deutsches Sprachgut jenseits der Sprachgrenze in den Alpen, mit besonderer Rücksicht auf das Rätoromanische des Grödnertales . . .	273—286

Krebs, Norbert: Die Ostgrenze des deutschen Volkstums im Spiegel der Bevölkerungsverschiebung	793—807
Kuder, Manfred: Neuere deutsche Arbeiten über das Deutschtum in Brasilien . .	762—768
Kuhn, Walter: Die deutschen Siedlungsräume im Südosten	808—827
Kuske, Bruno: Die wirtschaftliche und soziale Verflechtung zwischen Deutschland und den Niederlanden bis zum 18. Jahrhundert	669—714
Lehmann, Emil: Volkskunde und Volksgrenze (unter besonderer Berücksichtigung der deutsch-tschechischen Grenzverhältnisse)	538—561
Lendl, Egon: Die Tochter siedlungsbewegung in der Schwäbischen Lürkei. Ein Beitrag zur Wanderungsforschung in den südostdeutschen Volksinseln	828—839
Margue, Nikolaus: Die Entwicklung des Luxemburger Nationalgefühls von 1780 etwa bis heute	257—272
Mayer, Theodor: Ober rheinisches Schrifttum	205—215
Meß, Friedrich: Wilhelm Heinrich Riehl und die Erforschung der deutschen Grenzlande	1—24
Miška, Walther: Die Sammlung des Wortschatzes in den Grenzgebieten des deutschen Sprachraumes	749—761
Müller-Blattau, Josef: Das elsässische Volkslied	416—430
Ost, Horst Gotthard: Die Besiedlung der nördlichen Grenzmark und des südöstlichen Hinterpommerns im 16. Jahrhundert	180—193
Pfalz, Anton: Die Mundarten des Norddonauraumes	653—668
Schmidt, Max: Neuere Arbeiten über Untersteiermark	493—501
— und Neumann, Walter: Eine Karte der steirischen Sprachgrenze	720—733
Schürer, Oskar: Mittelalterlicher Kirchenbau in der Zips (Slowakei).	603—623
Schwarz, Ernst: Fortschritte und Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Volksforschung in den Sudetenländern	216—223
Seraphim, Hans-Jürgen: Das Schrifttum über Agrarverfassung und Agrarpolitik der deutschen Volksgruppen in Nordost- und Südosteuropa:	
I. Einige Arbeiten über die baltischen Länder	194—204
II. Das Schrifttum über das deutsche Bauerntum in Wolhynien	933—946
Stanglica, Franz: Die Ansiedlung von Oberösterreichern in Deutsch-Moßra im 18. Jahrhundert	840—855
Steinbach, Franz: Die westdeutsche Volksgrenze als Frage und Forschungsaufgabe der politischen Geschichte	25—36
Stubenrauch, Wolfgang: Bemerkungen über das polnische agrarpolitische Schrifttum der letzten Jahre	947—958
Bries, Jan de: Die germanische Landnahme in den Niederlanden	894—906
Weidlein, Johann: Über die deutschen Kolonisten der ersten Auswanderungsperiode (1722—1726) in Ungarn	487—492
Weizsäcker, Wilhelm: Eindringen und Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Böhmen und Mähren	95—109
Wolters, Erich: Zur Bevölkerungsbewegung der einzelnen Völker und Volksgruppen in der Tschechoslowakei	332—343
Zatscheß, Heinz: Die Witigonen und die Besiedlung Südböhmens	110—130

Bibliographien

Seite

Zusammenstellung von Bibliographien der Jahre 1927—1936, zusammengestellt von der Schriftleitung unter Mitwirkung von H. Ammann-Aarau, W. Conze-Berlin, H. Gosack-Berlin, E. Hallier-Frankfurt a. M., H. Hassinger-Wien, A. Karasch-Wien, M. Klante-Berlin, H. Klocke-Berlin, D. Kossmann-Berlin, E. Lendl-Wien, J. Nießen-Bonn, K. Oberdorffer-Brüg, K. Oehme-Freiburg i. Br., B. Pauls-Kiel, L. Petry-Breslau, J. Rest-Freiburg i. Br., W. Butte-Magdenfurt	224—256
Helbig, Herbert: Verzeichnis der seit 1920 erschienenen Literatur über das Erzgebirge, sächsischen und böhmischen Anteils (Auswahl)	1024—1060
Prinzhorn, Fritz: Auswahl-Literatur der Jahre 1931—1937 über Danzig und die abgetrennten reichsdeutschen Gebiete in Polen	769—792
Butte, Martin: Verzeichnis der 1921—1936 erschienenen Literatur über Kärnten (Auswahl)	502—524

Karten

Eindringen und Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Böhmen und Mähren. Entworfen von W. Weizsäcker	Faltkarte I
Die Kolonisation durch die Wittigonen in Österreich und Südböhmen. Entworfen von H. Jatschek	Faltkarte II
Rohrbach im Mühlkreis, Grundriß	Textkarte S. 133
Neumarkt im Mühlkreis, Grundriß	Textkarte S. 133
Neufelden a. d. Mühl, Grundriß	Textkarte S. 137
Siedlungsformenkarte des oberösterreichischen Mühlviertels und des südböhmischen Grenzgebietes. Entworfen und gezeichnet von A. Klaar	Faltkarte III
Die Besiedlung der nördlichen Grenzmark und Südosthinterpommerns in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Entworfen und gezeichnet von H. G. Ost	Faltkarte IV
Bevölkerungsdichte in den Sudetenländern. Auf Grund der Tschechoslowakischen Statistik (1935). Entworfen und gezeichnet von E. Wolters	Faltkarte V
Bereinigte Bevölkerungsdichte in den Sudetenländern. Auf Grund der Tschechoslowakischen Statistik (1935). Entworfen und gezeichnet von E. Wolters	Faltkarte VI
Wachstum, Stillstand, Rückgang der Bevölkerung durch Geburten und Sterbefälle in der Tschechoslowakei i. J. 1935. Entworfen und gezeichnet von E. Wolters	Faltkarte VII
Die Geburten in Belgien 1935. Entworfen von A. Burkardt	Faltkarte VIII
Geburtenüberschuß in Belgien 1935. Entworfen von A. Burkardt	Faltkarte IX
Die nordböhmischen Leinwandorte um 1600. Entworfen von G. Aubin	Textkarte S. 362
Verbreitung des Tuchgewerbes in Mittelpolen (1815). Entworfen von E. D. Kossmann.	Textkarte S. 382
Die Verteilung der deutschen Hof- und Familiennamen im Bereiche der Steiner Alpen und ihrer südlichen Randgebiete in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (1426—1458). Entworfen von G. Glauert	Faltkarte X
Die Verteilung der deutschen Hof- und Familiennamen in den Ostkarawanken, Steiner Alpen und ihren Randgebieten um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1535—1573). Entworfen von G. Glauert	Faltkarte XI
Leutschau 1787, Grundriß, gezeichnet von Brosche	Textkarte S. 620
Kesmark, Grundriß, gezeichnet von Brosche	Textkarte S. 621

	Seite
Die natürliche Bevölkerungsvermehrung (Geburtenüberschuß) im westlichen Ungarn: im Jahresdurchschnitt 1921—1930 v. L. der Bevölkerung im Vergleich zum Landesdurchschnitt (+ 9,6 v. L. jährlich) mit Deckblatt: Das Deutsche Siedlungsgebiet im Donaulande Ungarns. Entworfen von A. Burkardt	Faltkarte XII
Die Mundarten des Norddonauraumes. 8 Schwarz-weiß-Karten entworfen von A. Pfalz. Textkarten S. 655, 657, 658, 663, 664, 665, 666, 667	
Die Durchdringung Südtirols mit ansässigen italienischen Elementen (nach dem Original von P. Drigo)	Textkarte S. 744
Die steirische Sprachgrenze nach der Volkszählung 1910. Entworfen von M. Schmidt und W. Neumann	Faltkarte XIII
Die Zunahme und Abnahme der Bevölkerung 1870—1930. Bearbeitet von N. Krebs, N. Stepp und S. Waldbauer 1 : 3 000 000 = Atlas des deutschen Lebensraumes in Mitteleuropa. Nr. 29. Faltkarte XIV	
Die deutschen Siedlungsräume im Südosten. Entworfen von W. Ruhn	Faltkarte XV
Die deutschen Siedlungen in Karpathenrußland (Tschechoslowakei). Entworfen von Fr. Stanglica. Textkarte S. 841	
Die Herkunftsorte der Ansiedler von Deutsch-Mokra. Entworfen von Fr. Stanglica. Textkarte S. 847	
Die Burgenstandorte in der Steiermark. Entworfen von W. Knapp	Karte XVI

Mitarbeiter

Staatsarchivar Dr. Hektor Ammann, Aarau (Schweiz).	Dr. Manfred Ruder, Frankfurt a. d. O.
Dr. h. o. Ludwig Andresen, Kiel.	Prof. Dr. Walter Ruhn, Breslau.
Prof. Dr. Gustav Aubin, Göttingen.	Prof. Dr. Bruno Kuske, Köln.
Prof. Dr. Hermann Aubin, Breslau.	Prof. Dr. Emil Lehmann, Dresden.
Dr. Hans Bobek, Berlin.	Dr. Egon Lendl, Wien.
Prof. Dr. Max Hildebert Boehm, Jena.	Prof. Dr. N. Margue, Luxemburg.
Prof. Dr. Albert Brackmann, Berlin-Dahlem.	Prof. Dr. Theodor Mayer, Freiburg i. Br.
Dr. med. Albrecht Burkardt, Berlin.	Prof. Dr. Friedrich Mez, Freiburg i. Br.
Dr. habil. Fritz Feldmann, Breslau.	Prof. Dr. Walter Migka, Marburg.
Dr. Wolfgang v. Franqué, Vogelgesang bei Schleiden.	Prof. Dr. Josef Müller-Blattau, Frankfurt a. M.
Dr. Günter Glauert, Bonn.	Walter Neumann, Graz.
Prof. Dr.-Ing. Karl Gruber, Darmstadt.	Stadtarchivar Dr. Kurt Oberdorffer, Brüg.
Prof. Dr. Hugo Hassinger, Wien XIII.	Dr. Horst Gerhard Ost, Berlin-Südende
Assistent Herbert Helbig, Leipzig.	Prof. Dr. Anton Pfalz, Wien.
Prof. Dr. Hans Hirsch, Wien.	Direktor Dr. Fritz Pringhorn, Danzig.
Staatsbibliothekar Dr. Hans Hohenegg, Innsbruck.	Dr. Max Schmidt, Graz.
Prof. Dr. Wilhelm Kapp, Freiburg i. Br.	Dozent Dr. Oskar Schürer, Halle.
Ingenieur Alfred Karasetz-Langer, Wien.	Prof. Dr. Ernst Schwarz, Prag XII.
Dr. techn. Adalbert Klaar, Wien XIII.	Prof. Dr. Hans-Jürgen Seraphim, Leipzig.
Dr. Helmut Klocke, Berlin.	Archivar Dr. Franz Stanglica, Wien.
Dozent Dr. Werner Knapp, Graz.	Prof. Dr. Franz Steinbach, Bonn a. Rh.
Dozent Dr. Werner Körte, Freiburg i. Br.	Dr. Wolfgang Stubenrauch, Berlin.
Dr. Eugen Oskar Kossmann, Lodz.	Prof. Dr. Jan de Bries, Amsterdam.
Univ.-Dozent Dr. Eberhard Kratzmayer, Wien.	Prof. Dr. Johann Weidlein, Szarvas.
Prof. Dr. Norbert Krebs, Berlin.	Prof. Dr. Wilhelm Weizsäcker, Prag VII.
	Erich Wolters, Wien.
	Archivdirektor Dr. Martin Wutte, Klagenfurt.
	Prof. Dr. Heinz Zatscheß, Prag II.

DIE STEIRISCHE SPRACHGRENZE

Entworfen von Walter Neumann und Max Schmidt

Nach den Ergebnissen der amtlichen Volkszählung 1910

Ortsansässige
österreichische
bzw. ungarische
Staatsbürger
• deutsch
• slowenisch
• magyarisch

in

Orts-
gemeinden

25

in Märkten
und Städten

250

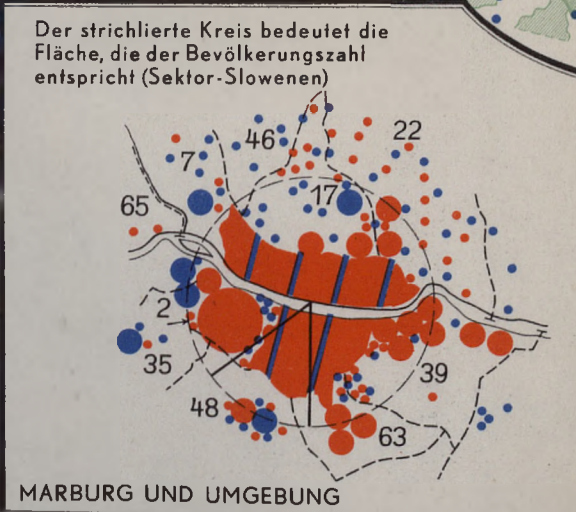
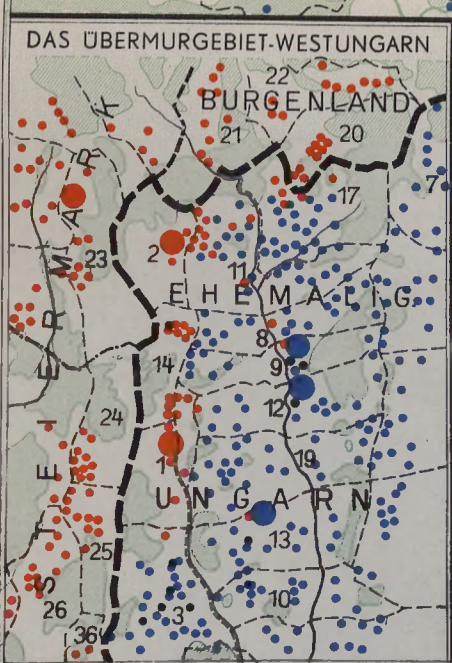
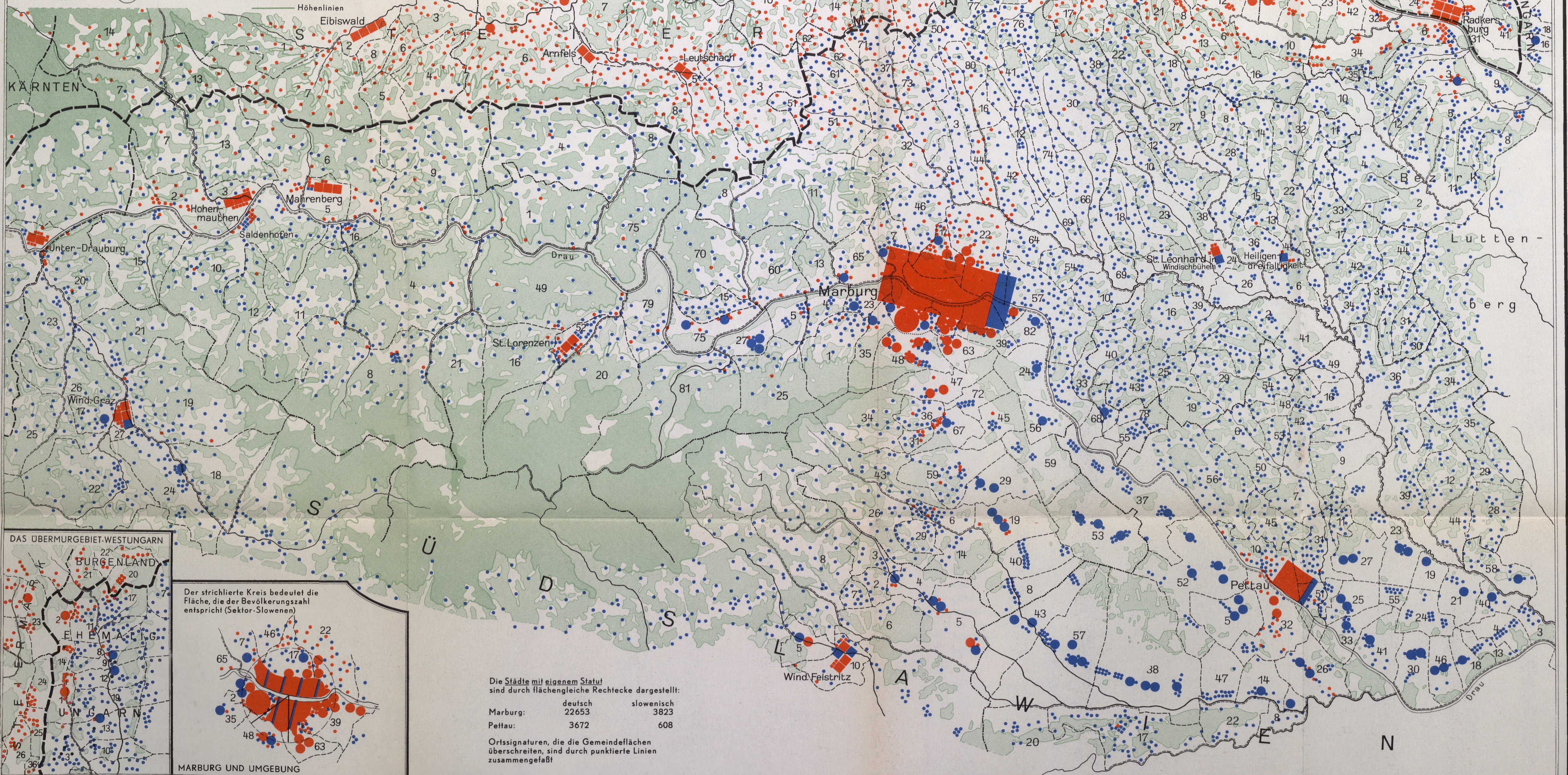
2500

0 1 2 3 4 5 km

----- Gemeinde-
----- Bezirks-
----- Landes-
----- Staats-
----- Höhenlinien

----- Grenzen

Waldfläche:
■ in über 1500 m Höhe
■ " " 1000 m "
■ " " 500 m "
■ unter 500 m "

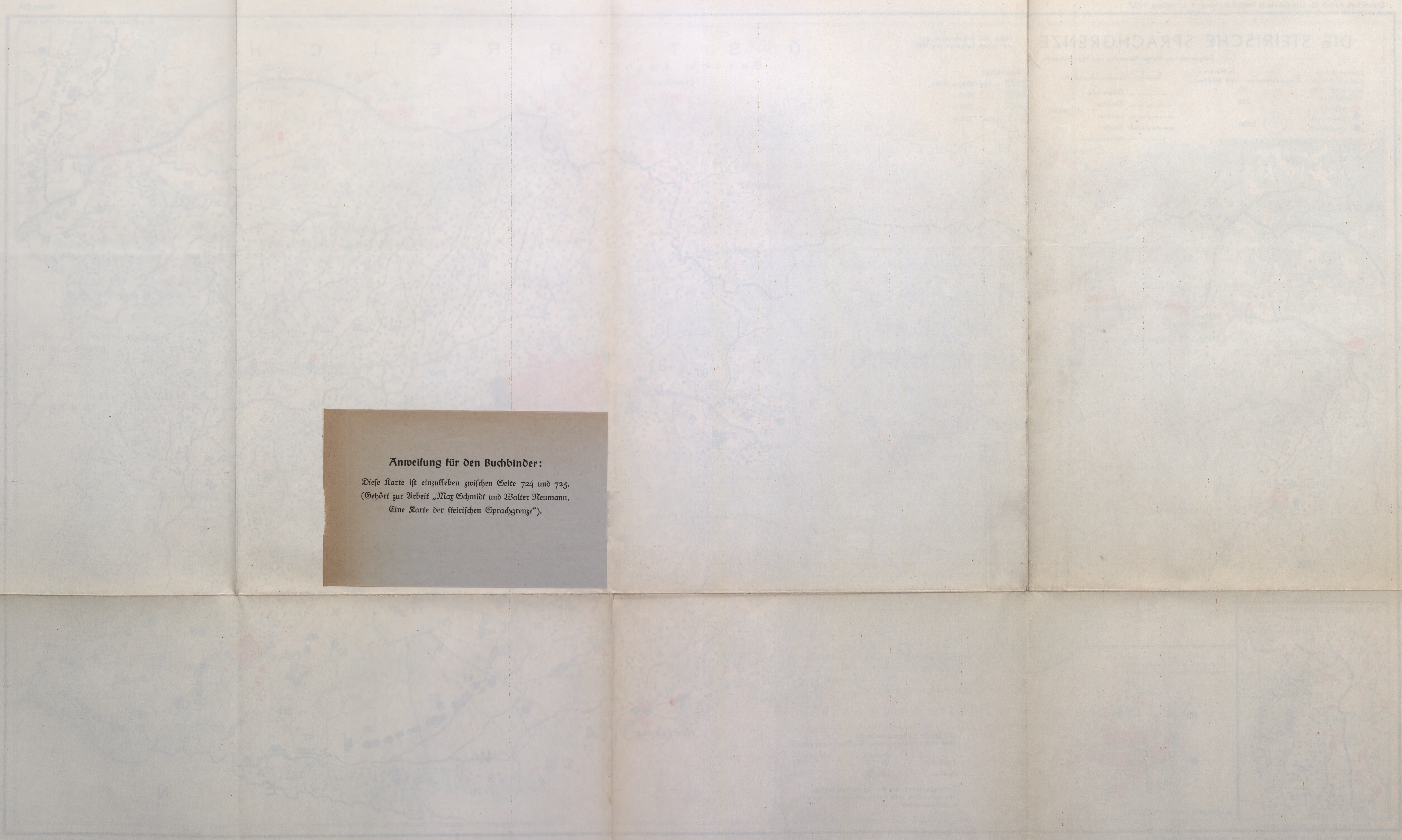


Die Städte mit eigenem Statut
sind durch flächengleiche Rechtecke dargestellt:
Marburg: deutsch 22653 slowenisch 3823
Pettau: 3672 608

Ortssignaturen, die die Gemeindeflächen
überschreiten, sind durch punktierte Linien
zusammengefaßt

Anschluss siehe rechts oben

Anschluss siehe Nebenkarte links unten



Anweisung für den Buchbinder:

Diese Karte ist einzuflecken zwischen Seite 724 und 725.
(Gehört zur Arbeit „Mag Schmidt und Walfer Neumann,
Eine Karte der steirischen Sprachgrenze“).

Hierdurch bestelle ich aus dem Verlage S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstraße 2

Einbanddecke

für Deutsches Archiv für Landes- und Volkskunde

1. Jahrgang 1937.

Leinen 1,80 RM. (Porto Deutschland —,30 RM, Ausland —,50 RM)

Zusendung direkt unter Kreuzband — durch die Buchhandlung:

Der Betrag von RM. liegt bei — folgt mit gleicher Post — durch Postcheck —
soll nachgenommen werden.

(Nichtgewünschtes bitte durchstreichen)

(Genaue deutsche Adresse, Datum)



.....

.....

.....

.....

Die Großstädte im Strome der Binnenwanderung

Wirtschafts- und bevölkerungswissenschaftliche Untersuchungen
über Wanderung und Mobilität in deutschen Städten

Von Dr. Rudolf Heberle und Dr. Fritz Meyer

XI, 206 Seiten mit 25 Abbildungen und 46 Tabellen. Gr.-8°

Brosch. RM 8.—, Ganzleinen RM 9.20

Erschienen im November 1937

Diese Untersuchung über den Wanderungsumschlag in deutschen Städten ist nicht nur ein aufschlußreicher Beitrag zu einer systematischen soziologisch-ökonomischen Lehre von den Wanderungen, sondern sie wird auch für eine Reihe von praktischen Maßnahmen in Verbindung mit der Neuordnung des deutschen Volksraums und der Lenkung des Arbeitseinsatzes von Nutzen sein können. Unter Ausschöpfung des meldestatistischen Materials der deutschen Städte, soweit es für die Wanderungsforschung ergiebig war, gibt diese Arbeit wichtige Einsichten in den Vorgang der „Verstädterung“. Sie kommt zu bemerkenswerten volkswirtschaftlichen und bevölkerungswissenschaftlichen Ergebnissen. Sie zeigt das Verhältnis von Wanderungsumschlag zum Wanderungseffekt (Gewinn oder Verlust), die Abhängigkeit beider von den wirtschaftlichen Wechsellagen und Strukturwandlungen, ferner die Abhängigkeit des Mobilitätsgrades von der Wirtschafts- und Bevölkerungsstruktur einer Stadt einerseits und ihres Einzugsgebietes andererseits. Dabei werden die berufliche und soziale Zusammensetzung der Wanderungsströme, die Konjunktur-Empfindlichkeit des Mobilitätsgrades in Städten von verschiedener Struktur und dessen Abhängigkeit von den Wachstumsphasen der Städte, sodann die Konjunktur-Empfindlichkeit des Mobilitätsgrades verschiedener sozialer und beruflicher Gruppen sowie die Veränderungen der Wanderungsrichtungen im Jahresablauf und anderes mehr berücksichtigt.

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG

Wir haben alle von Abessinien und Spanien her gelernt, was Luftmacht heute zu bedeuten hat. Wir ahnen, was Luftgeltung im friedlichen Wirtschaftsleben besagt.

Aber nur wenige haben eine Vorstellung, um welch gewaltige, in den eigensten Lebensbezirk eingreifende Tatsachen es sich bei dieser Eroberung der Dritten Dimension eigentlich handelt.

Im neuen Buch des an leitender Stelle in der deutschen Luftfahrt tätigen Fischer von Poturzyn:

LUFTMACHT

werden diese Tatsachen mit bezwingender Anschaulichkeit hingestellt. Sei es Aufbau und Ansatz der Luftwaffe im Krieg, sei es die umfangreiche Erschließungstätigkeit des Flugverkehrs, seien es die Erfahrungen des Verfassers im abessinischen Krieg (an dem er als einziger deutscher Fachbeobachter teilgenommen hat), — im weitesten Bereich wird das Wesen der Luftmacht umrissen und dargestellt.

Da der Verfasser nur die ausländischen Verhältnisse schildert, vermeidet er Wiederholungen und gibt Einblick in sonst kaum zugängliches Material. Die Sprache ist einfach, sachlich und doch beschwingt, die Bildbeigaben reichlich und fesselnd. Das Buch ist für den Fachmann anregend und doch dem Außenstehenden verständlich, ja überraschend.

Umfang ca. 260 Seiten mit vielen Bildern. Preis etwa 6 RM.

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG

Dr. Georg Buschan

Der Georgiritt in Traunstein (Obb.)
Aufn. Hans Henkel, München



Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchtum der Deutschen.

257 Seiten. Mit 21 Abbildungen auf 16 Tafeln. Geh. Mf. 6.60, Lwd. Mf. 7.80

und andere Werke aus J. F. Lehmanns Verlag, München 2 SV

Zu beziehen durch:



Wegkreuz (Sonnenrad)

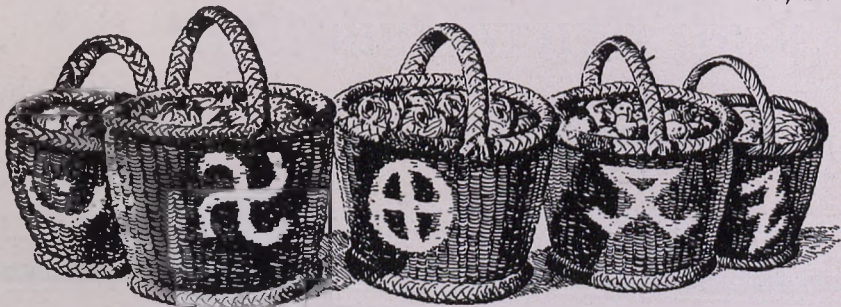
Inhalts-Übersicht

Heidentum und Christentum / Sonnenverehrung und ihre Sinnbilder / Die germanische Götterwelt (Hauptgöttheiten) / Die den germanischen Göttern heiligen Tiere und Pflanzen / Die heidnischen Opfer / Niedere Göttergestalten, Dämonen, Hexen usw. / Andere heidnische Symbole / Sternkunde, Kalender, Jahreseinteilung, Wochentage — Runen und Schriftzeichen / Die Jahresfeste / Heidnischer Brauch im Familienleben / Altheidnisches im sonstigen täglichen Leben / Schlagwörterverzeichnis.

Eine von zahlreichen Würdigungen über das Buch Dr. Buschans:

„Immer wieder klingen die Worte Christentum und Heidentum an unser Ohr und werfen die Frage in uns auf, warum es gerade in unserer Zeit zwischen diesen beiden Weltanschauungen zu so lebhaften Auseinandersetzungen kommt. Jeder wünscht sich da eine sachgemäße Aufklärung, und es ist uns sehr willkommen, daß der bekannte Forscher Buschan sich mit der Vorgeschichte zu dieser Frage eingehend befaßt. Wir werden zurückgeführt zu den alten Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren und sehen so manche Bräuche auch heute noch bestehen, trotzdem das Christentum schon längst in unseren Gauen herrscht. Bei näherer Betrachtung sehen wir auch, wie sehr sich das Christentum bemühte, alte Feste nach Möglichkeit zu übernehmen, insbesondere solche, mit denen das Volk besonders verwurzelt war. Das Buch bringt sehr viel Interessantes von überliefertem Brauchtum: Schilderungen von Frühlingsfesten, Flurumgängen, Kräuter- und Palmenweißen, dazwischen erleben wir wieder Kämpfe zwischen Naturgöttern. Reizende Kinderspiele und Maissitten spielen sich vor unserem geistigen Auge ab und dann verfolgen wir wieder die Georgi- und Leonhardbritte auf schäumenden Pferden. Das ganze Jahr mit all seinem Brauchtum hat der Verfasser beschrieben und hat damit ein Werk geschaffen, das nicht nur Aufklärung bringt in die Fragen des Christentums und Heidentums, sondern auch gleichzeitig jedem Volksgenossen die Volkskunde so schildert, wie sie wirklich ist: die werbende Wissenschaft für Heimat und Brauchtum.“

Dr. R. Rothleitner in „Heimat und Volkstum, München“.



Gemüsekörbe der Bäuerinnen aus Moorburg und Altenwärder bei Hamburg mit Darstellungen von Sonne, Hakenkreuz, Runen u. a. m.

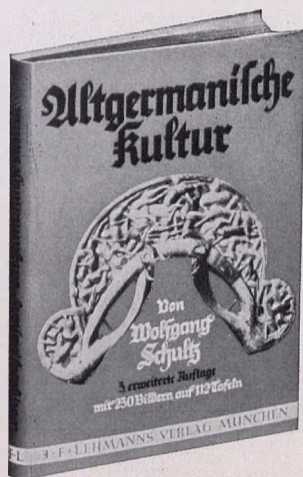
In 3., vermehrter Auflage erschien:

Altgermanische Kultur in Wort und Bild

Von Professor Dr. Wolfgang Schulz, München

9.—13. Tausend. Mit 234 Abb. auf 112 Tafeln u. 5 Karten

Geh. Mk. 6.—, Lwd. Mk. 7.50



Aus dem Inhalt: Das erste Jahrtausend: Die Indogermanen und die Entstehung der Germanen / Die Bronze / Holz, Flechtwerk, Zierat / Die Kultur der Eiszeit / Bronzezeitliche Dichtung, Musik, Religion / Kleidung. Das zweite Jahrtausend: Die frühe Eisenzeit / Die Kelten, die Römer / Brandbestattung / Die germanische Religion zur Zeit des Tacitus / Altersklassen, Männerbünde, Weihen / Wehrstand und Nährstand / Wahrsagung, Runen. Das dritte Jahrtausend: Die späte Eisenzeit / Die Völkerwanderung / Die Wikinger / Die Werkkunst; Schmiedearbeit; der Wendelfund; Webkunst / Runensteine / Die Dichtkunst / Die Religion der Bronzezeit und frühen Eisenzeit; Verfall des alten Glaubens und Vordringen des neuen.

Die beiden Seiten des dritten Jahrtausends und das vierte. Statt Humanismus deutsche Bildung. Nutzen der Vorzeitkunde. Kultur als Besitz und Kultur als Ziel.

„Das Buch vermittelt eine erstmalige Gesamtschau von der Entwicklung der germanischen Kultur, der stofflichen, wie der geistigen. Wirtschaft und Gesellschaft, Werkkunst, Dichtung und Musik erfahren eine ebenso knappe und treffsichere Darstellung wie Brauchtum, Sitte und Religion. Eine Fülle ungemein eindrucksvoller und geschickt ausgewählter Bilder ergänzen so glücklich den Text, daß Schrift und Bild in ihrer Gesamtheit einen Eindruck von der Großartigkeit der germanischen Kultur, von ihren unvergänglichen Leistungen vermitteln, wie er bisher wohl nur wenigen Menschen in Deutschland bewußt war. Was hier an Gegenständen germanischer Hausgeräte, Waffen und Schmucksachen, Wagen und Schiffen, vor allem aber germanischer Werkkunst in Holz, Metall, Ton und Stein in trefflichen Wiedergaben geboten wird, ist schon allein für sich ein hohes Lied germanischer Kultur.“ *Völkische Kultur*



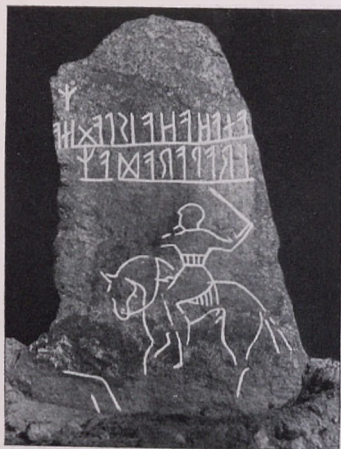
Stein von Humerstab
(10. Jahrh. v. Chr.)



Felszeichnungen in Südschweden (etwa 1500 v. Chr.)



Gesichtsurnen der früheren
Eisenzeit (etwa 600 v. Chr.)



Runenstein

Ein neuer prächtiger Bilderband von

Professor Dr. Friedrich Behn, Kustos am
Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz.

Germanische Stammeskulturen zur Völkerwanderungszeit

Mit 40 Tafeln und einer Einleitung. Kart. Mk. 3.—

In dem neuen Bilderband zeigt der Verfasser auf 40 prachtvollen Kunstdrucktafeln ein abgerundetes Bild der kulturellen Größe des Germanentums zur Zeit als die Römerherrschaft in Deutschland zu

Ende ging und ein germanisches Weltreich erstand. Die herrlichen Funde an Schmuckstücken (Spangen, Schließen, Ketten) aus Gold, Silber, Elfenbein, Bernstein, Waffen und Helme mit reichen Verzierungen, Töpfereien von unübertroffener Formschönheit usw. geben Zeugnis hohen handwerklichen Könnens und edlen Kunststempfindens.

In einer kurz gefaßten Einleitung läßt der Verfasser die geschichtlichen Vorgänge vor uns lebendig werden. Es liegt ihm daran, an den rund 140 sorgfältig ausgewählten Stücken nicht so sehr die Verschiedenheiten in den germanischen Stammeskulturen, sondern gerade das Gemeinsame dieser Stämme zu zeigen und darüber hinaus ihre Stellung in der Gesamtkultur ihrer Zeit. Zur Darstellung kommen Funde folgender Stämme: Nordgermanen, Elbgermanen, Goten, Burgunder, Wandalen, Ostgermanen, Langobarden, Sachsen, Angelsachsen, Alamannen und Franken.

Die vorzüglich gedruckten Bildtafeln lassen sich zur Wiedergabe im Episkop bei Lichtbildervorträgen bestens verwenden.



Der Goldfund von Pietroassa (Rumänien). Ende des 4. Jahrhunderts. (Verkleinerte Abbildung.)

Zwei weitere, gleich ausgestattete Bildbände
von Professor Behn:

Altnordisches Leben vor 3000 Jahren

1935. Mit 40 prächtigen Bildtafeln und einer Einleitung
Kart. Mf. 3.—

„Dem Wunsch nach besserer Kenntnis unserer germanischen Vorzeit in unserem Volke kommt Prof. Behn in seinem neuen Buch dadurch nach, daß er uns an der Hand von prächtigen Bildtafeln eine Wanderung durch das Leben und den Alltag unserer germanischen Vorfahren machen läßt. Wir können dabei den sowohl technisch wie künstlerisch vollendeten Leistungen unserer Vorfahren unsere Bewunderung nicht versagen, sei es beim Betrachten der Geräte zur Körperpflege, der Schmucksachen, Gewandspangen, Armringe, des Hals Schmuckes aus Gold, Bronze und Bernstein oder der Dosen und Gefäße, der Urnen, Werkzeuge, Gießformen, Waffen, kultischen Geräte usw. Germanische Kunst der Bronzezeit wollte jeden Gegenstand des Lebens über seinen nüchternen Gebrauchszweck hinaus zum Kunstwerk machen. Kunst war also in jener Zeit weitgehend ins werktätige Volk eingedrungen. Das Buch gibt uns ein abgerundetes Bild vom Leben und von der Kultur der Zeit, die als der Beginn der großen Geschichte des Germanentums anzusehen ist.“



MS.-Erzieher, Darmstadt.

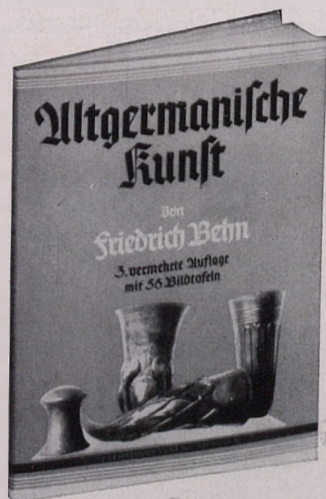
Altgermanische Kunst

Mit 56 prächtigen Bildtafeln. 3., vermehrte Auflage. Kart. Mf. 3.60

Aus dem Inhalt: Tongefäße der Steinzeit / Gürtelscheibe der älteren Bronzezeit / Der Sonnenwagen von Trundholm / Goldgefäße / Gesichtsurne / Beschläge von Waffen / Bronzefette / Buckelurnen / Prachtfibeln / Dosenfibeln und Gürtelfibeln aus Gotland / Aus dem Goldfund von Hiddensee / Adlerfibeln aus Norditalien und Mainz / Schwertgriffe / Griff eines Wikinger-schwertes aus Upland / Schnallen der Völkerwanderungszeit / Schmuckplatte aus Schonen / Fränkische Gläser / Weihkrone König Svinthilas / Vogelkopf aus Holz / Schmucksachen der heiligen Kunigunde / Das Osebergsschiff / Fränkischer Grabstein / Beschlag von Wendel in Upland / Grabmal Theoderichs-des Großen / Torhalle von Lorsch / Tür der Kirche von Hal u. a. m.

„Der Name des Verfassers Prof. Dr. Behn bürgt für die hervorragende Qualität von Text und Bildmaterial. Schmuckstücke, Gebrauchsgegenstände, Waffen, Plastiken und Bauten von einzigartiger Schönheit widerlegen ohne viele Worte die gehässige Legende vom Barbarentum unserer Vorfahren. Ein Volk, das aus grauer Vorzeit schon mit derartigen Kulturleistungen aufwarten kann, reißt sich ein unter die Spizennationen der Welt. Für die Schule dürfte die Dr. Behnsche Auswahl als Mittel zur Hebung des nationalen Selbstbewußtseins unentbehrlich sein.“

Reichszeitung der deutschen Erzieher.





Wer kennt Germanien?

Von Charlotte Köhn-Behrens

unter Mithilfe der Professoren: F. Genzmer, Marburg / H. Hahne, Halle a. S. / D. Kunkel, Stettin / H. Meyer, Göttingen / R. Mielke, Berlin / G. Neckel, Berlin / J. Polkorny, Berlin / B. Freih. von Richthofen, Königsberg / J. D. Scheel, Kiel / E. Schröder Göttingen / C. Schuchhardt, Berlin / G. Schwantes, Kiel / W. Unverzagt, Berlin / W. Vogel, Berlin / H. Zeiß, München.

Mit 94 Abbildungen. Preis: in Steifumschlag mit Leinenrücken Mk. 4.—, Lwd. Mk. 5.—

Kurzer Streifzug durch das Buch: Liebe—Ehe—Familie. Mitgift des Mannes. Witwenverbrennung? Kindesaussetzung? Kannten die Germanen Himmel und Hölle? Kultstätten. Irminsul. Der Ursig der Arier. Bau und Siedlung. Lebensweise und Ernährung. Bernsteinhandel. Das kostbare Salz. Handwerk. Germanisches

Recht, Blutrache, Sachsenspiegel. Das Thing, Zauber und Recht, Kriegswesen, Blutfahne, Kleidung, Bewaffnung, Schmuck. Wie ging die christliche Bekehrung vor sich? Die Wikinger. Das Schicksal der Wikingerstadt Haithabu. Über die Ura-Linda-Chronik. Was ist Thule?

Germanische Gothik

Von Prof. Dr. Franz Bock, Berlin. Mit 55 Bildern auf 48 Bildtafeln. Kart. Mk. 4.—

Auf 48 Bildtafeln wird hier ein Überblick über die vierhundertjährige Entwicklung der germanischen Gothik gegeben (1150 bis 1550). Sie reicht im weiteren und tieferen Sinne in allen germanischen Ländern vom Völkerwanderungsstil, ja in einigen Zügen von der germanischen Steinzeit bis zur Gegenwart.

Aus dem Inhalt: Bernau, Sakristei / Mastenkirche / Celle, Bauernhaus-Diele / Minden, Treppenspeicher / Die Dome zu Amiens, Chartres, Salisbury, Amsterdam, Magdeburg, Soest, Wiesenkirche / Nürnberg, Lorenzkirche / Straßburger Münster / Meran / Braunschweig, Dom / Dettelbach, Rathaus / Die Domkirche zu Linköping, Burgos, Mailand, Florenz / Naumburg (Kapital) / Zwickau, Marienklage / Rottle, St. Jürgen / Paris, St. Chapelle / Werke von J. v. Eyck, Rembrandt, Meißner, Altdorfer / Hamburg, Hauptbahnhof / Essen, Ev. Kirche / Hobler, Holzfäller / Mehner, Bismarckkopf.



Deutsche Volkstrachten

aus der Sammlung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Herausg. von Dr. Rudolf Helm. Mit 115 Trachtenbild. auf 48 schwarz. u. 8 farb. Taf. Kart. Mk. 4.—

Mit seinen, teils farbigen 115 Trachtenbildern gibt dieser Band einen Überblick über die ungeheure Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Farbenpracht unserer alten Volkstrachten, zeigt, wie eng mit der Kleidung Sitten und Gebräuche, Feste und Arbeitsbedingungen verbunden waren. Abgebildet sind Trachten aus allen Teilen des deutschen Sprachgebietes, so auch aus Holland, aus der Schweiz, aus Tirol, aus Nord- u. Süddeutschland. Durch die weitberühmte Trachtensammlung des Germanischen Museums wird der Allgemeinheit ein besonders reizvolles Feld deutscher Volksart erschlossen.

In neubearbeiteter, um zahlreiche Abbildungen vermehrter Auflage erschien:

Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehung zu Mensch und Landschaft

Von Prof. Dr. Robert Mielke.

Neu bearb. 2. Aufl. Mit 114 Abb.

Geh. Mk. 6.60, Lwd. Mk. 8.—



Der Römerberg in Frankfurt a. M.

Die vorgeschichtliche Siedlung / Die Siedlungsformen: Einzelhof, Hausendorf, Straßendorf, Runddorf / Siedlung der Ebene: Der erste Vorstoß germanischer Völker. Die „Bauernschaft“ als politische Einheit. Werden und Wachsen der Städte / Die mitteldeutsche Siedlung: Das fränkische Haus. Farben und Formen in Hessen. Der Siebel als Ausdruck des Bürgergeistes / Glaube an Hexen und Zauberei. Haberbeldtreiben und Totenkulte in Bayern. Firskonstruktio n der Sagazeit / Die Siedlung des Hochgebirges: Das Alpenhaus. Der Kultus des Daches. Häuserbemalung und Marterln / Die moderne Siedlung: Die verhängnisvolle Wirkung der Industrialisierung. Die Mietwohnung. Neues Dorf und neue Stadt.

Das Buch Mielkes ist heute notwendiger als je! Zwar erfüllte es bei seinem ersten Erscheinen 1927 schon eine große, vordringliche Aufgabe, die Erbauer unserer Wohnstätten von den eingeschlagenen Abwegen einer art- und volksfremden Architektur zurück- und zur Besinnung zu rufen. Heute erkennen wir, wie berechtigt Mielkes Mahnung war, wenn wir die kahlen, fremden und gewiß nicht mehr schön empfundenen Gebilde sehen müssen.

Die nunmehr vorliegende 2. Auflage wird die Gedanken Mielkes in noch weitere Kreise tragen.



Wimpfen a. Berg

Nicht „Mechanisierung des Menschen und Gleichmachung der Lebensformen, sondern die Entwicklung aller Anlagen, die der Einzelne, die Familie, der Stamm und das Volk als Erbmasse von Geschlecht zu Geschlecht übernommen haben, ist dem Deutschen immer der tiefe Inhalt seiner Arbeit gewesen“. Diesen verschiedenen Entwicklungen der deutschen Stämme ging Robert Mielke in gewissenhaftem Forschen nach und zeigte das Verwachsensein der Menschen und Sippen mit Wohnung, Haus und Wirtschaft. Der Freund volks- und heimatkundlicher Forschung, vor allem aber jeder am Bau- und Siedlungswesen Anteilnehmende wird die lebendig vorgetragenen Gedanken Mielkes mit Gewinn lesen. Es ist notwendig, die naturgesetzmäßigen Forderungen zu erkennen, wenn wir der Aufgabe, bodenständige Eigenart zu wahren und aus ihr heraus neue Kulturwerte zu schaffen, gerecht werden wollen.

Ein eindrucksvolles, lebendiges Bild vom Leben unserer germanischen Vorfahren vermittelt das bedeutsame Werk des Reichsbauernführers, Reichsernährungsminister

R. Walther Darré

Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse

5. Auflage. 23.—28. Tausend. 483 Seiten. Geh. Mk. 8.—, Lwd. Mk. 10.—

Aus dem reichen Inhalt des Buches: Die Frau bei den Germanen / Nomadenzwingsburgen / Die Siedlungsweise der Germanen / Warum Sparta unterging / Höhlenleben und Schneezeiten / Nomadische und nordische Staatsauffassung / Das Wesen des preussischen Staates / Kaufmann und Händler / Nomadische und nordische Kampfweise / Der Einbruch der Hunnen in Europa / Die altnordische Kampfanlage / Ritterlichkeit im Kampfe / Adel und Volk bei den Deutschen / Begriff der Ebenbürtigkeit / Das uneheliche Kind / Scheidung und Vielehe / Über das Aussehen der Kinder / Volksaufzucht und Verteilungslehre / Die jüngeren Bauernföhne / Gattenwahl.

„Es ist das gewaltige Verdienst Darrés, in dem vorliegenden Buche das Bauerntum als die Ur- und Grundform nordischen Seins an Hand des germanischen Rechtes, der Sitten und unzähliger anderer Belege aus der germanischen Geschichte und Vorgeschichte schlagend und klar erwiesen zu haben.“
Nat.-Soz. Monatshefte

Vom gleichen Verfasser erschien:

Neuadel aus Blut und Boden. 34.—39. Tausend. 234 Seiten.

Geh. Mk. 5.20, Lwd. Mk. 6.30

PUBLIUS CORNELIUS TACITUS, GERMANIA

Herausgegeben, übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Dr. Eugen Fehrlé
Ministerialrat im Bad. Ministerium des Kultus und Unterrichts, o. Prof. an der Univ. Heidelberg
Lateinischer und deutscher Text gegenübergestellt, mit 48 Abb. auf 16 Tafeln und im
Text und einer Karte. 2., verbesserte Auflage. Geh. Mk. 3.60, Lwd. Mk. 4.80

Fehrlé's Germania-Ausgabe im Urteil der Fachpresse:

„Dem Originaltext ist jedes Kapitel in der treuen und doch sich flüssig lesenden deutschen Wiedergabe gegenübergestellt; ein ausgezeichnete Bilderteil schließt sich an. Diesem folgen Anmerkungen, welche die neuen und neuesten Ergebnisse der klassischen und germanischen Altertumswissenschaft verarbeiten.“
Historische Zeitschrift

Deutsche Landeskunde. Umrisse von Landschaft und Volkstum in ihrer seelischen Verbundenheit. Von Ewald Banse, Professor für gestaltende Geographie an der Technischen Hochschule Braunschweig

I: Deutschland als Ganzes. Nieder- u. Mittelddeutschland. Mit 60 Abb. Lwd. Mk. 12.—

II: Süddeutschland und Alpenland. Mit 59 Abbild. und 2 Karten. Lwd. Mk. 12.—

I/II in einem Band Mk. 20.—

„Es ist ein neuartiges Sehen und Erfassen der Landschaft in ihrer Einheit und Ganzheit, es ist das Bewußtwerden des Erlebens von Volkstum und Landschaft in ihrer gegenseitigen seelischen Verbundenheit. Es ist ein Werk, das dem vollendeten Wissenschaftler und Menschen Banse und seiner großen sprachlichen Gestaltungskraft durchaus entspricht.“
Geographischer Anzeiger

Volk und Rasse. Illustrierte Monatschrift für deutsches Volkstum, Rassenkunde, Rassenpflege. 11. Jahrgang 1936. Schriftleitung: Dozent Dr. Bruno K. Schulz, Berlin
Bezugspreis für 3 Hefte vierteljähr. Mk. 2.—, Einzelheft Mk.—.70. Probehefte kostenlos

„Volk und Rasse“ gibt Monat für Monat mit wissenschaftlicher Sachlichkeit in anregender Weise jedem Deutschen Bericht über alle Fragen der Rassenkunde, Rassenhygiene, Erblichkeitslehre, Familienforschung, Bevölkerungspolitik und der deutschen Vorgeschichte.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW